<36602210440011

<36602210440011

Bayer. Staatsbibliothek

~~17~~

Biogr. &. 7 ed

13

Adelung

Ut. 11208.

~~Biogr. coll. 125.~~

Geschichte
der menschlichen
Narrheit,
oder
Lebensbeschreibungen
berühmter Schwarzkünstler, Goldmacher, Teufelsbanner, Zeichen- und Liniendeuter, Schwärmer, Wahrsager, und anderer philosophischer Unholden.

Dritter Theil.

Leipzig,
in der Weygandschen Buchhandlung,
1787.

BIBLIOTHECA
REGIA
MONACENSIS

Bayerische
Staatsbibliothek
München

Inhalt.

28. Der Graf von Buquoy, ein Querkopf. S. 3

29. Johann Elias Cornäus, ein Teufelsbanner. 29

30. Elie Marion, ein Inspirirter. 55

31. Durand Fage, auch ein Inspirirter. 93

32. Johannes Cario, ein Sterndeuter. 110

33. Favorinus, ein Zweifeler. 148

34. Pe-

34. Peter Aretin, ein Lästerer. 168

35. Nicolaus Flamel, kein Goldmacher. 242

36. Pierre de Montmaur, ein Niederträchtiger. 303

37. David Joris, ein Mystiker. 336

28. Der Graf von Buquoy, ein Querkopf *).

Johann Albert d' Archambaud, Graf von Buquoy, stammte aus einem vornehmen Geschlechte in Champagne her, welches sich von den Königen von Schottland herzuleiten pflegte, aber durch Verschwendung in Verfall gerathen war. Der unsrige ward bald nach 1650 gebohren, allein da er seine Eltern bereits im vierten Jahre seines Alters verlohr, so wurde seine Erziehung, allem Ansehen nach, verwahrloset, daher sein von Natur überaus lebhafter Charakter

*) Sein Leben stehet in den Lettres historiques & galantes de Mad. C., oder der seltsamen Mad. du Noyer, welche diesen Abenteurer in Holland genau kannte. Es nimmt daselbst mehrere Briefe ein, welche Buquoy um 1717 mit einer Vorrede besonders herausgab, und zwar unter dem Titel: Evènement des plus rares ou l'histoire du Sr. Abbé Comte de *Buquoy*. Man hat davon auch eine deutsche Uebersetzung unter dem Titel: Die Hölle der Lebendigen u. s. f. Ohne Ort 1719, 8. Einige Nachrichten von ihm kommen auch vor in des von Loen kleinen Schriften, Th. 1. S. 221. f.

eine so schiefe Richtung bekam, als er sein ganzes langes Leben hindurch zeigte. Er beschäftigte sich bis in das siebzehente Jahr seines Alters mit Studieren und andern seinem Stande angemessenen Uebungen, und nahm darauf Kriegsdienste, in welchen er fünf Jahr verharrete, und dabey wie andere junge leichtsinnige Franzosen seines Standes lebte. Allein, als er dabey einmahl in eine sehr grosse Gefahr gerieth, so that er ein Gelübde, sein Leben zu ändern, wenn er daraus errettet werden sollte, und da das letztere glücklich geschahe, so dachte er im 22sten Jahre seines Alters, etwa um 1673 oder 1674 auf die Erfüllung seines Gelübdes, und begab sich daher zu den Jesuiten nach Strasburg, unter ihrer Anleitung die bisher von ihm vernachlässigten Wahrheiten der Religion zu studieren. Bey seiner natürlichen Lebhaftigkeit fiel er mit seiner ganzen Einbildungskraft auf denjenigen Gegenstand, welchem er sich widmete, und so war es denn kein Wunder, daß er von seinen ehemahligen freygeisterischen Grundsätzen in die entgegengesetzte Schwärmerey fiel, und ein Andächtler ward, und da er in keinem Stücke Maße halten konnte, so beschloß er, sich der Welt ganz zu entziehen, und ein Karthäuser zu werden. Er begab sich daher zu dem Prior des Karthäuserklosters, vermuthlich zu Strasburg, und machte ihm seinen Vorsatz bekannt, der denn denselben allem Anscheine nach billigte. Allein der unsrige änderte denselben sehr bald wieder, und zwar

auf Veranlassung eben dieses Priors; denn so oft Buquoy zu ihm kam, sich mit ihm von seiner künftigen Bestimmung zu unterreden, fragte dieser ihn nach Neuigkeiten. Dieß fiel ihm auf, und da er entschlossen war, der Welt völlig abzusterben, so schloß er aus der Neugierde des Priors, daß dieser Orden immer noch mit der Welt in Verbindung stehen müsse, gab daher sein Vorhaben auf, und suchte sich einen andern Orden, der seinen Absichten angemessener wäre.

Der Orden de la Trappe ist, wie bekannt, der strengste in der römischen Kirche, und damahls, da der Abt Boutillier de Rancé ihn erst vor kurzem gestiftet hatte, hatte er noch alle die unvernünftige Strenge, die dieser ihm zu geben gut fand. Buquoy begab sich in das Kloster la Trappe, und vermehrte die Härte seines neuen Standes noch durch willkührliche Zusätze. So machte er es sich zu einem Gesetze, unaufhörlich an Gott zu denken, und so oft ihm ein anderer Gedanke einfallen würde, den Finger auf die Erde zu halten. Da dieses bey seiner lebhaften Gemüthsart sehr oft geschehen mußte, so ward er durch diese und andere Kasteyungen so abgemattet, daß auch sein Leben in Gefahr kam. Da er nun eben noch nicht Willens war, der Welt gerade auf diese Art abzusterben, so bildete er sich ein, daß er zur Betrachtung himmlischer Dinge noch nicht geschickt genug sey, und beschloß, sich dazu auf eine oder die andere Art vorzubereiten.

Seine lebhafte Einbildungskraft half ihm sehr bald aus der Verlegenheit. Er besann sich, daß es Heilige genug gegeben habe, welche sich eben nicht zwischen vier Mauern zu einem ewigen Stillschweigen verurtheilet hätten. Besonders fiel ihm der heil. Ignatius ein, welcher den größten Theil seines Ruhmes seiner irrenden Ritterschaft zu danken hatte, und da diese seinem lebhaften Charakter angemessener war, so beschloß er, nach dessen Beyspiele die Welt zu Fuße zu durchwandern; ob zu predigen, Ungläubige zu bekehren, oder auf welche andächtige Abenteuer auszugehen, wird nicht gemeldet. Genug, er nahm seinen Abschied aus dem Kloster la Trappe, trat seine Wanderschaft an, und nahm zuvörderst den Weg nach Paris.

Er war noch nicht weit gekommen, als er sein erstes Abenteuer bestehen mußte. Von den Kasteyungen in seinem Kloster noch ganz abgemattet, und von der Wanderschaft und Hitze ermüdet, gieng er in einen an dem Wege gelegenen Weinberg, und brach einige Trauben ab, sich zu erfrischen. Zum Unglück ward der Hüter ihn gewahr, und verwies ihm seine Vertraulichkeit auf eine vielleicht ein wenig zu heftige Art. Buquoy vergaß in dem Augenblicke die Lehren der Demuth, welche man ihm in dem Kloster beygebracht hatte, und die Pflichten seines neuen Berufes, zog den Degen und jagte den erschrockenen Menschen in die Flucht. Doch er faßte sich sogleich wieder, bereuete seine Ueber

eilung, und um sich selbst dafür zu strafen, vertauschte er seine bordirte Kleidung, welche er noch mit aus dem Kloster gebracht hatte, mit den Kleidern des ersten Bettlers, welcher ihm begegnete, und setzte in diesem Aufzuge seinen Weg fort.

In diesem Zustande kam er zu Paris an, allein, weil seine Gesundheit äusserst geschwächt ward, so brachte er zwey ganzer Jahre damit zu, sie nur in soweit wieder herzustellen, daß sie zu neuen Abenteuern geschickt ward. Er hätte in dieser Zeit Muße genug gehabt, einen vernünftigen Entschluß zu fassen; allein sein Kopf und seine Phantasie waren einmahl verschoben, daher er auf lauter aberwitzige Entwürfe gerieth. Er entdeckte, daß der Stolz seine herrschende Leidenschaft sey; um nun diesen zu demüthigen, beschloß er, nach Rouen zu gehen, seinen Nahmen zu verändern, und in der Armenschule ohne Lohn zu unterrichten. Er führte diesen Entschluß auch wirklich aus, nahm zum Beweise, daß er der Welt völlig abgestorben sey, den Nahmen le Mort an, und befand sich anfänglich sehr wohl dabey, zumahl da er hier zu keinem Stillschweigen verbunden war, welches ihm in dem Kloster la Trappe am schwersten angekommen war. Ob nun gleich niemand seinen wahren Stand wußte, so zeichnete er sich doch durch seine guten Sitten, seine Fähigkeiten, und seinen Andachtseifer vor andern sehr bald aus, so daß auch die Jesuiten aufmerksam auf ihn wurden, und da sie ihn für

ein geschicktes Werkzeug in ihrer Hand hielten, so gaben sie sich Mühe, ihn in ihren Orden zu ziehen, welches er aber ausschlug, aus Furcht, er möchte wieder mit der Welt in Verbindung gerathen, mit welcher er nun einmahl nichts weiter zu thun haben wollte. Kaum war diese Versuchung überstanden, so entdeckte ihn ein Officier, der ihn ehedem gekannt hatte, und da die Achtung, welche er sich bereits erworben hatte, dadurch nur vermehret wurde, so bewog ihn solches, sich dem lauten Beyfalle der Welt zu entziehen, und sich in das Seminarium für Fremde nach Paris zu begeben.

Als er daselbst angekommen war, hätte seine Schwärmerey beynahe eine andere Richtung bekommen. Es war im Jahre 1689, und der Französische Hof ging damals eben damit um, eine Landung zum Besten des aus England vertriebenen Königs Jakob, in Irrland zu unternehmen. Dem Buquoy war es nur um Abenteuer zu thun, sie mochten übrigens seyn, von welcher Art sie wollten. Das gegenwärtige schien seiner nicht unwürdig, und er gab sich Mühe, unter die Truppen, die dazu bestimmt waren, aufgenommen zu werden. Allein seine in la Trappe geschwächte Gesundheit, welche durch seine Anstrengung zu Rouen noch mehr gelitten hatte, spielte ihm hier wieder einen tückischen Streich. Sie ward so hinfällig, daß er auch seine Absicht auf das Seminarium der Fremden aufgeben mußte, und seine Brust ward so schwach,

daß er auch nicht mehr reden konnte, welches für ihn das gröste Leiden war. Nachdem er auf diese Art vier ganzer Jahre auf seinem Zimmer zugebracht hatte, und keine Arzeney etwas verfangen wollte, beschloß er, die Luft zu verändern, und zog daher in die Vorstadt St. Antoine. Hier erhohlte sich seine Gesundheit wieder; allein, da er nicht lange müßig seyn konnte, so beschloß er, eine Gesellschaft von Priestern zu errichten, welche aus der Vertheidigung der christlichen Religion ihr Hauptgeschäft machen sollten. Sein Vorhaben fand Beyfall und Widerspruch, und da er alles auf das Aeusserste zu treiben gewohnt war, so erhitzte der erstere ihn so sehr, als der letztere ihn aufbrachte. Seine Gesundheit ward dadurch von neuem angegriffen, und die Ausführung seines Vorhabens verzögert. Allein dieser Umstand hatte für ihn noch eine andere und weit wichtigere Wirkung. Da er eine Gesellschaft zur Vertheidigung der christlichen Religion gründen wollte, so war es wenigstens billig, daß er die vornehmsten Gründe ihrer Wahrheit selbst kannte. Er fieng an zu untersuchen; allein da seine Kenntnisse sehr seicht und oben abgeschöpft waren, und er immer bey den ersten Eindrücken stehen blieb: so fieng er selbst an, Zweifel zu bekommen. Besonders fiel ihm das auf, daß er bisher noch keine Wunder habe thun können, ob er gleich keinem Heiligen in der Welt an frommen Unsinn etwas nachgegeben habe. Er fieng also damit an, daß er die Wunder der Heiligen

bezweifelte, und schloß mit dem völligen Unglauben in Ansehung aller Religion; kurz, er ward wieder ein so erklärter Freygeist, als er vor zwanzig Jahren nur immer gewesen war.

Da nun die Andächteley keine Reitze mehr für ihn haben konnte, so faßte er den Entschluß, sich wieder mit der Welt auszusöhnen, und statt der kirchlichen Abenteuer auf weltliche auszugehen. Er gab sich seinen Verwandten wieder zu erkennen, welche in langer Zeit nichts mehr von ihm gehöret hatten, und ihn, da sie ihn nun vernünftig glaubten, mit offenen Armen aufnahmen. Es fiel ihm um diese Zeit eine geistliche Pfründe zu; allein, da die Kirche ihm zum Eckel geworden war, so gieng er wieder in Kriegesdienste.

Er wohnte in denselben 1704 dem Treffen bey Hochstädt bey, und da er nach demselben Gelegenheit zu sehen glaubte, sowohl sein persönliches Glück zu machen, als auch seiner Familie wieder aufzuhelfen, welche durch die Verschwendung seines verstorbenen Vetters und durch den Haß, welchen Louvois gegen denselben gefaßt hatte, sehr in Verfall gekommen war: so beschloß er, ein eigenes Regiment anzuwerben. Seine Lebhaftigkeit, sein Witz, und die Leichtigkeit, mit welcher er über alles, und selbst über gelehrte und philosophische Gegenstände zu schwatzen wußte, und welche man in der großen Welt immer für Philosophie hält, erwarb ihm unter den Großen Gönner und Freunde, und er war

eben im Begriffe, die Früchte davon einzuärnten, als sein seltsamer Humor und seine gewöhnliche Unbesonnenheit, alles auf einmahl wieder verderbten, uud ihn in ein Labyrinth stürzten, in welchem er in seinem ganzen folgenden Leben herum irrte.

Ehe er noch sein Regiment anwarb, wollte er eine gewisse ansehnliche Familie in Bourgogne besuchen. Ludwigs 14. unsinnige Kriege nöthigten ihn, sein Volk mit ungeheuren Auflagen zu drücken, und jedermann murrete jetzt laut darüber. Besonders verursachte die schwere Auflage auf das Salz die empfindlichsten Klagen, weil sie gerade der ärmsten Klasse im Staate am lästigsten war, und verleitete viele tausend Wagehälse an den Lotharingischen Gränzen, Salz mit gewaffneter Hand in Champagne und Bourgogne einzuführen, und damit bis an die Thore von Paris zu handeln. Beyde Provinzen waren damahls in einer Art von Aufruhr, weil die königlichen Truppen häufige Scharmützel mit den bewaffneten Schleichhändlern hatten, welche von den Einwohnern, wo nicht öffentlich, doch unter der Hand unterstützt wurden. Buquoy hatte sich bisher wenig um die Welt bekümmert, daher war das, was er jetzt sahe und hörte, ihm etwas Neues und Ungewöhnliches, und da der erste Eindruck bey ihm immer eine unwiderstehliche Gewalt äusserte, und er alles zu übertreiben gewohnt war, so ließ er seinem Unwillen über Tyranney und despotische Gewalt

freyen Lauf, wo sich nur eine Gelegenheit dazu anboth. Zuerst geschahe solches an der Tafel des Grafen de la Riviere, königlichen Statthalters in Bourgogne, wo er wider die unumschränkte Gewalt declamirte, und damit Aufsehen machte. Als er wieder nach Paris reisen wollte, traf er zwischen Lyon und Solieu zwey Freunde an, welche eben von ihren Gütern hatten eine neue Schatzung geben müssen, und darüber ungehalten waren. Das war für ihn eine neue Aufforderung, seine Lunge auf Kosten der königlichen Gewalt in Bewegung zu setzen, und einen Entwurf einer Staatsverfassung auszukramen, bey welcher jedermann glücklich seyn könnte. Der Wirth und einige Fremde, welche mit bey Tische waren, hörten ihm mit Erstaunen zu; doch hatte es diesmahl keine weitere Folgen. Er kam von hier nach Morchandgi, einem Dorfe zwey Meilen von Sens, stieg vor dem Wirthshause ab, und forderte eine Suppe. Die Wirthinn brachte sie ihm, allein da sie ihm zu gesalzen schmeckte, so sagte er im Scherze, man sehe wohl, daß das Salz an diesem Orte wohlfeil sey, und daß die Schleichhändler es häufig dahin brächten. Die Wirthinn wollte dieses nicht an sich kommen lassen, sondern erzählte vielmehr, daß sie eben eine große Niederlage erlitten hätten, und daß die meisten von ihnen nach einer heftigen Gegenwehre wären niedergehauen worden. „Die „armen Teufel, sagte der Graf, dauern mich; „hätten sie einen Mann, wie ich bin, zum An-

„führer gehabt, so hätte es anders gehen sollen;" und nunmehr folgte eine neue Declamation wider ungerechte Auflagen und Mißbrauch der Gewalt, und ein neuer Entwurf zu einer bessern Regierungsform. Zum Unglücke saß der Schulze des Dorfes nicht weit davon, fand die Reden verfänglich, und fragte den unbesonnenen Schwätzer, wer er sey. Dieser antwortete trotzig und mit Drohen, welches den Schulzen bewog, in der Stille fortzugehen, und ein paar Straßenbereiter zu hohlen, welche den Grafen in Verhaft nahmen, der sich zwar anfänglich mit seinen Pistolen wehren wollte, aber sehr bald übermannet, und obendrein übel behandelt wurde. Da die Gewalt nichts helfen wollte, suchte er seine Loslassung durch Geld zu bewirken; allein der Schulze war seiner Pflicht zu sehr eingedenk, als daß er sich hätte sollen bestechen lassen. Man brachte ihn also nach Sens, und nachdem der Stadtrichter ihn verhöret hatte, ließ er ihn als einen Aufwiegler und Anführer der Schleichhändler in das Gefängniß setzen, bis er die Sache würde nach Hofe berichtet haben.

Einem so ungestümen Menschen mußte das sehr ungelegen seyn; allein, da er der Gewalt nicht widerstehen konnte, so suchte er seine Gefangenschaft wenigstens geheim zu halten. Er hatte sich mit dem Erzbischof von Sens überworfen, welcher seinen abenteuerlichen und unruhigen Charakter zur Genüge kannte, indem er seit einigen Jahren mit ihm in einen unnöthigen

Proceß verwickelt war; daher er nicht ohne Grund befürchtete, dieser möchte das Vergeltungsrecht ausüben, und ihm bey dieser Gelegenheit eben nicht die besten Dienste leisten. Allein die Emsigkeit seiner Freunde vereitelte diese Vorsicht, indem sie von seinem Verhafte vieles Aufhebens machten, daher derselbe dem Erzbischofe sehr bald zu Ohren kam. Indessen wurde ein Gericht zu Sens niedergesetzt, wozu der Richter von Melun mit abgeordnet war, den gefangenen Schleichhändlern den Prozeß zu machen, und nun fand man zwar, daß der Graf mit diesen nichts zu thun hatte, allein seine unbesonnenen Reden machten doch, daß man sein bisheriges Betragen genauer untersuchte, daher der Richter von Melun den ganzen Weg, welchen Buquoy genommen hatte, zurück gehen, und überall Erkundigung einziehen mußte, da denn die obigen und vielleicht noch andere Umstände mehr an den Tag kamen. Es kam dazu, daß man verschiedene verdächtige Sachen, z. B. eine Larve, allerley mit verborgenen Zeichen geschriebene Papiere und Briefe u. s. f. bey ihm gefunden hatte, ingleichen, daß der Erzbischof zu Sens ihn als einen unruhigen und gefährlichen Menschen schilderte, der seine Freyheit nicht zu gebrauchen wüßte. Der Graf hatte bisher einen leidlichen Verhaft gehabt, und konnte in dem Hofe vor dem Gefängnisse herum gehen; allein, als er sahe, daß die eingezogenen Nachrichten seine Sache nur schlimmer, wenigstens weitläufiger machten, so

häufte er seine bisherigen Unbesonnenheiten mit einer neuen, indem er seine Mitgefangenen und besonders die Schleichhändler aufzuwiegeln suchte, daß sie sich nebst ihm mit Gewalt in Freyheit setzen sollten. Allein die Sache ward verrathen, und man brachte ihn nunmehr in eine engere Verwahrung, indem man ihn dem geistlichen Gerichte des Erzbischofs übergab. Buquoy suchte auch hier der Gerechtigkeit trotz zu biethen, und verleitete die Tochter des Gefangenwärters, ihm zu seiner Flucht behülflich zu seyn. Allein auch dieses Vorhaben ward entdeckt, daher man ihn auf Befehl des Hofes, an Händen und Füßen geschlossen, und unter einer guten Wache von zwölf Mann nach Paris brachte. Seine Begleitung kehrete in dem Dorfe Montreau ein, daselbst zu Mittage zu speisen, und der Gefangene ließ sich dem Scheine nach nichts anfechten, sondern speisete mit dem besten Appetite von der Welt, fand aber doch Mittel sich einiger Schriften, welche ihm hätten gefährlich werden können, zu entledigen; woraus zu erhellen scheinet, daß er wirklich mit einem ernsthaften Plane umgegangen, und daß sein Vergehen nicht bloß in zufälligen unbesonnenen Ausdrücken bestanden habe. Den Abend kam man in Melun an, daselbst Nachtlager zu halten, und Buquoy machte hier einen neuen Versuch, sich in Freyheit zu setzen. Er stellte sich krank, damit die Wache sich nicht neben ihm niederlegen möchte, und ward daher nur mit einem Fuße an die Bettpfoste ge-

schlossen. Als er glaubte, daß alles eingeschlafen sey, hob er den Himmel des Bettes ab, zog die Kette über die Pfoste, befestigte sie an seinem Gürtel, und suchte das Fenster zu erreichen. Weil es aber finster war, so stieß er an einen der Wächter, welcher darüber erwachte und Lärm machte. Der Graf ward nunmehr noch härter geschlossen, und nach seiner Ankunft zu Paris in das Fort l'Eveque gebracht.

Hier hatte er die ersten Tage Freyheit in dem Hofe spatzieren zu gehen; allein da sich nach dem ersten Verhöre so viele nachtheilige Umstände wider ihn ergaben, so ward er enger eingesperrt, und jedermann der Zutritt zu ihm versagt. Da er voraus sehen konnte, daß sein Verhaft sehr lange dauern würde, so ging er von Anfange an, mit den Gedanken um, ihn selbst abzukürzen. Allein das war so leicht nicht, wenigstens mußte er das Terrain vorher genau kennen lernen. Das Fenster seines engen Behältnisses war so hoch und so vermacht, daß er kaum den Himmel dadurch sehen konnte; allein vor seiner Zelle befand sich ein Boden, auf welchem allerley Geräth verwahret ward, und in welchem sich ein unvermachtes Fenster befand. Um sich dessen zu bedienen, stellete er sich an einem Tage, als man ihn aus dem Verhöre brachte, und er an das Dachfenster kam, unpaß, und bath den Stockmeister, ihm zu erlauben, daß er frische Luft schöpfen dürfte. Dieser fand darin kein

Bedenken, und Buquoy nahm nunmehr die Gegend in Augenschein. Er sahe, daß das Fenster auf die Mauer des Vallee de Misere ging, aber er sahe zugleich, daß er sich in einer fürchterlichen Höhe von sechs Stock befand, und entdeckte eine Menge spitziger eiserner Stangen, welche von den untern Fenstergittern in die Höhe gingen, und von oben einen Wald von Stacheln vorstelleten. Der Anblick verursachte ihm Entsetzen, schreckte ihn aber doch seine Verwegenheit nicht ab.

Nachdem er wieder in seine wohlverwahrte Zelle gekommen war, dachte er nur auf Mittel, sein Vorhaben auszuführen. Es kam nur darauf an, wie er aus seinem Gefängnisse auf den Boden gelangen könnte. Die Thür zu erbrechen war bey ihrer Festigkeit und dem Mangel aller Werkzeuge nicht möglich; überdieß hätte es auch zu vieles Geräusch gemacht. Nach vielen Ueberlegungen fand er, daß kein besseres Mittel sey, als sie durchzubrennen. Er bath daher den andern Tag den Stockmeister um Erlaubniß, daß er sich sein Essen selbst bereiten möchte, und forderte weiter nichts als Eyer und Kohlen. Da er seine Bitte mit einem guten Trinkgelde begleitete, so erhielt er das verlangte, und fieng gegen die Nacht seine Operation an. Er legte die Kohlen unten an die Thür, blies sie an, und brannte auf diese Art ein so grosses Loch, daß er durchkriechen konnte, worauf er das Feuer wieder

löschte. Nachdem er auf den Boden gekommen war, machte er sich die vielen Betten, welche daselbst lagen, zu Nutze, zerschnitt die Ueberzüge und machte sich daraus ein Seil, vermittelst dessen er glücklich über die Stacheln der Fenstergitter wegkam, nur daß seine Kleidungsstücke hier und da daran hängen blieben und zerrissen. Er hatte sich bey dieser Arbeit ein wenig verspätet, so daß der Tag bereits angebrochen war, sich auch schon Menschen auf den Gassen befanden, als er seine Reise antrat; allein einmahl mußte es gewagt seyn, und er langte glücklich auf der Mauer des Vallee de Misere an. Nur eine Schaar Knaben hätte ihn beynahe verrathen, indem sie hinter ihm herliefen und ihm nachschrien; allein es fiel zum Glück ein Platzregen, der sie zerstreuete. Er streiste nunmehr eine Zeitlang in Paris herum, und begab sich endlich zu einer Verwandten seines Bedienten, bey welcher er vorgab, daß er unter Weg s von Straßenräubern sey geplündert worden. Weil er sich aber auch hier nicht sicher glaubte, so verließ er sie noch vor Nachts und verbarg sich an einem sicherern Orte.

Hätte der Unhold nur ein wenig gesunden Verstand gehabt, so hätte er jetzt, da er einmahl wieder in Freyheit war, sich aus dem Königreiche gemacht. Allein er bildete sich ein, daß er ausser Frankreich nicht leben könnte, und streifte daher drey Viertel Jahre in und um Paris herum, und hatte dabey noch die Verwegenheit,

dem Könige eine Bittschrift nach der andern übergeben zu lassen, worin er sich zu rechtfertigen suchte, und um ein unpartheyisches Verhör bath. Als er endlich sahe, daß er nach neun Monathen keinen Schritt weiter gekommen war, als an dem ersten Tage, so beschloß er endlich aus dem Lande zu gehen. Allein er hatte nunmehr die beste Zeit versäumt, denn da eine streifende Partie der alliirten Truppen kurz vorher den Hrn. le Premier auf Französischem Gebiethe aufgehoben hatte, so wurden die Gränzen ungewöhnlich strenge bewacht.

Buquoy hatte überdieß keinen Paß, daher sahe man ihn zu Fere für einen entflohenen Reformirten an, und nahm ihn in Verhaft, bis man sich näher nach ihm würde erkundigt haben. Er gab sich für einen fremden Kaufmann aus, und nannte verschiedene Kaufleute in Paris, welche seine Correspondenten wären. Man schrieb dahin; allein er fand nicht rathsam, die Antwort abzuwarten, sondern suchte durch die Flucht zu entkommen, würde auch seine Absicht erreicht haben, wenn nicht die Frau von dem Hause, in welchem er bewacht wurde, den Lärm gehöret, und ihn verrathen hätte. Dieß machte ihn natürlich noch verdächtiger und man sahe ihn nunmehr für einen flüchtigen Verbrecher an, und sperrete ihn in ein finsteres Gefängniß ein. Er suchte zwar nochmals zu entkommen, war auch bereits durch den an den Gefängnißhof stossenden

Stadtgraben geschwommen; allein die ihm unglückliche Wirthin ward solches noch zu rechter Zeit gewahr, so daß man ihm nachsetzte, und ihn mit Koth bedeckt, wieder in sein Gefängniß führte. Weil man einen so verwegenen Menschen zu Fere nicht hinlänglich verwahren konnte, so brachte man ihn bald darauf nach Soissons, wo seinetwegen Bericht nach Hofe erstattet wurde, da denn der Befehl ankam, ihn in die Bastille zu führen, welches auch 1707 geschah.

Unser Unhold befand sich nunmehr an einem Orte, aus welchem, allem Ansehen nach, alle Flucht und Errettung unmöglich war; allein seiner Verwegenheit schien nichts unmöglich, und da er des Verhaftes und der Gefängnisse jetzt bereits gewohnt war, so sahe er sich schon bey dem ersten Eintritte in den Hof dieses fürchterlichen Gefängnisses auf allen Seiten um, sich mit der Lage des Ortes bekannt zu machen, und seiner Erfindungskraft Stoff zu neuen Planen und Entwürfen zu geben, und von dem ersten Augenblicke an schien es ihm nicht ganz unmöglich, auch hier der Festigkeit der Mauern und der Gewalt der Könige zu trotzen. Allein sein Vorhaben wird immer dadurch vereitelt, daß man ihn aus mancherley Ursachen immer aus einem von den acht Thürmen, in den andern, und aus einem Zimmer in das andere brachte, und ihm immer andere Gesellschafter gab, daher er seine Arbeiten immer von neuem anfangen mußte. Die Geschichte seiner mannigfaltigen Versuche ist weit-

läufig und vielleicht ein wenig verschönert, daher ich sie in das Kurze fassen will. Nachdem er eine Zeitlang aus einem Thurme in den andern gewandert war, so setzte man ihn zu einem Irländer und zu einem Deutschen Baron von Peken, welcher um deswillen war in die Bastille gesetzet worden, weil er gesagt hatte, der König könnte nicht anders als durch der Maintenon Brillen sehen. Der Irländer war unleidlich, und weil er auch zu des Buquoy Absicht nicht bequem schien, so verhetzte er ihn mit dem Deutschen, so daß sie sich mit den Hälften einer zerbrochenen Scheere duellirten, worauf der Irländer, welcher Unrecht haben mußte, von ihnen gebracht ward; zumahl da er schon angefangen hatte, den Deutschen zu der katholischen Religion zu bekehren, daher der Gouverneur beyde gern beysammen ließ. Sobald sie allein waren, suchten sie ein vermauertes Fenster zu durchbrechen. Allein ehe sie damit fertig waren, wurden sie beyde in einen andern Thurm verlegt, und fingen nunmehr an, die Gitter ihres Fensters mit einigen Feilen, welche Buquoy heimlich bey sich trug, zu durchfeilen. Als sie noch damit beschäftigt waren, brach der Fußboden ihres Zimmers durch, und sie fielen in die Zelle eines verrückten Jesuiten, der vor Schrecken völlig wahnsinnig ward, und dieß war Ursache, daß sie wieder in ein anderes Zimmer gebracht wurden. Der Deutsche ward über diese mißlungenen Versuche schwermüthig, und bekannte sich förmlich

zur katholischen Religion, in Hoffnung seine Freyheit zu erhalten, erhielt sie aber lange darnach, nachdem die Verzweifelung ihn zu dem Versuche eines Selbstmordes verleitet hatte. Da Buquoy so gut bekehren konnte, so brachte man ihn hierauf zu einem Reformirten, Nahmens Grandville, und da dessen Gemüthsart der Absicht des Grafen gemäß war, so beschäftigten sich beyde mehr mit den Mitteln zu ihrer Flucht, als mit der Religion. Ihre Gesellschaft ward bald darauf durch den Ritter von Soulange und noch einen andern verstärkt, welche ihr Vorhaben billigten, und zugleich mit Hand anlegten. Die Absicht war, das Gitter des Fensters abzufeilen, und sich mit Stricken, die sie aus ihren zerschnittenen Betten machen wollten, in den Graben hinab lassen wollten. Die Sache ging nach Wunsch, und der Graf war der erste, welcher sich den 4ten May 1709 in der Nacht niederließ und glücklich in den Graben kam. Er wartete zwey Stunden, ehe die drey übrigen erscheinen wollten; endlich kamen deren zwey an, denn Grandville konnte wegen seines starken Körpers nicht durch das Fenster, und mußte folglich zurück bleiben. Die drey Entkommenen konnten nicht einig werden, welchen Weg sie aus dem Graben nehmen wollten; endlich trennte sich Buquoy von ihnen, kletterte vermittelst einer Strickleiter auf die Contrescarpe und entkam über einige anstossende Dächer glücklich. Ehe er noch so weit gekommen war, hörte er an dem Orte, wo

er seine Gesellschaft gelassen hatte, ein Geschrey und sahe gleich darauf Feuer geben, und da er hernach nie wieder etwas von ihnen hörete, so glaubt er, daß die Wache sie entdeckt und niedergeschossen habe. Buquoy war glücklicher, streifte die Nacht über in der Stadt herum, und verbarg sich gegen Morgen bey einigen Freunden, welche ihm zugleich Mittel an die Hand gaben, das Königreich zu verlassen.

Diese Flucht, welche ihrer Seltenheit wegen, für etwas ausserordentliches gehalten wurde, machte in Paris so viel Aufsehen, als sie Zerrüttung in der Bastille verursachte. Renneville, welcher nachmals die Geschichte dieses berüchtigten Gefängnisses beschrieb, befand sich mit dem Buquoy zu einer Zeit in demselben, und bewohnte nebst einigen andern das Zimmer gerade unter ihm. Er versichert, der Gouverneur habe gleich darauf alle grosse Bäume in dem Garten umhauen, alle Winkel in der Contrescarpe ausfüllen, und alle Zierrathen abreissen lassen, an welche man nur einen Strick befestigen können. Man habe alle Gefangenen auf das genaueste durchsucht, und ihnen nicht allein alles Eisenwerk bis auf die geringsten Kleinigkeiten, sondern auch die Decken wegnehmen lassen. Die Zimmer wurden von dieser Zeit an alle Woche zweymahl besichtiget, und die Gitter und Mauern mit eisernen Hämmern untersucht. Renneville, welcher den Buquoy an seinen Gittern hatte feilen hören, ward für dessen Mitschuldigen gehalten, und kam

in ein elendes unterirdisches Gefängniß, in welchem er in kurzer Zeit seine Gesundheit verlohr. Wie es dem zurückgebliebenen Grandville ergangen ist, weiß weder Renneville noch Buquoy.

Der letztere war nun zwar in so fern klüger, als nach seiner Flucht aus dem Fort l'Eveque, daß er sich in Frankreich nicht länger aufhielt, als zu seiner heimlichen Durchreise nothwendig war; allein im Ganzen hatte sich der Verstand noch nicht bey ihm eingestellet, ob er gleich nunmehr wohl die Jahre dazu hatte. Schon der erste Schritt verräth es, indem er sich durch Bourgogne nach der Schweitz begab; und durch die Vermittelung des Französischen Gesandten, Grafen de Luc, mit dem Hofe wieder ausgesöhnet zu werden suchte, ob er gleich hätte wissen können, daß man in Frankreich dergleichen Vergehen, wie die seinigen waren, niemahls zu vergeben pflegt. In den Briefen der Madame du Noyer befindet sich eine den 22sten Jul. 1709 unterzeichnete Bittschrift, welche eine seiner Verwandten dem Könige übergeben haben soll. Ist sie ächt, so muß der Aberwitz in seiner Familie erblich gewesen seyn, so seltsam ist sie abgefaßt. Die Base vertheidigt nicht nur ihren Neffen in allen Stücken, sondern rühmt auch seine persönlichen Vorzüge und seine Verdienste sowohl um die Kirche als um den Staat. Seinen unternehmenden und unruhigen Charakter rechtfertigt sie mit dem Beyspiele der grösten Heiligen, welche eben so unruhig und keck gewesen; und von

seinen Unbesonnenheiten in Bourgogne sagt sie: „Er sey des Königes treuester Unterthan, aber „nur wenn der König seinen Ruhm und seine „Ehre bloß in der Tugend suche." Doch es ist sehr wahrscheinlich, daß diese Bittschrift von dem Grafen selbst geschmiedet worden; denn hätte die Base sie würklich so überreicht gehabt, so würde sie gewiß seine Stelle in der Bastille haben einnehmen müssen.

Da die Antworten, welche der Graf de Luc von seinem Hofe bekam, auf Schrauben gestellet waren, so sahe Buquoy wohl, daß er von seinem Vaterlande nichts mehr zu hoffen habe, daher er sich an demselben zu rächen suchte. Allein er machte dabey den unsinnigsten Entwurf, der je in den Kopf eines Privatmannes gekommen ist, und mit welchem er, wie aus einigen Spuren nicht undeutlich erhellet, schon vor seinem Verhafte in dem Fort l'Eveque schwanger gegangen seyn muß. Dieser Entwurf bestand in nichts geringerm, als einen allgemeinen Aufruhr in allen Provinzen Frankreichs anzuzetteln, das Königreich zu theilen, oder wenigstens eine seinem Wahne nach vernünftigere Regierungsform einzuführen, als die gegenwärtige despotische und tyrannische sey. Mit diesem abenteuerlichen Entwurfe besuchte er einige Deutsche Höfe, welche damahls Frankreich nicht wohl wollten, und begab sich nach Holland, wo er von seinem Vorhaben ein lautes Geschrey machte, und alle Minister der damahls mit Frankreich im Kriege be-

fangenen Mächte mit in seinen Plan zu verwickeln suchte. Vermuthlich merkten sie, wo es dem Fantasten fehlte, allein im Kriege höret man alles an, was den Gegentheil beunruhigen kann, und daher scheinet es, daß einige Minister, besonders Holländische, ihm Beyfall und Aufmunterung gegeben. Allein es ward 1717 Friede, und nunmehr hörete man dergleichen Projektmacher nicht weiter an.

Buquoy ward indessen mit dem Generalfeldmarschall von Schulemburg bekannt, der ihn an einigen Deutschen Höfen bekannt machte, wo man sich seine Gabe zu schwatzen eine Zeitlang gefallen ließ, und ihn dann mit einem Zehrpfennige weiter schickte. So hielt er sich eine Zeitlang zu Dresden und Braunschweig auf. Vorzüglich glückte es ihm 1714 zu Hannover, wo der nachmahlige König George I. von Großbritannien vielen Geschmack an seinem Witze fand, und ihn nicht nur mehrmals an seine Tafel zog, sondern ihm auch ein Jahrgeld gab, daher er sich von dieser Zeit an größtentheils zu Hannover aufhielt.

1721 lernte von Loen ihn zu Frankfurt kennen, und damahls war er Willens, nach Antwerpen in ein Kloster zu gehen, und die Welt völlig zu verlassen, welcher Vorsatz ihn doch bald wieder muß gereuet haben; wenigstens hat er ihn nie vollzogen. Er hatte sowohl in seinem Aeußern als in seinem Ausdrucke eben soviel Sonderbares und Seltsames, als in seiner Gemüths-

art. Er marterte sich, witzig zu seyn, hatte aber dazu keine Fähigkeit. Was er für Philosophie ausgab, war beleidigende Bitterkeit, nur zu oft mit dem Niedrigen gewürzt. Ueberall eiferte er wider Despotismus und Tyranney; allein aus allen Umständen erhellet, daß er alle Unterordnung in der bürgerlichen Gesellschaft für tyrannische Gewalt gehalten. Es fand sich daher auch niemand leicht von seinen Ungezogenheiten beleidiget. „Es ist ein Narre, hieß es, er „kann sagen, was er will." Aber daß seine Declamationen wider die unumschränkte Gewalt mehr eine Wirkung seiner Rache gegen Frankreich, als eines guten Herzens waren, erhellet unter andern aus einem Briefe, welchen er den 3ten Aprill 1717 von Hannover aus an die Herzoginn von Orleans, gebohrne Pfalzgräfin vom Rhein, schrieb, und durch ihre Vermittelung wieder nach Frankreich zu kommen suchte. Er schränkt darin alles, was er wider die despotische Gewalt des Französischen Hofes gesagt und geschrieben, auf die Regierung Ludwigs 14. ein, und macht der dermahligen Regierung die größten Lobeserhebungen, ungeachtet sie gewiß eben so despotisch war als die vorige.

Als der Lord Scarborough sein Leben selbst zu verkürzen gut fand, ließ er eine Aufgabe über den Selbstmord in lateinischen Versen in die Zeitungen setzen, mit dem Versprechen, daß er demjenigen 100 thlr. bezahlen wollte, der seine Zweifel widerlegen würde. Allein man hat nicht ge-

höret, daß sich jemand Mühe gegeben hätte, diese Prämie zu verdienen, vermuthlich weil er selbst Richter seyn wollte, und man sich leicht vorstellen konnte, daß er seine Zweifel immer für unauflöslich halten würde.

Wegen seiner boshaften Zunge und seiner schmutzigen Kargheit, welche so weit ging, daß er sich zuletzt auch den Bart wachsen ließ, ward er in Hannover von jedermann gehasset und verachtet, und in diesen Umständen starb er plötzlich den 14ten Nov. 1740. in einem Alter von fast 90 Jahren, und die dasige katholische Kirche erbte seine Verlassenschaft, die sich auf etwa 1000 Thaler belief. Man hat ihm ein Verdienst daraus gemacht, daß er bis an sein Ende in der katholischen Religion geblieben; allein da er eigentlich gar keine Religion hatte, so wüßte ich nicht, was ihn hätte bewegen können, sich äußerlich zu einer andern Kirche zu bekennen.

Er hat sehr viele Kleinigkeiten geschrieben und drucken lassen, so wohl über die Moral, als Politik und Religion, und darunter auch Verse. Allein da jedes Schriftchen nur einen oder wenige Bogen stark ist, so sind sie wenig bekannt geworden, und haben sich bald vergriffen. Ich kann nur folgende nennen:

La Force d' Esprit, ou la belle mort. Recit de ce qui s'est passé au decez d' Antoine Ulric, Duc de Brunsuic. Lüneburg. 1741, 8.

Lettre sur l' autorité.

Pensées sur l' existence de Dieu.

Le véritable esprit de la belle gloire. Auch in das Deutsche übersetzt.

Die schon oben gedachten Evênemens les plus rares, welche er 1719 mit einer Zuschrift au Prince le plus généreux & du coeur le mieux bati de la part de la Franchise même heraus gab, in welcher er sich unterschreibet; le plus poli & cependant le plus sincere Mr. de Buquoi, doch mit dem Beysatze, avec mesure; welches zugleich ein Pröbchen seines Witzes und seines Geschmackes ist. Es befinden sich darin zugleich einige seiner Gedichte und prosaischen Aufsätze.

Préparativ à l'Antidote à l'efroi de la mort, welche Schrift ein M. J. F. S. 1734, in 4. mit der Deutschen Uebersetzung herausgab.

Essai de méditation sur la mort & sur la Gloire. 1736.

---

29. Johann Elias Cornäus,

ein Teufelsbanner.

Beschwörungsgeschichten, wie die folgende, sind in der Römischen Kirche nichts seltenes, und da, wo ihr Aberglaube durch keinen Strahl der Vernunft entkräftet wird, vergehet nicht leicht ein Jahr, wo man nicht wenigstens eine Komödie dieser Art aufführen sollte. Die

folgende ist indessen aus mehr als einer Ursache merkwürdig. Sie ist sehr umständlich, und hat daher den Vortheil, daß der dabey gespielte Betrug auf mehr als einer Seite durchblicket. Sie ist mitten in der ersten Hälfte des gegenwärtigen Jahrhundertes an einem Orte aufgeführet worden, der seit der Mitte des vorigen Jahrhundertes so manchen wackern und aufgeklärten Mann in seinem Schoße hegte, so daß man glauben sollte, man würde wenigstens in Ansehung der Publicität einige Behutsamkeit angewandt haben. Ueberdieß haben so viele vornehme Geistliche von dem ersten Range daran Theil, daß man beynahe begreift, wie diese Herren entweder ihren Verstand, oder auch ihren guten Willen durch eine Geschichte, wo der plumpe Betrug so unverkennbar durchleuchtet, haben brandmarken können. Ich entlehne sie aus einem auf ausdrücklichen Befehl des damahligen Churfürsten zu Mainz, Lotharii Francisci, bekannt gemachten Tagebuche *), nur daß ich die große Weitschweifigkeit abkürze, und die unaufhörlichen Wiederhohlungen vermeide. Der Prozeß dauerte vom April 1725 bis zum 19ten Febr. 1726 und da

*) Wahrhaffter Bericht und Relation, wie und was gestalten Anna Elisabetha Ulrichin — von dem bösen Feind, Oloff genannt, — besessen — und liberiret worden Mainz, 1726, 4. welcher auch in eines gewissen J. Aesopus epulans s. Discursus mensales inter confratres Petrinos curatos, Frankfurt und Leipzig, (eigentlich Wien,) 1773, S. 301 f. wieder abgedruckt worden.

kann man sich leicht vorstellen, daß einerley Auftritt sehr oft wieder vorkommen mußte.

Wer der Cornäus war, der in dieser Geschichte eine so wichtige Rolle spielt, kann ich nicht sagen. Er heißt in dem unten angeführten Berichte Doktor der Theologie und Licentiat beyder Rechte, Priester, kaiserlicher Capellan und Präbendat an dem Domstifte zu Mainz. Beyläufig erfähret man, daß er sich vorher als kaiserlicher Capellan zu Wien befunden, und sich daselbst schon durch mehrere Teufeleyen dieser Art berühmt gemacht hatte. Also nur zur Geschichte selbst.

Ulrich, ein gemeiner Soldat, lutherischer Religion, bey dem Solmsischen Contingente in dem Städtchen Lich, hatte eine Tochter, Maria Anna Elisabeth. Als diese den 20sten Dec. 1724 in das eilfte Jahr trat, bekam sie auf einmahl Verzuckungen, betrug sich auf eine ungewöhnliche Art, und lästerte zugleich Gott und die Heiligen. Die Eltern wandten sich anfänglich an den Arzt zu Laubach, der verschiedene Mittel versuchte, allein da die Verzuckungen und die Beängstigung des Leibes immer heftiger wurden, so rieth der unwissende Mann auf Hexerey, und empfahl geistliche Mittel. Die Eltern wandten sich nunmehr an die lutherischen Geistlichen zu Lich, die eben so abergläubig waren, und sich 12 bis 16 Wochen mit dem Mädchen zu thun machten, ohne etwas auszurichten. Sie ward vielmehr immer unbändiger, entblößte sich

unverschämter Weise, und konnte dabey verborgene Sachen, die niemanden als dem Decano bekannt waren, daher dieser sie auch wirklich für besessen hielt. Einer der Geistlichen war vernünftiger, und glaubte, das Mädchen habe die Milzkrankheit, daher er ihr auch Arzeney eingab, welche aber keine andere Würkung hatte, als daß ihr das Blut häufig aus den Ohren, der Nase und dem Nabel floß, daher auch andere dem Vater riethen, keine solche Mittel mehr zu gebrauchen, weil das Mädchen sich sonst zu Tode bluten würde. Ich kann diese und alle folgende Umstände freylich nicht anders als nach Maßgebung des obigen Berichtes erzählen, der sie unstreitig sehr zum Vortheil der geistlichen Arzeney gemodelt hat; allein ist der Umstand mit dem vergossenen Blute wahr, so ist er sicher der erste Beweis eines gespielten Betruges, der bey einer nähern Untersuchung sich schon weiter würde entdeckt haben.

Allein, mit einer solchen Untersuchung war dem Vater nicht gedient, welcher bey der Gaukeley ohne Zweifel ganz andere Absichten hatte. Da die lutherischen Geistlichen den Teufel nicht bändigen konnten, so wandte er sich an die katholischen, und zwar zuerst an die Cistercienser zu Arnsburg bey Mainz, welche dem Vater vorläufig einige Mittel gaben, womit er untersuchen könnte, ob das Mädchen wirklich besessen sey. Sobald er damit zu Hause kam, wußte diese

schon

schon, wo er gewesen, und was er bey sich habe, und wie der Vater die Mittel an ihr versuchte, so stellten sich ganz natürlich alle Zeichen der leiblichen Besitzung ein. Sie schrie bald wie eine Katze, bald wie ein Hund, bald wie ein Fuchs, und wollte dabey die Wand hinauf klettern. Die Cistercienser zweifelten nunmehr nicht weiter an der Anwesenheit des Teufels, mochten sich aber doch nicht weiter mit der Sache bemengen, sondern wiesen den Vater an die Franciskaner zu Wetzlar, wohin sich denn derselbe auch begab. Allein diese gaben vor, sie könnten nicht eher Herr über den Teufel werden, als bis sich das Kind und dessen Eltern zur katholischen Kirche bekannt hätten, wozu denn auch alles sogleich willig war.

Ich glaube, das gibt den Schlüssel zu dem ganzen von dem Vater gespielten und von den Geistlichen unterstützten Betruge. Der erstere war, allem Anscheine nach, ein liederlicher Kerl, welcher ohne Mühe etwas gewinnen wollte, und sich dabey dieses Mittels bediente, den Aberglauben der Römischen Kirche mit ihrem guten Willen zu brandschatzen. Sonderbar ist dabey, daß die Franciskaner zu Wetzlar keine Gewalt über den lutherischen Teufel zu haben vorgaben, daher sich dieser mit dem Mädchen erst zur katholischen Kirche bekennen mußte. Ob er sich dazu so freywillig verstanden, oder wie er sich dabey geberdet, wird nicht gemeldet; genug die Sache

war nunmehr zur förmlichen Komödie vorbereitet, und wir werden den Vorhang sogleich aufziehen sehen.

Auf Vermittelung des Kammergerichts-Präsidenten, Freyherren von Ingelheim, erhielt der Vater seinen Abschied von dem Solmsischen Regimente, und ward indessen von freywilligen Almosen reichlich unterhalten. Nachdem er mit seinem Kinde öffentlich zur katholischen Kirche übergetreten war, dieses auch communiciret hatte, gieng die Teufelsbannerey an, wobey fünf bis sechs Wochen lang alle Tage in der Kirche, wie das Kunstwort lautet, gearbeitet wurde. Es ergaben sich dabey alle Kennzeichen der wahren Besitzung, welche in folgenden bestanden haben sollen. 1. Das Mädchen warf während der Beschwörung den Umstehenden heimliche Sachen und Verbrechen vor, welche insgesammt wahr waren. 2. Sie lästerte Gott und alle Heiligen; (von einem eben zur rechtgläubigen Kirche übergetretenen Teufel freylich ein wenig sonderbar) 3. Der Teufel führte sie über sieben Stufen der Treppe in der Luft. 4. Er warf die Besessene bald in das Wasser, bald in das Feuer, ohne daß es ihr geschadet hätte. (Wo solches geschehen, oder unter was für Umständen, wird weislich verschwiegen.) 5. Sie offenbarte Dinge, welche an entlegenen Orten geschehen waren, und die sie natürlicher Weise nicht wissen konnte. 6. Sie erhob ein schreckliches Geheul, und machte Thierstimmen nach. 7. Wenn die Teufels-

banner ihre geweihete priesterliche Hände auf ihren Kopf legten, so fieng sie an ganzem Leibe an zu zittern. 8. Sie hatte weder Tag noch Nacht Schlaf, sondern ward mit den grausamsten Erscheinungen geplagt. 9. Wenn die geweihete Hostie auf den Altar ausgesetzet ward, so machte sie die fürchterlichsten Bewegungen, und zuweilen sagte der Teufel durch sie, daß er sich so lange an dem Orte verbergen wollte, durch welchen er müßte ausgetrieben werden. Hoffentlich wird jedermann einsehen, daß in allen diesen vorgegebenen Kennzeichen der wahren Besitzung nichts ist, was die Fähigkeiten selbst des unwissendsten und dümmsten Menschen übersteiget.

Es ist dem Interesse des Aberglaubens gemäß, eine so wichtige Sache, als die Austreibung eines Teufels ist, so feyerlich als möglich zu machen, und sie durch einen so großen Raum zu verbreiten, als man kann. Nachdem nun die Franciskaner zu Wetzlar den Teufel, um mich eines Jägerausdruckes zu bedienen, bekreiset und bestätiget hatten, so gaben sie vor, daß das Kapucinerkloster Nothgottes im Rheingau der wahre Gnadenort sey, wo der Teufel müsse ausgetrieben werden. Der Vater begab sich nunmehr mit einer Empfehlung von den Franciskanern dahin, und schickte bey seiner Ankunft dem P. Guardian den Brief hinein. Dieser kam sogleich heraus und fand das Kind auf der Erde mit dem Gesicht unter sich liegend. Damit nun auch

er von seiner Seite den Teufel bestätigen möchte, so machte er das Kreutz heimlich unter seiner Kutte, und fügte demselben eine stille Beschwörung im Namen Gottes bey; worauf das Kind sich sogleich aufrichtete, und zu dem Guardian sagte: Du hast das Kreutz unter dem Mantel gemacht. Nunmehr war die Anwesenheit des Teufels ausser Zweifel; allein da der P. General seinem Orden alle Teufelsbeschörungen verbothen hatte, so schickte er den Vater mit einem guten Almosen wieder fort. Dieser wanderte mit seinem Wunderthiere eine Zeitlang in der Gegend herum, ließ ihm seine Künste für Geld machen, und kam darauf wieder nach Wetzlar. Da sich der Kammer-Präsident einmahl in die Sache eingelassen hatte, so schickte er den Vater mit einer doppelten Empfehlung an den General von Fechenbach, und an den Domdechant zu S. Johannis, D. Anz, nach Wien, da denn ersterer ihn sogleich unter sein Regiment aufnahm, damit er Unterhalt haben sollte, letzterer aber zu Austreibung des Teufels Anstalt machte.

Er kam den 12ten April 1725 zu Mainz an, und ward von dem Weihbischof, Freyherrn von Honeck an die Jesuiten Bayer und Hartung gewiesen, welche sogleich Jagd auf den Teufel machten, aber nach einer Arbeit von vier Wochen auch nicht weiter kamen, als daß sie sich von dessen Anwesenheit versicherten. Da sie zugleich sahen, daß der anwesende Teufel von hartnäckiger Art sey, ihre Geschäfte aber ihnen zur

völligen Austreibung nicht Zeit ließen, so schickten sie ihn zu den Franciskanern, welche ihn gleichfalls vier Wochen herumtummelten, ohne seiner habhaft werden zu können.

Endlich aber fand er doch seinen Mann, denn der Weihbischof übergab nunmehr die Besessene dem Doktor Johann Elias Cornäus, der bereits mehrere Teufel in Wien ausgetrieben hatte, und also von dieser Seite schon in einem guten Rufe war. Als ein Kunstverständiger kehrte dieser nunmehr alle Anstalten vor, die Sache so feyerlich und geräuschvoll zu machen, als nur möglich seyn wollte. Er bath sich zwey Franciskaner und sechs Weltpriester aus, welche den Beschwörungen jederzeit beywohnen, und alles was dabey vorgieng, niederschreiben mußten. Zugleich ließ er das Mädchen von den Eltern nehmen, und es in das Hospital zum heil. Geist bringen, und es daselbst zwey Franciskaner-Nonnen übergeben, welche die Besessene in seiner Abwesenheit nach seiner Vorschrift behandeln und regieren sollten. Endlich nahm die Jagd den 15ten Okt. ihren Anfang, und dauerte alle Tage fünf Stunden, nämlich $2\frac{1}{2}$ Vormittags und eben soviel Nachmittags. Ich erinnere ein für allemahl, daß jeder Auftritt mit einer Messe angefangen ward, und allemahl geweihte Kerzen angebrannt wurden, auch war an geweihtem Rauchwerke und Wasser kein Mangel. Das Rauchwerk ward aus allerley Dingen zusammen gesetzt, welche dem Teufel von Natur zuwider

sind. Aber das Weihwasser konnte er eben so wenig leiden, weil er dabey allemahl die lustigsten Grimassen schnitte. Zuweilen mußte die Besessene auch geweihetes Baumöhl einnehmen; vermuthlich die Wege zur bequemen Abfahrt fein schlüpfrig zu machen.

Die ersten neun Tage vom 15ten Oct. bis zum 24sten gieng nichts besonders vor, als daß das Mädchen von ihrem Teufel fürchterlich gepeiniget ward, und manchen von den Umstehenden heimliche Gebrechen und Sünden vorwarf, welches sich denn diese nicht anders erklären konnten, als der Teufel müsse aus dem Mädchen reden. Da D. Cornäus Autumnarius des Stiftes war, so mußte er den 24sten Oktober nach Hochheim in die Weinlese, da er denn seinen Teufel inzwischen einigen Weltpriestern zur Aufsicht übergab.

Nach seiner Rückkunft ging die Teufeley den 13ten Nov. wieder an, und da den 19ten das Fest der heil. Elisabeth einfiel, die Besessene aber Elisabeth hieß, so mußte sie an diesem Tage communiciren, worauf die erste Hauptjagd angestellet wurde. Der Teufelsbanner beschwor zuförderst den Teufel, niemanden von den Anwesenden zu schaden, über alles, was er ihn im Namen Gottes fragen würde, die reine Wahrheit zu sagen, auch nicht mehr zu sagen, als ihm Gott zulassen würde. Ich bemerke noch, daß der ganze Kram von Anfang bis Ende allemahl in lateinischer Sprache geschahe, weil da-

durch den einfältigen Anwesenden desto leichter Staub in die Augen gestreuet werden konnte, wenn gleich das Mädchen die erlernte Rolle ein wenig plump spielen sollte. Nachdem diese vorläufige Beschwörung dritthalb Stunden gedauert hatte, ward der Teufel gefragt, in welchem Jahre, Monathe, Tage und Stunde er in das Mädchen eingefahren sey, in welchem Gliede des Leibes er seinen Sitz habe, wie er heisse, aus welchem Chore der Engel er gefallen sey, da er das Geschrey der Thiere nachahme, was für eine Thierrolle er spiele, ob er auch Hexerey bey sich habe, und sie im Leibe der Besessenen mache? u. s. f. Der Teufel, der nun schon so ziemlich kirre geworden war, beantwortete alles sehr pünktlich. Ich bin, sagte er, 1724 den 20sten Dec. Vormittags um eilf Uhr zu Lich in Lieschen eingefahren, und zwar durch Hülfe einer alten Frau, Nahmens Anna Margaretha, welche mich in weisses Wasser setzte, worin sie Butter gewaschen hatte, und dieses Wasser dem Kinde zu trinken gab, da es kaum eilf Jahr alt war, und von dieser Zeit an gehöret ihr Leib und ihre Seele mir. Ich habe meinen Sitz in ihren Schamtheilen, (er nannte hier das pöbelhafte Wort,) und heisse Oloff. Ich bin aus dem ersten Chor der Engel gefallen, bin ein Fürst der Teufel, und besonders ein Geist der Unzucht, daher bin ich auch ein Fuchs. Ich habe zuweilen noch vier bey mir, habe aber in dem Mädchen keine Hexerey gemacht, sondern es ist alles

bloße Teufeley. Du hast, fuhr er zu dem Exorcisten fort, zwar in Wien Teufel ausgetrieben, aber ich bin ein ganz anderer Kerl; einen Fuchs hast du noch nicht ausgetrieben. — Nachdem dieser erste Aufzug vorbey war, fragte der Teufelsbanner das Mädchen, ob sie auch verstanden, was der Teufel aus ihr geredet habe, die aber von nichts wissen wollte. Sie wiederhohlte, daß der Teufel ihr an dem heimlichen Orte sitze, und daß es ihr so sey, als wenn ein Katzenkopf voller Nadeln, Disteln und Dörner daselbst stecke, daher sie denn auch große Schmerzen empfinde.

Auf diese Art dauerte die Komödie vier ganzer Monathe ununterbrochen fort. So oft das Mädchen von den Nonnen in die Kirche geführet wurde, erhob sie bey dem Eintritte ein dreyfaches gräßliches Fuchsgeschrey, und verübte andern Unfug mehr, der aber dem Teufel nicht ungerochen ausging, denn er mußte zur Strafe allemahl niederknien, die Erde küssen, und vor der geweihten Hostie einen tiefen Referenz machen, welches denn selten ohne mancherley Bockssprünge abging. Zuletzt ward der Teufel so boshaft, daß, wenn er seinen Reverenz mit dem Kopfe auf die Erde machen sollte, er den Kopf des Mädchens so auf die Steine stieß, daß man es deutlich hörte.

Den 20sten Nov. versuchte D. Cornäus ein anderes Recept, aus dem P. Mengo Vitaliensi, mit den größern Litaneyen, wobey der Teufel wieder seinen Nahmen sagen, und aller

Grimassen ungeachtet, das Evangelium küssen mußte. Den 21sten mußte er nach dem gewöhnlichen Vorspiele die Zeit und Stunde seines Ausganges sagen, worauf er antwortete, er sey den 20sten Dec. 1724 eingefahren, und müsse den 20sten Dec. 1725 wieder ausfahren. Allein der Erfolg zeigte, daß er den Doktor damit nur zum Besten hatte. Die folgenden Tage wurden mit dem gewöhnlichen Possenspiele zugebracht; aber den 25sten führte sich der Teufel so ungezogen auf, daß er auch dem Meßner das Rauchfaß mit dem Rauchwerk aus der Hand schlug, welcher Muthwillen ihm aber sehr übel bekam, indem er die zerstreuten glühenden Kohlen wieder auflesen, und in das Rauchfaß legen mußte. Den 26sten ward er unter den Umstehenden einen lutherischen Barbier-Gesellen gewahr, dem er sogleich zurief: Du Luther, du Luther, was machst du da? du bist mein. Den 27sten sollte der Teufel sagen, durch wessen Fürbitte bey Gott er am meisten zum Abzuge gezwungen werde, und wer am meisten zur Befreyung des Mädchens beytragen könnte, worauf er antwortete: die Drecksau. Da der Exorcist nicht wußte, wer damit gemeinet sey, so ward er durch eine Menge Beschwörungen gezwungen, sich näher zu erklären, da er denn die Jungfrau Mariam nannte. Zur Strafe für diese Lästerung mußte er das Benedicta sit sancta Dei Genitrix sprechen, welches denn endlich nach allerley Kapriolen geschahe. Man bemerke, daß der Teufel sich jederzeit so dumm,

plump und pöbelhaft ausdrückte, als es von einem eilfjährigen Soldatenmädchen nur immer geschehen konnte.

Den 28sten wohnte ein reformirter Barbiergesell der Operation bey, dem es aber nicht besser ging, als dem Lutherischen. Den 30sten Nov. und 1sten Dec. mußte der Teufel eine der vorigen Lektionen wiederholen. Den 2ten und 3ten Dec. wurden dem Mädchen allerley Reliquien auf den Kopf gelegt, die denn der Teufel sogleich zu nennen wußte. Den 4ten übte er wieder einen Muthwillen aus, denn als der Exorcist bey Ablesung des Evangelii Johannis an die Worte kam, et verbum caro factum est, so wiederhohlte der Teufel: et verbum caro factum est nit, zum Beweise, daß er schlecht im Latein bewandert gewesen seyn muß. Den 5ten ward ihm vornämlich mit Weihwasser und Rauchwerk zugesetzt, und ob er gleich das Rauchfaß mehrmahls umkehrte, so mußte er doch allemahl die Kohlen wieder aufsammeln, und an ihren Ort legen.

Den 8ten Dec. als am Tage der Empfängniß Mariä, ward der Teufel mit verdoppelter Kraft bestürmet. Das Mädchen mußte communiciren, und der Exorcist nahm den Exorcismum de B. V. Maria aus dem Gelasio von Cylli vor. Der Teufel war dabey sehr ungeberdig, zerbrach ein Glas, welches das Mädchen in der Hand hielt, und zwang dasselbe die Stücken zu verschlingen; aber D. Cornäus war mächtiger als

er, und zwang ihn, die Stücken ohne Schaden des Mädchens wieder von sich zu geben. Den 9ten blies er während der Beschwörung das Mädchen auf, wie einen Frosch; doch ein Paar Beschwörungen brachten alles wieder in Ordnung. Den 10ten mußte er der geweiheten Hostie wieder ein Compliment machen, und da er bey den Worten benedictus sit Deus immer sein nit anflickte, so ward er so lange geängstiget, bis er dasselbe wegließ. Den 11ten als die Besessene ihre Nothdurft zu verrichten, aus der Kirche geführet ward, wälzte der Teufel sie in dem Schnee herum. Nachdem das Mädchen wieder in die Kirche gekommen war, gestand sie, daß ihr nichts nöthig gewesen sey, sondern daß der Teufel sie gezwungen habe, hinaus zu gehen, damit er einmahl frische Luft schöpfen könne. Allein der Doctor beschwor ihn, dergleichen Winkelzüge nie wieder zu gebrauchen, sondern allemahl so lange auszuhalten, bis der Exorcismus vorbey sey, welchem er denn auch in der Folge pünktlich nachkam. Den 12ten Dec. ward er unter andern mit geweihetem stinkenden Rauchwerke bewirthet, wobey er sich denn, ungeachtet er des Gestankes gewohnt seyn soll, sehr ungeberdig anstellete, und das Mädchen aufblies, daß man glaubte, sie würde bersten. Allein das Zeichen des heil. Kreuzes wußte ihn bald zu bändigen. Den 13ten mußte er die Geschichte seiner Einfahrt wiederhohlen, wobey er denn hinzusetzte, daß die alte Frau Anna Margaretha ihn in ei

nen Rotz eingewickelt gehabt, als sie ihn in das Butterwasser gesetzt. Den 14ten zwang er das Mädchen eine Stecknadel hinunter zu schlucken, die sie aber wieder ausspeyen mußte. Den 15ten mußte er den lateinischen Spruch: hic deposuit potentes de sede et exaltavit humiles, exponiren. Da er dabey dem Mädchen das Gesicht verzerrete, so befahl der Exorcist ihm, sein teufelisches Gesicht der ganzen Versammlung zu zeigen. Der Teufel antwortete, wenn du mein wahres teuflisches Gesicht sehen solltest, so würdest du des Todes sterben, und der Beschwörer war so gescheid, es dabey bewenden zu lassen. Den 17ten ward ein neues Recept aus dem P. Valerio Bolidario versucht, und da der Teufel sich dabey ungewöhnlich sperrete, so mußte das Mädchen sich auf die Erde legen, und unser Held hatte den Muth, ihr auf den Kopf zu treten, und dabey die Worte zu sprechen: du vermaledeyeter Geist, das geschiehet nicht der Creatur, sondern dir. Der Teufel war dabey so zahm, als ein Lamm; aber als man das Mädchen aus der Kirche wieder die Treppe hinauf bringen wollte, führte der Teufel sie zwischen den Nonnen weg, und in der größten Geschwindigkeit die Treppe hinauf, so daß sie schon oben stand, als die beyden Nonnen hinauf kamen. Sie sagte hernach, es sey ein schwarzer Hund vor ihr hergelaufen, und habe gerufen: Victoria, heute ist nichts daraus geworden!

Da der Teufel den 20sten Dec. ausfahren wollte, so verdoppelte der Charlatan seine Arbeit den 18ten und 19ten und suchte allen geistlichen Hocus-Pocus aus allen Teufelsbannern seiner Kirche zusammen. Er gab dem Mädchen eine brennende Loretto Kerze in die Hand, welche der Teufel gern ausgelöschet hätte, sie aber doch mit großem Zittern und Geheul halten mußte. Den 20sten nahm der Doktor den Teufel vier Stunden hinter einander in die Arbeit, aber wer nicht ausfuhr, das war er; denn er gab jetzt vor, seine Zeit sey noch nicht gekommen, und der Oberste (Gott) wolle es nicht haben, wofür er sich von dem Geistlichen weidlich mußte aushunzen lassen. Genug, das Spiel gefiel allen Theilen, daher sie dasselbe noch ein paar Monathe fortsetzten.

Die Beschwörungen hatten nunmehr alle Tage drey bis vier Stunden lang ihren Fortgang, daher ich das ewige Einerley nicht wiederhohlen mag, sondern nur solche Umstände, welche sich vor andern auszeichnen, anführen werde. Um den Zuschauern, die, wie man sich vorstellen kann, sehr zahlreich waren, einen Zeitvertreib zu machen, mußte der Teufel mit unter allerley Künste machen, z. B. Münzen, Reliquien u. s. f. welche man dem Mädchen auf den Kopf legte, errathen, u. s. f. welches er denn meisterlich that. Den 21sten sollte er sagen, wenn er ausfahren würde, worauf er zur Antwort gab: „wenn „man Hoja Popaja singt, wenn man das H...

„wiegt“; für welche Lästerung er wieder einen Reverenz auf die Erde machen mußte, welchen er aber mit dem ihm eigenen Fuchsgeschreye begleitete.

An eben diesem Tage nahmen auch die heiligen Bäder ihren Anfang, die von funfzehnerley wohlriechenden geweihten Kräutern bereitet wurden, welche fünf Stunden lang in geweihtem Wasser gekocht werden mußten, um alle durch die Weihe hineingebrachte Kraft herauszuziehen. In diesem Bade mußte das Mädchen $3\frac{1}{2}$ Stunden zubringen, so sehr auch der Teufel aus ihr schrie, daß es ihn brenne. Den 28sten ward er wieder gefragt, wenn es ihn auszufahren beliebe, und da war denn die Antwort bald im schwere Nothsmonath, bald im Pestilenzmonath, bald wenn man das Kind wiegt. Das an diesem Tage wiederhohlte Bad brachte ihn zu dem wichtigem Geständnisse, daß er alle Tage zwey mahl spatziren gehe, und eben von der See komme, wo er einen heftigen Sturm erreget habe. Den 24sten führte er das Mädchen in den Ofen ihres Zimmers, ohne daß sie von dem Feuer wäre verletzet worden; vermuthlich, weil keines mehr darin war. Den 25sten konnte er gar ein paar Griechische Worte nachbethen, die man ihn ohne Zweifel vorher gelehret hatte; aber ob man gleich an diesem Tage, seinem Ausdrucke nach, Hoja Popaja sang, und ihm auch mit verdoppelten Kräften zugesetzet wurde, so hatte er noch immer keine rechte Lust auszufahren; doch fieng

er schon an zu accordiren. Erst forderte er die Kanzel zu Lich, und auf Befragen, was er damit machen wolle, war die Antwort: weil die Prädicanten wenig darauf predigten, so wolle er hinauf steigen und ihnen predigen. Da ihm das versagt ward, so versetzte er: „ich muß einen „Raub mit in die Hölle bringen, sonst komme „ich bey dem Lucifer in Ungnade und kriege „Schläge." Einen tümmern einfältigern Teufel muß man nicht leicht erlebt haben; er war dabey so treuherzig, daß er den 26sten sogar die Ursache sagte, warum er nicht ausfahren könne, welche dann keine andere war, als daß es so viele Ungläubige in Mainz gebe, die sich nicht überreden wollten, daß er das Mädchen wirklich besitze.

Den 27sten Dec. ward sie mit geweiheten stinkenden Rauchwerke auf einem Nachtstuhle sitzend, geräuchert, wobey denn wieder allerley Bockssprünge vorfielen. Den 28sten gab der Teufel es näher und forderte nur ein Fach aus dem Kirchfenster, welches ihm aber auch abgeschlagen ward. Indessen ward ihm an diesem Tage mit dem stinkenden Rauchwerke so zugesetzet, daß er auch seinen Lieblingsort (die Schaamtheile) verlassen mußte, und sich in den Nabel hinauf zog. Den 29sten nachdem er das Mädchen wieder wie einen Frosch aufgeblasen hatte, ward er mit der Monstranz aus einem Orte des Leibes in den andern gejagt. Da er nunmehr schon wackelnd geworden war, so schöpfte der Teufels,

banner guten Muth, und verdoppelte die folgenden Tage seine Künste. Als den 30sten das geweihete Bad wieder versucht ward, lernte der Teufel gar Hebräisch reden, denn er schrie, Ah Ahum, Ah Achum, und dieses mußte soviel heissen, als: „soll ich bekennen meine Sünden?" Da es nun schon mit ihm auf die Neige zu kommen schien, so verschrieb er sich Sukkurs aus der Hölle, denn das Mädchen sahe den Abend nach dem Bade eine Menge anderer Teufel in der Stube, die aber bald wieder in ihre alten Schlupfwinkel zurück gebannet wurden.

Den 1sten Jan. 1726 ward dem Teufel während der Beschwörung zugleich ein Collegium über die Menschwerdung und Beschneidung Christi gelesen, welches er denn sehr andächtig mit anhörete, und auf Befragen, warum er noch nicht weiche, zur Antwort gab: er werde weichen, wenn man ein allgemeines Gebeth anstelle, und die Kirche voller Leute wäre, die das Weisse (die Hostie) empfingen. Da dieß dem Weihbischof hinterbracht wurde, so ließ er in allen Kirchen und Klöstern öffentliche Gebethe zur Befreyung des Mädchens anstellen. Der Teufel ward nunmehr so andächtig, wie Klopstocks Abbadonna, so daß er auch den 2ten Jan. gestand, daß, wenn er in den Himmel kommen und selig werden könnte, er gern eine mit lauter Schermessern besetzte Säule, welche von der Erde bis zum Himmel reichte, bis an den jüngsten Tag

auf-

auf- und absteigen wollte; allein es sey alles umsonst. An eben dem Tage kam der Dom-Scholaster und Statthalter zu Mainz, Graf Waldboth von Bassenheim zu der Besessenen, da denn der Teufel auf Befehl seines Beschwörers wieder mancherley Künste machen mußte, aber dabey zugleich so muthwillig ward, daß er fast einem jeden der Anwesenden eines anhing. Zum Beweise wie wenig Feinheit D. Cornäus bey seiner Gauckeley bewieß, diene folgendes. Teufel Olof verdrehte dem Mädchen in Gegenwart des Domscholasters die Hand, die dabey so hart und fest war, daß keine Gewalt sie aufbrechen konnte. Der Teufelsbanner überreichte diese Hand dem Domherrn, der sie nicht aufbrechen konnte, worauf er zu ihm sagte, er sollte nur sprechen: im Nahmen Jesu Christi weiche du vermaledeyeter Geist; so werde die Hand sogleich wieder weich werden. Der Domherr überließ das Experiment dem Doktor, und kaum hatte dieser die gedachten Worte gesprochen, so war der Teufel fort, und die Hand war wieder weich. Den 3ten Jan. mußte das Mädchen geweihtes Oehl und ein Stückchen von einem Agnus Dei in geweihtem Wasser einnehmen, welches denn den Meister Olof weidlich krimmete. Den 4ten schnitte er durch die Hand des Mädchens im Dunkeln in der Geschwindigkeit vier Drachen in Papier aus, worunter der eine mit acht Flügeln ihm leibhaftig glich. Den 6ten ward das

Schweißtuch Christi mit großem Pompe aus der Domkirche gehohlt und dem Mädchen auf den Kopf gelegt, da denn der Teufel so wüthete, daß vier Priester kaum das Mädchen halten konnten. Er verstummete zugleich so, daß man seiner Abfahrt alle Augenblicke entgegen sahe. Allein es beliebte ihm noch nicht, und da man das gewöhnliche Bad des Abends mit geweihetem Oehle und Agnus dei verstärkte, so schrie er wieder gräßlich über Hitze, gegen welche das Feuer der Hölle nichts sey.

Den 7ten und die folgenden Tage ward der Teufel wieder sehr ungezogen, indem er den Rosenkranz, den das Mädchen bethen sollte, dem D. Cornäus an den Kopf warf, und ein paar Priester, die ihm zu Beyständen dienten, mit Ohrfeigen regalirte. Den 12ten hielt der Geistliche dem Teufel wieder eine scharfe Bußpredigt, wobey er denn sehr gerührt war, und gestand, daß die Verzögerung seiner Ausfahrt blos daher rühre, weil Gott seine (des Geistlichen) Beständigkeit prüfen wolle, und weil noch nicht genug gebethet werde. Zugleich fing er wieder an zu capituliren, und forderte ein Fach von dem Kirchenfenster, welches ihm aber abgeschlagen ward. Den 14ten lief er dem Mädchen wieder in dem ganzen Leibe herum, und quakte dabey bald wie ein Frosch, bald grunzte er wie eine Sau; aber der Teufelsbanner wußte ihn bald wieder zu Ruhe zu bringen. Den 16ten ward der Exorcist böse, und befahl dem Teufel,

im Nahmen Gottes und aller Heiligen, den Augenblick auszufahren, widrigenfalls seine Pein in der Hölle ihm zehnhunderttausendfältig verstärkt werden sollte. Aber der Teufel blieb hartnäckig, doch gestand er, daß er am Kertzelestage (am Fest der Reinigung Mariä ausfahren müsse. Die folgenden Tage stellte er sich wieder sehr ungeberdig, weil, wie er sagte, so viele Ungläubige zugegen wären, die ihn für keinen rechtschaffenen Teufel halten wollten. Dieß sey auch die wahre Ursache, warum er nicht ausfahren könne; für einen Teufel gewiß eine sehr erbauliche Ursache. Der Verfasser des Aufsatzes, welchen ich vor mir habe, macht dabey eine weitläufige Anmerkung, worin er sehr ernsthaft die Parthie des Teufels nimmt, und aus Marc. 6 und Matth. 7 beweiset, daß der Unglaube der Umstehenden dem Exorcisten die Sache allerdings schwer mache, besonders bey den unreinen Geistern, deren dieser einer war.

Je näher indessen der Kertzelestag kam, jemehr häufte Doktor Cornäus in seinen täglichen Beschwörungen seine Gaukeleyen, und das Mädchen fieng nunmehr auch selbst an, sich zu geisseln, und allerley Bußwerke zu verrichten, wodurch denn dem Teufel von allen Orten und Enden zugesetzt wurde. Den 2ten Febr. als am Tage der Reinigung Mariä geschahe endlich der Hauptsturm. Das Mädchen mußte communiciren, und während des Exorcismi eine große

geweihete brennende Kerze aus dem Dom in der Hand halten, welches anfänglich mit vielem Zittern geschahe. Am Ende des langen verstärkten Exorcismi ward ihr die Monstranz auf den Kopf gesetzt, wogegen sich der Teufel nur schwach sperrete. Endlich höreten alle bisher gewöhnliche Bewegungen auf, und der Teufel gab auf die Fragen des Exorcisten schon keine Antwort mehr. Dieser schloß daraus, daß sein Abschied nicht mehr weit sey, und beschwor ihn, seinen Nahmen zu sagen, da er denn mit schwacher kranker Stimme antwortete, Oloff heisse ich. Der Exorcist befahl ihm hierauf sein Fuchsgeschrey zu machen, welches aber eben so lahm und kraftlos ausfiel; womit denn die Arbeit dieses Tages beschlossen ward. Indessen mußte er sich wieder ein wenig erhohlet haben, denn den folgenden Tag fing er nach einer Beschwörung, welche dritthalb Stunden gedauert hatte, wieder an zu kapituliren, und verlangte die Kanzel zu Lich, die ihm aber abgeschlagen ward, worauf er sich denn zufrieden gab. Den 4ten befand der Geistliche für gut, um den Teufel recht zu kränken, nach dem gewöhnlichen Exorcismus, die von ihm aus Papier geschnittenen Figuren zu bespeyen, mit Füßen zu treten, und darauf auf geweihetem Feuer mit geweihetem Schwefel und stinkenden Rauchwerke zu verbrennen, mit dem christlichen Fluche, daß dieses Feuer seine teuflische Substanz ewig peinigen und brennen solle; worauf dieser mit einem matten Fuchsgeschrey antwor-

tete. Den 5ten war er den ganzen Exorcismus über ruhig, daher der Geistliche ihn beschwor, ein Zeichen seiner Gegenwart zu geben, worauf er stöhnte, als einer der in den letzten Zügen liegt. Damit nun dem todtkranken Teufel niemand aus der Hölle zu Hülfe kommen möchte, so wurde allen Teufeln der Weg durch eine neue Beschwörung verrennet. Auch im Bade verhielt er sich ruhig, und gestand auf Befragen, daß er zwar noch zwischen den Rippen des Mädchens sitze, aber keine Gewalt mehr habe, sie zu plagen. Die folgenden Tage gingen eben so ruhig vorüber, indem der Teufel, wenn er ein Zeichen seiner Gegenwart geben sollte, nur noch wie ein krankes Schwein grunzete. Aber den 9ten war er wieder so ungezogen, daß er einen Priester, der mit dem Mädchen den Rosenkranz bethen wollte, weidlich bey den Haaren rupfte; doch hatte er keine weitere Gewalt über ihn. Die folgenden Tage wurden die Zeichen seiner Gegenwart immer schwächer, ein gelindes Zittern, ein ohnmächtiges Fuchsgeschrey, und ein leises Grunzen war alles was man aus ihm heraus bringen konnte. Den 19ten ward er daher nach dem gewöhnlichen Exorcismus durch die Kraft des heil. Sacramentes im höchsten Grade beschworen, den Augenblick aus dem Mädchen zu weichen, worauf diese in einen tiefen Schlaf fiel, während dessen der Exorcist seine Beschwörung tapfer fortsetzte. Endlich that die Besessene zwey bis drey Stösse mit dem Leibe gegen das Venerabile,

man merkte auch, als wenn ihre Schürze zerrissen würde, und endlich hörte man ein Krachen gegen dem Fenster zu, warum der Oloff mehrmahls gehandelt hatte, und — weg war der Teufel. Das Mädchen wachte sogleich auf, und sagte selbst, daß er fort sey. Der Exorcist, der dem Teufel nicht trauete, setzte seine Arbeit noch bis zum 24sten fort, um zu sehen, ob nicht noch ein Stückchen von ihm zurück sey; allein er war mit Sack und Back ausgezogen, und war dabey so matt, daß er auch nicht Kräfte genug hatte, den ihm sonst gewöhnlichen Gestank zu hinterlassen. Das Nachspiel dauerte indessen noch bis zum 12ten März, während dessen täglich allerley Gebethe und Segen über das Mädchen gesprochen, mit unter auch noch allerley kleine Exorcismi angebracht wurden; worauf endlich mit einem feyerlichen Te Deum geschlossen wurde.

Wenn diese Geschichte nicht von sechs Priestern als Zeugen unterschrieben wäre, so könnte man zweifeln, ob es unsere Nachkommen glauben werden, daß man noch im Jahr 1726 mitten in einer großen Universitätsstadt, vor den Augen so vieler angesehenen und zum Theil aufgeklärten Männer, ein solches plumpes und armseliges Possenspiel aufführen können, und daß ein Doktor der Theologie und kaiserlicher Hofprediger die unbegreifliche Geduld gehabt, eine solche ärgerliche Fratze sechsthalb Monathe hin=

durch alle Tage drey bis vier Stunden zu unterhalten.

---

30. Elie Marion,

ein Inspirirter *).

In Nieder-Languedoc liegt ein hohes mit tiefen Thälern durchschnittenes Gebirge, welches die Sevennes genannt wird, und in welches sich zur Zeit als die Reformirten in Frankreich so heftig verfolget wurden, einige Gemeinden flüchteten, um in diesen unzugänglichen Gegenden Sicherheit zu finden, die sie auch eine Zeitlang wirklich fanden, und vermuthlich noch länger würden genossen haben, wenn sie nicht durch ihren schwärmerischen Unfug den Hof auf sich aufmerksam gemacht, und zu neuen Verfolgungen gereitzet hätten. Da sie keine ordentlichen Pre-

*) Ich entlehne die Geschichte dieses Fantasten, welcher zu seiner Zeit Aufsehen genug in der Welt gemacht hat, aus dem seltenen Theatre Sacré des Sevennes ou recit de diverses Merveilles opérées dans cette partie de la Province de Languedoc. Prémiere Partie. London, 1707, 8; von welcher schwärmerischen Schrift der leichtgläubige und aus seiner Reisebeschreibung hinlänglich bekannte Misson Herausgeber ist, in welcher Gestalt er auch die Vorrede unterschrieben hat. Der Aufsatz rühret von dem Marion selbst her, daher Misson ihn auch in der ersten Person reden läßt. Da diese Geschichte aber nur bis 1707 gehet, so werde ich den Ueberrest aus andern Quellen entlehnen, welche ich gehörig anzeigen werde.

diger hatten, so fingen sie sehr bald an zu verwildern, zumahl nachdem um 1685 einige aus ihrer Mitte, die eben so roh und ungebildet waren, als die meisten übrigen, anfingen, den übrigen zu predigen, und damit Beyfall fanden. Es kann seyn, daß die wilde romantische Gegend Einfluß auf ihre Einbildungskraft hatte, genug, es riß auf einmahl die plumpeste Schwärmerey unter diesen verwilderten Haufen ein, und es fanden sich viele, welche unmittelbare Eingebungen und Offenbahrungen haben wollten, weissagten, Wunder thaten, und die ohnehin schwachen Köpfe völlig verrückten. Das Gerücht davon breitete sich sehr bald in die umliegende Gegend aus und kam endlich bis nach Paris, wo man jetzt erst ihr Daseyn erfuhr, und sie mit Gewalt zur Römischen Kirche zurück zu führen beschloß. Der Graf von Broglio schickte als Intendant der Provinz zuerst einige Truppen wider sie aus; allein die Sevenner stellten sich wider die Gewohnheit solcher Schwärmer zur Wehre, und da sie alle Vortheile des unzugänglichen Bodens für sich haben, so wurden die Truppen geschlagen. Der Hof verdoppelte seinen Ernst, und schickte den Marechal de Montreuil mit 2000 Mann dahin, welcher den Sevennern, oder wie man sie auch nannte, Camisards, anfänglich einen Frieden anboth, aber da sie denselben verwarfen, und ein Manifest herausgaben, worin sie behaupteten, daß sie ihre Gewissensfreyheit mit Gewalt vertheidigen müßten, eine blutige Verfolgung

wider sie eröffnete, indem er alle diejenigen, welche ihm in die Hände fielen, peinlich behandeln, und eine große Anzahl derselben hinrichten ließ. Es ist eine bekannte Bemerkung, daß jede Art der Schwärmerey unter der Verfolgung nur neue Kräfte gewinnet, und diese Erscheinung ist nicht schwer zu erklären. Die Schwärmerey ist die Frucht einer ausschweifenden und überspannten Einbildungskraft; gesellen sich empörte Leidenschaften dazu, so gehet sie in Fanatismus und Wuth über. Durch die Verfolgung werden sowohl die Einbildungskraft als die Empfindungen noch mehr erhitzt, was Wunder, daß sich auch die darauf gegründeten Vorurtheile ausbreiten und verstärken.

Kurz, die Verfolgung machte die Sevenner nur noch hitziger; sie wählten einen aus ihrer Mitte, Nahmens Rouland, zu ihrem Anführer, und thaten eine so verzweifelte Gegenwehr, daß die königlichen Truppen, ihrer Ueberlegenheit ungeachtet, in mehrern Gefechten den Kürzern zogen. Da sie dadurch neuen Muth bekamen, so spannten sie auch ihre Entwürfe höher, und erklärten in einem öffentlichen Manifeste, daß sie die Waffen nicht eher niederlegen würden, als bis das aufgehobene Edickt von Nantes wieder hergestellet würde.

Es ist natürlich, daß die Verbitterung ihrer Feinde dadurch zunahm, und man that den Camisards, welche ihnen in die Hände fielen, alle nur ersinnliche Marter an. Diese rächeten

sich hingegen, wenn sie konnten, verbrannten die katholischen Kirchen, und vergalten denjenigen von den königlichen Truppen, welche ihnen in die Hände fielen, ihre Grausamkeit mit Wucher. Zugleich waren sie gegen die königlichen Truppen von Zeit zu Zeit glücklich, so daß sich Montreuil vor ihnen sogar auf das Schloß Carignon zurückziehen mußte.

Der Hof gab nunmehr alle Hofnung, diese Leute mit Gewalt zum Gehorsam zu bringen, beynahe auf, daher Montreuil auf Befehl des Hofes den 21sten Jul. 1703 auf das neue mit ihnen in Unterhandlung treten mußte. Er versprach ihnen, daß sie Freyheit haben sollten, ungehindert aus dem Lande zu ziehen, wobey man ihnen nicht allein Lebensmittel und Fuhrwerk geben, sondern auch einem jeden von ihnen einen Louisd'or auf der Gränze reichen wollte. Sie schlugen auch dieses Anerbiethen unter dem Vorwande aus, daß sie schon mehrmals hintergangen worden, daher sie den Worten des Hofes nicht trauen könnten; zugleich verlangten sie, man sollte ihnen die freye Uebung ihrer Religion lassen, so wollten sie sich als getreue Unterthanen ruhig verhalten.

Allein das war es eben, was man ihnen nicht bewilligen wollte, daher der Krieg seinen Fortgang hatte. Montreuil ließ keine Grausamkeit unversucht, sie in Schrecken zu setzen, und kein Mittel, sie zu unterdrücken. Allein alle seine Bemühungen waren eine geraume Zeit

vergebens, indem sich einer Nahmens Johann Cavalier zu ihrem Anführer aufwarf, dem es, eine reichliche Dosin Schwärmerey mit eingerechnet, nicht an Muth und Geschicklichkeit fehlte, seine schwärmerischen Brüder zu vertheidigen, daher auf beyden Seiten viel Blut vergossen, und manche Grausamkeit ausgeübet ward.

Der Hof ward über diesen schlechten Erfolg ungehalten, und da er glaubte, die Schuld liege an der Ungeschicklichkeit des Marechals de Montreuil, so ward dieser zurück berufen, und den 12ten April 1704 dem Marechal de Villars das Commando übergeben. Um die Sevenner zugleich einzuschläfern, gab man öffentlich vor, Montreuil werde bloß darum zurückberufen, weil der Hof dessen übertriebene Strenge mißbillige. Villars machte den Anfang gleichfalls mit der Güte, trat mit den Häuptern der Sevenner, Cavalier, Rouland, Ravanel und Calinat in Unterhandlung, und versprach ihnen alles, was er wollte oder konnte, wenn sie die Waffen niederlegen oder aus dem Lande gehen wollten. Cavalier capitulierte und erhielt freyen Abzug, allein die übrigen wollten noch immer die Wiederherstellung des Ediktes von Nantes erzwingen, daher der Krieg und mit ihm auch die Grausamkeiten ihren Fortgang hatten. Endlich wurden die Mißvergnügten durch die unaufhörlichen Gefechte geschwächt, ihre besten Anführer blieben entweder, oder capitulierten und bekamen freyen Abzug, daher denn auch 1706 die übrigen sich

nach und nach verliefen, und sich theils in die Schweiz, theils in Deutschland und Holland, theils aber auch in England zerstreueten.

Es war nothwendig, dieß von der Geschichte der Sevenner überhaupt voraus zu schicken, weil sonst die folgende Geschichte sehr unverständlich seyn würde. Marion war einer der vornehmsten unter ihnen, weil er von einem bessern Stande war, als die meisten übrigen, auch ein wenig studiert hatte, vornämlich aber, weil er es in der Schwärmerey am weitesten gebracht hatte, oder vielmehr, um mich in der Sprache der Kunst auszudrücken, weil der Geist Gottes zwiefach auf ihn ruhete, und ihn vorzüglicher Offenbahrungen würdigte.

Er war aus Barre in den obern Sevennes gebürtig, wo er um 1679 gebohren war, und ward von seinen Aeltern nach Toulouse geschickt, sich den Rechten zu widmen, hatte sich auch bereits drey Jahr bey einem Parlaments-Advokaten aufgehalten, um sich zur Praxi geschickt zu machen. Er war in der reformirten Religion erzogen worden, allein, da diese damahls sehr gedruckt wurde, so mußte er sich äusserlich katholisch stellen; in die Messe gehen und alle Gebräuche der römischen Kirche mitmachen, worin seine Eltern ihm mit ihrem Beyspiele vorleuchteten. Es stiegen ihm zugleich allerley Zweifel bald wider die eine, bald wider die andere Religion auf; allein, da er nicht im Stande war, sich selbige zu beantworten, so blieb er in einem Zustande

der Unschlüssigkeit. Indessen nahmen die Begeisterungen und Offenbahrungen in seinem Vaterlande überhand, das Gerücht davon erscholl bis nach Toulouse, und nunmehr gingen ihm auf einmal die Augen auf. Er lernte die Abgötterey der römischen Kirche auf das lebhafteste einsehen, und faßte den festen Entschluß, oder vielmehr, Gott selbst legte den festen Entschluß in sein Herz, einen so abgöttischen Ort, als Toulouse war, zu fliehen, und wieder in sein Vaterland zu gehen. Er reisete daher um den Anfang des Oktobers 1701 von da ab, und als er in Barre anlangte, so hörete er, daß der Geist der Weissagung sich der ganzen Gegend bemächtiget habe, und daß besonders junge Leute und selbst kleine Kinder häufige Entzückungen und Offenbahrungen bekämen, und in denselben ganz herrliche Sachen aussprächen. Das machte ihn stutzig, noch mehr aber, als eine Person in seiner Gegenwart in Entzückung fiel, da er denn noch nicht wußte, was er davon denken sollte. Allein nachdem er einigen Versammlungen solcher Inspirirten beygewohnet hatte, worin sie sich auf eine unaussprechlich starke und pathetische Art ausdrückten, so riß die göttliche Sprache dieser bewundernswürdigen Kinder ihn mit einer unwiderstehlichen Gewalt dahin, und er wünschte sich gleichfalls wieder zu werden, wie ein Kind.

Als er bald darauf einer Versammlung beywohnte, welche er selbst zusammen berufen hatte, und worin ein gewisser Castanet eine ver-

trefliche Rede hielt, so empfand er eine ihm bis dahin ganz unbekannte Bewegung, und zugleich eine geheime Freude, nebst einem innern Gefühl der Gnade Gottes, so daß er so vergnügt war, als wenn er sich in dem Himmel befunden hätte. Ein gewisses Feuer bemächtigte sich seiner Brust, und verursachte ihm eine Art von Bedrückung, die ihm doch nicht beschwerlich war, die ihm aber dennoch tiefe Seufzer auspreßte. Zugleich hatte sich sein Körper ein wenig verdrehet, und er befand sich eine starke Viertelstuude in diesem Zustande, hatte aber dabey nur noch sehr wenige Verzuckungen.

Nun das war doch schon ein guter Anfang, woraus ein Kunstverständiger bald sehen konnte, was aus dem Knaben werden würde. Man sagt gemeiniglich, die Schwärmerey stecke an, wie der Schnupfen, und sagt darin sehr wahr. Sie bestehet in einer erhitzten Einbildungskraft und Empfindung, welche eben diese Wirkung ganz natürlich auch auf den Zuschauer hervorbringet, wenn er sich nicht mit sein bischen Vernunft gegen die Ueberraschung waffnet.

Doch die kleine Freude wäre ihm bald versalzen worden. Die Verfolgungen gegen den Geist Gottes, wie man es in den Sevennes nannte, hatten bereits ihren Anfang genommen, und so bald der Abt von Chaylar, und der katholische Pfarrer des Orts, Meidge, erfuhren, daß er den Versammlungen beygewohnet habe, so ließen sie ihn in Verhaft nehmen. Allein er kam

dasmahl noch so leidlich davon, weil beyde sich mit 20 Louisd'or abspeisen ließen, die sein Vater bezahlen mußte, da man ihn denn wieder in Freyheit setzte; doch mußte er versprechen, wieder nach Toulouse zu gehen, und seines Berufes abzuwarten, ein immer sehr kluger Schritt, indem hinlängliche Beschäftigung des Verstandes das sicherste Mittel wider die Schwärmerey ist.

Der Tropf reisete auch wirklich nach Toulouse ab, allein er war schon zu tief angeschossen, daher er sehr bald das andächtige Heimwehe bekam, und im Julius 1702 wieder nach Barre reisete, in der Absicht, wenn es ja nicht anders seyn könnte, lieber das Königreich zu verlassen, als länger an einem so abgöttischen Orte zu bleiben. Kaum war er zu Hause angekommen, so erfuhr er, daß der Geist der Weissagung schon seine beyden jüngern Brüder ergriffen hatte, und man kann sich vorstellen, was das für eine Freude für ihn gewesen seyn muß. Der Vater, der vermuthlich den Segen in seiner Familie eben so gern sahe, hatte ihm schreiben wollen, daß er zu Hause kommen sollte; allein einer seiner Söhne sagte in der Begeisterung, es sey nicht nöthig, daß man dem Bruder schriebe, weil er ohnehin kommen würde; und da das nach einigen Tagen glücklich eintraf, so war die Offenbahrung ausser allem Streite.

Elie hatte seinen Vater beredet, ihn mit seinen beyden Brüdern auf Reisen gehen zu las-

sen, damit sie ihren Offenbahrungen in völliger Freyheit nachhängen könnten. Allein den Abend vor ihrer Abreise hörte sein Bruder die Stimme des Geistes, welche zu ihm sprach: „Ich sage „dir, mein Kind daß wenn ihr jetzt abreiset, „ihr euren Feinden in die Hände gerathen werdet. „Allein in kurzem sollen eure Feinde selbst euch „sicher an den Ort bringen, welchen ihr nur selbst „wollen werdet.“ Die Reisegesellschaft gehorchte, und achtzehn Monathe darauf traf die Weissagung des jüngern Bruders glücklich ein, weil Elie capitulierte, und darauf mit seiner ganzen Familie sicher nach Genf gebracht ward.

Zu Anfange des Jahres 1703 bekam der unsrige, da er sich eben in einer Versammlung befand, in welcher sein Bruder wieder eine Offenbahrung hatte, auf einmal eine große Hitze, welche sich seines ganzen Herzens bemächtigte, und sich durch seinen ganzen Leib verbreitete. Er befand sich dabey gleichfalls wieder ein wenig beängstigt, welches ihm denn heftige Seufzer auspreßte, die er, um der Gesellschaft willen, so lange zurück hielt, als er nur konnte. Einige Minuten darauf bemächtigte sich eine Macht, der er nicht widerstehen konnte, seiner so sehr, daß er auch ein lautes, mit heftigen Schluchzen unterbrochenes Geschrey ausstieß, und Ströhme von Thränen vergoß. Die Ursache dieses Paroxismus waren die unzähligen Bilder seiner Sünden, welche ihm auf einmahl in schwarzer

scheuslicher Gestalt erschienen, die ihn wie eine schwere Last so niederdrückten, daß er auch den Kopf mußte sinken lassen. Jemehr sie drückten, desto heftiger ward sein Geschrey und desto häufiger seine Thränen. Die Bilder erfülleten seinen Geist mit Abscheu, und in seiner Angst konnte er weder reden noch zu Gott beten. Bey dem allen empfand er doch so etwas gutes und seliges, daß es ihm nicht möglich war, weder zu murren, noch zu verzweifeln.

Ich glaube, der Pinsel hat in dieser ganzen Geschichte den ganz begreiflichen Fortschritt einer angestrengten und stufenweise erhitzten Einbildungskraft und Empfindung wider seinen Willen so wahr geschildert, daß man das Natürliche darin nicht wird verkennen können. Man bringe einen lebhaften vollblütigen Menschen in diesem Zustande seiner Seele in eine volle Versammlung anderer Schwärmer, die sich aus Furcht vor ihren Verfolgern in engen, abgelegenen und vielleicht dumpfigen Orten versammeln müssen, dabey alle ihre Einbildungskraft auf die Folter spannen, und folglich die Ausdünstung und Dicke der Luft dadurch noch vermehren, so mag ich für die Folgen nicht stehen.

Sein Bruder, der schon geübter war, merkte, wo es dem armen Sünder fehlte, und um ihm Luft zu machen, so bekam er eine zweyte Entzückung, in welcher er den Ausspruch that, daß seines Bruders Sünden ihm die gegenwär-

tige Angst auspreßten, und nunmehr folgte ein langes, weitläufiges Verzeichniß derselben, welches er vor jedermann laut hersagte. Elie begleitete dasselbe mit Heulen und Schluchzen, und als das schöne Register zu Ende war, so fand er sich um ein vieles leichter. Nach und nach ward er auch ruhiger, und kam in den Stand, Herz und Stimme zu Gott erheben zu können. Er brachte die Nacht sehr angenehm zu, aber bey dem Erwachen bekam er die ersten Bewegungen, welche mit häufigen Seufzern vermischt waren. Und dieses begegnete ihm nunmehr vier Wochen lang, alle Tage drey bis vier mahl; diese ganze Zeit brachte er mit Fasten und Beten zu, und am Ende derselben war der Schwärmer fertig. Es war natürlich, daß er jetzt ein ganz anderer Mensch war; was ihm vor diesem Durchbruche das angenehmste gewesen war, ward ihm nunmehr zuwider. In den gedachten vier Wochen hatte er nur stumme Entzückungen gehabt, allein nunmehr ward auch seine Zunge entbunden, und der Geist konnte sie gebrauchen, wie er wollte. Der Narr war vor Freude ausser sich, als er auf einmahl einen Strohm heiliger Worte aus seinem Munde fliessen hörte, die er nicht erfinden konnte, und welche seine Ohren entzückten. Gleich in der ersten Inspiration, deren er gewürdigt ward, sagte der Geist zu ihm: „mein „Sohn, ich habe dich von deiner Mutter Leibe „an zu meiner Ehre bestimmt;" man kann denken, wie sich der Fantast dabey wird gebrü-

stet haben. Aber der Geist, auf dessen Einfluß er so stolz war, war gewiß nicht von der friedfertigsten Art, denn er befahl ihm zugleich zu den Waffen zu greifen, und zu seinen Brüdern zu gehen, welche bereits seit sechs Monathen tapfer für die Sache Gottes stritten. Er ging also zu Anfang des Februars aus Barre in das Gebirge, und ließ sich bey einem Haufen Camisards anwerben, welchen er nachmahls selbst anzuführen bekam.

Es kommt bey dieser Gelegenheit ein Beyspiel der seltsamen Kriegeszucht vor, welche diese Schwärmer beobachteten, und welche ganz darauf gestimmt war, blinde und verzweifelte Verfechter ihrer Vorurtheile aus ihnen zu bilden.

Um Ostern 1703 stieß der Haufe des Bruders Castanet zu dem Haufen des Abraham Mazel. Salomon Couderc, der mit Abraham commandirte, und unter andern Gaben auch vortrefflich schwatzte, und ihr bester Prediger war, bekam von dem Geiste Befehl, die beyden vereinigten Haufen zu reinigen, weil sich viele darunter befänden, welche sich noch auf gewisse weltliche Art zu vergnügen suchten, andere aber den Befehlen ungehorsam gewesen waren. Zugleich befahl der Geist ihm, diesen vereinigten Haufen, welcher aus 4 bis 500 Mann bestand, in Linien zu stellen, und diejenigen heraus zu ziehen, wel-

che ihm der Geist andeuten würde. Er gieng hierauf vom Geiste ergriffen, mit heftigen Bewegungen durch die Glieder, sahe Mann für Mann starr an, wobey der Geist ihm jedesmahl diejenigen heimlich andeutete, welche verworfen waren, die er denn aus den Gliedern zog, worauf sie an einen besondern, ihnen angewiesenen Ort treten mußten. Die armen Teufel, welche eben solche Schwärmer waren, als ihre Vorgesetzten, gehorchten mit vielen Thränen, und warfen sich an dem Orte, wohin sie gewiesen wurden, auf die Knie. Unser Marion hatte bereits ein kleines Commando, daher war er nicht verbunden, sich mit denen, welche solcher Gestalt in den Schmelztiegel geworfen wurden, in Reihe und Glieder zu stellen, welches ihn denn sehr wohl behagte, indem diese fürchterliche Execution, so bald Bruder Salomo sie bekannt machte, ihm schon Zittern und Beben verursachte. Er schlich sich daher mit noch einigen andern hinter die Fronte, wo er dem Auftritte mit Beten und Schluchzen zusahe. Der Verworfenen waren 60 bis 70. Indem diese auf dem ihnen angewiesenen Platze auf den Knieen lagen und heulten und weinten, hielt Bruder Salomo, der noch immer von dem Geiste ergriffen war, eine herrliche Rede an die übrigen, deren gutes Verhalten war belohnet worden. Gleich darauf empfieng er einen geheimen Wink von dem heiligen Geiste, worauf er den Aus-

geschiedenen Befehl gab, näher zu treten. Die ganze Versammlung zerfloß in Thränen, und wartete der Dinge, die da kommen sollten. Die armen Sünder naheten sich mit Zittern und Schluchzen, und mußten nunmehr zuvörderst eine derbe Strafpredigt des Geistes anhören, worauf er ihnen erklärte, daß das Opfer des zerknirrschten Geistes Gott angenehm gewesen wäre, und daß sie wieder zu Gnaden wären aufgenommen worden. Nunmehr weinte alles vor Freude; die Ausgeschiedenen traten wieder in ihre Glieder, und Salomo beschloß die Execution mit einem herrlichen Gebete. Nachdem dieses zu Ende war, gerieth der Geist über unsern Marion, der indessen hinter der Fronte auf seinen Knien gelegen hatte, und der nunmehr allerley schöne Sachen sagte, und häufige Thränen der Freude vergoß. Allein es waren nicht Thränen von der gewöhnlichen Art, sondern blutrothe Thränen, welche auf seine Kleider, auf seine Flinte, und selbst auf die Erde fielen. Die Sache muß wahr seyn, denn sie geschahe, wie er hinzu setzet, zu les Vernedes am hellen Mittage.

Da diese Schwärmer keine ordentlichen Geistlichen unter sich hatten, so sahe es mit ihrem Gottesdienste sehr unordentlich aus; allein der innere Geist wußte auch hier Rath. Es befand sich unter ihnen einer Nahmens la Valette, welcher unter andern auch die Gabe des Predigens besaß, und einen gehei-

men Befehl bekam, das heil. Abendmahl auszutheilen. Allein, als er die Wichtigkeit einer solchen Handlung näher überlegte, so setzte seine Unwürdigkeit ihn in Schrecken. Allein indem er sich so mit seinen Zweifeln plagte, ergrif der Geist ihn, schüttelte ihn tüchtig, und ließ ihn dann die Worte mit lauter Stimme aussprechen: es sey der Wille Gottes, daß sein Diener seinen Befehl vollziehen, und nach den erhaltenen Befehlen sein Volk trösten sollte. Nach diesem Befehle bereitete sich alles zu gehorchen; aber da die armen Tropfen nicht einmahl wußten, wie das Abendmahl ausgetheilet werden müßte, so fragten sie erst andere darum, welche ein wenig mehr Erfahrung hatten. La Valette machte den Geistlichen, und theilte dem Volke Brod und Wein aus, Marion aber stellte den Diaconus vor, und reichte ihm den Kelch. Vorher und nachher wurden herrliche Predigten gehalten, denn der Geist zeigte sich bey dieser feyerlichen Gelegenheit vorzüglich geschäftig, und legte ihnen die erbaulichsten Dinge in den Mund.

Gegen Abend erhielt Marion eine Inspiration, in welcher der Geist ihn mit lauter Stimme sagen ließ: „Ich sage dir, mein „Sohn, und versichre dir, daß sich die Engel im Himmel über euch an diesem Tage gefreuet haben.“

Von dieser Zeit an theilten sie das Abendmahl alle drey Monathe aus, und der Bruder

Abraham verrichtete dabey auf Befehl des Geistes ein sonderbares Amt. Er stellte sich allemahl an den Altartisch, richtete die Augen auf die Versammlung, und wies alle diejenigen ab, von welchen der Geist ihm sagte, daß sie sich nicht hinlänglich vorbereitet hätten, da er sie denn ermahnete, erst hinzugehen, und zu beten, und alsdann wieder zu kommen.

Um wieder auf unsern Schwärmer zu kommen, so ward er gegen den Anfang des Maimonathes 1703 in dem Dorfe Ferrieres bey Barre an dem hellen Mittage von dem Geiste ergriffen, da er denn, nachdem er tüchtig von demselben war geschüttelt worden, folgendes Gesicht hatte. Zuvörderst mußte er folgende Worte aussprechen: „Ich sage dir, „mein Sohn, daß eben jetzt ein Mensch zu „einem deiner Feinde gegangen ist, und sich „erbiethet, dich ihm auszuliefern. Dieser „Mensch wohnet dir zur linken Hand, und er „wird morgen der erste in der Versammlung „seyn. Ich werde dir ihn zeigen.“ Sogleich zeigte der Geist ihm diesen Menschen, wie er mit dem Hrn. Campredon, Subdelegirten des Intendanten von Barre herum ging, und er sahe ihn so leibhaftig, als wenn er in eben demselben Zimmer gewesen wäre. Aber er sahe nicht nur, sondern er hörte ihn auch sehr deutlich und vernehmlich reden. Er hörte und sahe noch mehr; er sahe die Gattinn des Campredon, wie sie ab- und zuging, und sich zu-

weilen in das Gespräch mischte. Campredon erkundigte sich bey dem Bauer nach dem Marion und la Valette, welcher jetzt ihr vornehmster Prediger war, und sagte, wenn man nur diese beyde bekommen könnte, so würde das das beste Mittel seyn, die Ruhe in der Gegend wieder herzustellen. Der Subdelegirte sagte ferner zu dem Bauer: Du wirst dir Freunde machen, und sowohl der Intendant als auch der Marschall von Montreuil werden dich belohnen, du kannst dich darauf verlassen; ich für meinen Theil will dir zehn Thaler geben, und machen, daß du deinen Proześ gewinnen sollst. Der versprach alles, und versicherte, daß er den folgenden Tag in die Versammlung gehen, und nach derselben den Aufenthalt der beyden gedachten Personen ausspüren wollte, damit Campredon sie daselbst könne aufheben lassen.

Nachdem diese Operation des Geistes vorüber war, erzählte Marion sein Gesicht dem la Valette und beschrieb ihm den Verräther, so wie er ihm war offenbahret worden, Haarklein. Den folgenden Tag ging er in die Versammlung, und als man eben einen Psalm sang, ergrif der Geist ihn, und ließ ihn mit lauter Stimme ausrufen, daß der Verräther eben in die Versammlung getreten sey. Zugleich wiederholte er das ganze Gespräch, welches den Tag vorher mit dem Subdelegirten vorgefallen war. Nachdem er von seiner Ent-

zückung wieder zu sich selbst gekommen war, sahe er den falschen Bruder an, den er nach dem in der Offenbahrung von ihm gesehenen Bilde sogleich erkannte, und der blaß und zitternd da stand.

Da der Geist dem Marion in Ansehung der Bestrafung nichts verordnet hatte, so beschloß er, ihm nach der Versammlung bloß einen Verweiß zu geben; allein, als man indessen mit andern Dingen beschäftiget war, entwischte er. Marion und la Valette ließen ihn indessen durch ein paar andere Personen zur Rede stellen, und da gestand er zwar die Unterredung, behauptete aber, daß er nie Willens gewesen sey, das Verlangen des Subdelegirten zu erfüllen. Marion ließ es billig dabey bewenden, weil der Geist ihm in Ansehung dieses Punktes keinen Aufschluß gegeben hatte.

Durch solche armselige Kunstgriffe wußten ein paar Verschlagene das arme unwissende Volk in der Täuschung und dem Aberglauben zu erhalten. Allein einer seiner Brüder hatte es in dergleichen Gaukeleyen noch ein wenig weiter gebracht. Dieser bekam einmahl in seines Vaters Hause in einer ansehnlichen Gesellschaft eine Entzückung, in welcher er wider den Unglauben und besonders wider den Geiz declamirte, und damit auf eine gewisse Frau zielte, welche sich in der Gesellschaft befand. Nachdem die Predigt eine Zeitlang gedauert hatte, sagte der Geist aus ihm: „damit, mein Sohn, die Leute überzeu-

„get werden, daß ich es bin, der aus dir redet, „so sollst du dich mit Messern in die Brust stos„sen, ohne daß du sollst verwundet werden. „Fürchte dich nicht, denn du sollst dich nicht ver„letzen. Hierauf forderte der Taschenspieler Messer, allein es war nur eins da, welches aber groß, scharf und spitzig war, und womit er sich mit der größten Heftigkeit auf die Brust, den Magen und den Unterleib stieß, ohne sich zu verletzen, denn das Messer prallte ab, als wenn sein Leib von Eisen gewesen wäre. Jedermann ward darüber bis zu Thränen gerührt; besonders das alte Mütterchen, welches nunmehr vermuthlich ihr Geld gerne hergab.

Da Marion einen so grossen Einfluß unter den aufrühriſchen Camisards hatte, so war es kein Wunder, daß man ihm vorzüglich nachstellete. Die Französischen Beamten beobachteten dabey das Haus seines Vaters zu Barre sehr sorgfältig, und der unsrige gestehet selbst, daß er und sein Anhang aus demselben mit Lebensmitteln und andern Bedürfnissen sey versorget worden. Allein der heilige Geist, der seine Brüder fleißig besuchte, sorgte für alles und bewachte das ganze Haus. Es lag eine Besatzung in dem Flecken, welche alle Ausgänge besetzt hielt, und jedermann, der aus dem Orte ging, genau durchsuchte, ob er auch den im Gebirge befindlichen etwas zuschleppte. Allein von der Familie des unsrigen ward niemand entdeckt, weil sie allemahl den heiligen Geist um Rath fragten, der denn

auch gleich fertig mit der Antwort war. Folgendes Beyspiel beweiset es zur Genüge.

Marions jüngerer Bruder, Nahmens Peter, grif auf Befehl des Geistes zu den Waffen und schlug sich zu den Rebellen, und nunmehr ward das Haus ihres Vaters ganz natürlich verdächtiger als jemahls, daher seine Feinde auch den Entschluß faßten, ihn ohne allen Proceß in der Stille hinrichten zu lassen, zumahl, da sich das Gerücht verbreitete, daß der alte Marion die Besatzung, welche aus ungefähr 400 Mann bestand, den Aufrührern in die Hände liefern wollte. Ein Freund der Camisards erfuhr den Anschlag des Campredon und gab dem Alten sogleich Nachricht davon, rieth ihm auch, sich auf der Stelle aus dem Staube zu machen. Allein dieser hatte einen andern unsichtbaren Rathgeber. Er rief sogleich seinen jüngsten Sohn und befahl ihm, den Geist zu befragen. Sobald dieser ein paar Stunden gebetet hatte, fiel er in eine Entzückung, und bekam heftige Convulsionen, in welchen der Geist folgendes aus ihm sprach: „Habe guten Muth, mein Sohn, „ich sage dir, daß weder dein Vater noch irgend „jemand aus diesem Hause etwas zu fürchten „hat. Ich sage dir, daß ich einen seiner Feinde „erwecket habe, welcher selbst für ihn bitten, und „Gnade für ihn erhalten wird.“ Der Alte bekam nunmehr festen Muth und blieb zu Hause, und wirklich legte der Befehlshaber der Besatzung, Hr. Doise, eine Vorbitte für den alten Marion

ein, und stellete vor, daß er sonst ein guter Mann sey, der vielen Menschen Gutes thue; vornehmlich aber, daß seine bey den Rebellen befindlichen Söhne den Tod des Vaters rächen und das Städtchen plündern würden. Zugleich versicherte er, daß er sich mit seiner Besatzung dieser Gefahr nicht aussetzen, sondern sich sogleich wegziehen wolle, wenn Campredon bey seinem Vorhaben bleiben sollte. Dieß machte Eindruck, und man beschloß, den Alten dießmahl bloß zu schrecken, daher man ihn in Verhaft nahm, ihn aber mit einem Verweise wieder fortschickte.

Am Osterfeste 1704 fiel Abraham Mazel in der Versammlung in eine heftige Verzuckung, in welcher der Geist unter andern aus ihm sagte: „Ich sage dir, mein Sohn, daß einer „deiner vornehmsten Brüder, welcher hier gegenwärtig ist, und die Gabe des Predigens bekommen hat, von der Hand seiner Feinde sterben wird.“ Nachdem die Entzückung vorbey war, sahe er alle, die die Gabe zu predigen hatten, einen nach dem andern an, und heftete darauf seine Augen auf den Bruder Moulines, welcher einen kleinen Haufen commandirte. „Bruder, sagte er zu ihm, bereite dich, denn du „bist es, den Gott meinet.“ Dieser nahm den Befehl mit tiefer Verbeugung an, und ward den 15ten oder 16ten May wirklich erschossen.

Aber die Gabe der Prophezeihung war nicht die einzige Wundergabe, deren sich diese Fantasten rühmten. Manche derselben waren auch

fest, so daß die Kugeln vor ihnen niederfielen, oder in ihren Kleidern stecken blieben, aus welchen sie selbige nur herausholen durften. Marion erzählet davon verschiedene Beyspiele. Allein die Gabe der Prophezeihung war doch ihr größtes Palladium, denn sie vertrat ihnen die Stelle der Gesetze und der Anführer, und Marion versichert sehr ernsthaft, daß, wenn ihnen zuweilen etwas widriges begegnet sey, es daher gerührt habe, daß sie den Befehlen des Geistes nicht pünktlich gehorchet hätten, oder etwas ohne dessen Befehl unternehmen wollen. Auf Befehl dieses Geistes hätten sie den Satan (ihren rechtmäßigen König,) bekrieget, und alle Reichthümer verachtet, daher sie auch die zeitlichen Vortheile, welche ihnen von den Feinden angebothen worden, jederzeit ausgeschlagen und verschmähet, und wenn sie Städte eingenommen, nie geplündert, sondern die größten Schätze mit kaltem Blute verbrannt hatten. Auch die Anführer wurden auf Befehl des Geistes gewählet, der ihre ganze Kriegeszucht leitete. Auf dessen Befehl hielten sie allemahl das erste Feuer des Feindes auf den Knien aus, und griffen ihn dann unter lautem Singen der Psalmen an. Wenn einer von ihnen in einem Gefechte blieb oder hingerichtet wurde, so beklagte man ihn nie. Ihre Eingebungen lehrten sie bloß, über ihre Sünden und über die Zerstörung der Stadt Gottes weinen. Unter der Leitung dieses Geistes waren sie in den größten Gefahren unerschrocken und fröhlich, und

ließen nie den Muth sinken, wenn sie gleich in den Wüsten und Höhlen der Felsen mit Hunger und Frost zu kämpfen hatten. Wenn ihnen die Last zu schwer werden wollte, so war eine einzige Entzückung im Stande, sie ihnen so leicht wie eine Feder zu machen. Eben so standhaft bewiesen sich diejenigen, welche von dem Feinde gefangen und bald gerädert, bald lebendig verbrannt wurden, indem sie niemahls zagten, sondern den Geist unter beständigen Gesängen und Lobe Gottes aufgaben. — Mit solchen Leuten läßt sich allerdings etwas machen, und die Geschichte aller Zeiten bestätiget es, daß Schwärmer allemahl die gefährlichsten Feinde sind.

Allein endlich mußte der Geist es doch überdrüssig werden, diese Schwärmer zu unterstützen, daher sie nach und nach so geschwächt wurden, daß die übrigen sich nicht länger vertheidigen konnten, daher sich 1705 die meisten von ihnen verliefen und ausser Frankreich zerstreueten. Marion war schon vorher einmahl in die Enge gekommen, und hatte capituliren müssen, da er sich denn mit dem la Valette und einigen andern nach Genf begab. Allein auf Zureden des Holländischen Residenten gingen sie wieder nach Sevennes, ihre verlassenen Brüder zu unterstützen. Marion gestehet zwar, daß das ein förmlicher Bruch seiner Capitulation gewesen, schiebt aber die ganze Schuld auf den Geist, der das Verlangen, und vielleicht auch die Dukaten des Holländischen Residenten unterstützt habe. Und

freylich ein Geist, der den Aufruhr gegen seinen rechtmäßigen Landesherrn anbefahl und unterstützte, konnte wenig Bedenklichkeiten finden auch den Bruch förmlich beschworner Traktaten zu begünstigen.

Als die Camisards darauf immer mehr in das Gedränge kamen, fand Marion, der sich zum Martyrertode noch nicht reif fand, nebst einigen andern für gut, zum zweytenmahle zu capituliren, da er denn nebst dem Abraham Mazel, Atgier la Valette, David David, Durand Fage und einigen andern gegen das Ende des Augusts 1705 wieder zu Genf ankam, von da er sich nach Lausanne begab, wo sich sein Vater bereits aufhielt. Hier hielt er sich zehn bis eilf Monath auf, da er denn endlich von Gott in verschiedenen Verzückungen Befehl erhielt, nach England zu gehen, wohin sich bereits viele seiner ehemahligen Brüder geflüchtet hatten. Da eben einige seiner Bekannten aus Lausanne diese Reise antreten wollten, so machte sich die schöne Gesellschaft den 23sten Jul. 1706 auf den Weg und langte den 16ten Sept. in London an.

Hier befand sich bereits eine Gemeinde Französischer Flüchtlinge unter dem Namen der Savoyischen Kirche. Als die Vorsteher dieser Gemeine erfuhren, daß verschiedene von den Anführern der Sevenner in London angekommen wären, so ließen sie selbige den 1sten Okt. zu sich bitten, und ließen sich von ihnen den ganzen Vorgang in Niederlanguedoc erzählen, versprachen

ihnen auch allen nöthigen Beystand von Seiten ihrer Gemeine. In einem der folgenden Besuche bey dem Hrn. J. du Bourdieu, einem der Aeltesten der Gemeine, wollte Marion seine Künste zeigen, und bekam eine Entzückung, worüber dieser erschrack, und sein Mißfallen nicht undeutlich an den Tag legte. Es wurden in der Folge noch mehrere Conferenzen zwischen der Französischen Gemeinde und den Häuptern der Camisards, worunter sich auch der berüchtigte Johann Cavalier befand, gehalten, da denn die Gemeinde immer mehr hinter die Schliche dieser Schwärmer kam, und sie nicht für ihre Glieder zu erkennen beschloß.

Diese ließen sich dadurch nicht abhalten, das gemeine Volk in London durch ihre Inspirationen und Entzückungen zum Erstaunen zu bringen, und besonders war Marion darin sehr geschäftig, und seine schwärmerischen Paroxismi wurden nunmehr weit feyerlicher, damit sie in einer so großen Stadt als London desto mehr Aufsehen machen möchten.

Er erzählet einen solchen selbst, welchen er bald nach seiner Ankunft in London vom 4ten Nov. 1706 an hatte. Er bekam eine Offenbahrung, daß er drey Tage fasten, und damit den folgenden Tag anfangen sollte. Vermuthlich wollte ihm das Fasten nicht so recht in den Kopf, denn er glaubte anfangs, daß er sich nur bey Tage der Speisen enthalten sollte, aber Abends

essen könnte. Aber der Geist wußte ihm den Kopf bald zurechte zu setzen, denn er befahl ihm sehr bestimmt, sich dreymahl 24 Stunden lang alles Essens und Trinkens völlig zu enthalten. Er gehorchte, und um seine Einbildungskraft noch mehr zu erhitzen, wohnte er alle Morgen und Abend den Betstunden in den Französischen Kirchen bey, und füllte die Zwischenzeit mit Beten und Betrachtungen aus. Am Ende des dritten Tages aß er ein wenig, bekam aber sogleich Befehl noch drey Tage zu fasten, und nachdem diese vorüber waren, und er Abends ein wenig Speise genommen hatte, mußte er zum drittenmahle wieder eben solange fasten. Dabey war es denn kein Wunder, daß er alle Tage seine gewöhnlichen Inspirationen, und den letzten deren gar drey hatte, welche allemahl mit heftigen Verzuckungen verbunden waren. Am Ende dieser Zeit hatte er ganz ausserordentliche Offenbahrungen, deren Inhalt er aber nicht gut fand, bekannt zu machen.

Daß dergleichen Auftritte in London vieles Aufsehen machen mußten, kann man sich leicht vorstellen. Eben so begreiflich ist, daß die Urtheile in einer so großen und aus Einwohnern von so verschiedenen Geisteskräften bestehenden Stadt sehr ungleich ausfallen mußten. Kluge und vernünftige Personen hielten diese vorgegebenen Offenbahrungen und Inspirationen für das was sie waren, für plumpen Betrug, und beson-

ders zeichneten sich die Vorsteher der Savoyischen Gemeinde durch ihr kluges Verhalten in dieser Sache aus. Sie wandten alle Mühe an, den Marion und dessen Landesleute durch gütliche Vorstellungen zur Vernunft zurück zu führen; allein als alle Hofnung dazu verschwand, so ließen sie den 5ten Jan. 1707 eine Erklärung an die Thüren ihrer Kirchen anschlagen, worin sie versicherten, daß sie mit diesen betrüglichen Schwärmern in keiner Verbindung ständen, und daß diese nicht zu ihrer Gemeinde gehörten.

Die ersten vorgegebenen Entzückungen und Offenbahrungen dieser Unholden gingen dahin, die Englische Nation zur thätigen Unterstützung ihrer hinterbliebenen Brüder in den Sevennes zu bewegen. Allein als sie sahen, daß der Eindruck, welchen sie etwa bey dem Volke machen konnten, zu schwach war, diese Wirkung hervor zu bringen, die Klügern und Großen aber dergleichen Gaukeleyen verachteten, so stimmten sie den gewöhnlichen Ton aller Schwärmer an, predigten Buße, droheten den Unbußfertigen die Gerichte Gottes, versprachen den Frommen, d. i. solchen Schwärmern wie sie waren, goldene Zeiten, verkündigten den Untergang des Papstthums und eine bevorstehende herrliche Erlösung, wobey überall viele Zeichen und Wunder geschehen sollten. Zugleich gaben sie sich öffentlich für Propheten aus, welche der Geist Gottes zu seiner lieben Englischen Nation geschickt habe, ihr diese Abenteuer bekannt zu machen. Alle diese Pro=

phezeihungen und Offenbahrungen waren von den heftigsten Bewegungen und Verzuckungen des Leibes begleitet, besonders an Kopf und Brust, wobey sie oft stehend oder sitzend bald plötzlich in die Höhe fuhren, bald sich mit der größten Gewalt auf die Erde warfen, die Augen verdreheten, und wie Besessene schäumten.

Da nichts leichter und heftiger ansteckt, als die Schwärmerey, so bekamen sie in London mehrere Anhänger, welche in kurzem eben dergleichen Verzuckungen und Offenbahrungen bekamen, und zwar nicht bloß aus der Classe des niedrigen Volks, sondern selbst unter Personen, von welchen man mehr gemeinen Menschenverstand hätte erwarten sollen. Unter diesen befanden sich besonders Maxim. Misson, Verfasser einer Reise durch Italien, und Herausgeber des bereits erwähnten Théatre sacré des Sevennes; Jean Daude, Nicol. Facio, und Carl Portales. Allein die meiste Verwunderung erregte ein Irländischer Ritter Richard Bulkeley, und ein reicher Engländer, John Lacy, als sie sich zu diesen Wahnsinnigen schlugen. Der letztere war bisher eines der vornehmsten Glieder der Englischen Gesellschaft zur Beförderung der Gottseligkeit gewesen, und hatte schon in derselben gezeiget, daß er einen nicht kleinen Hang zur Mystik hatte, der aber nunmehr alle Gränzen überschritt, daher er noch in dem Jahre 1707 seine eigenen Offenbahrungen unter dem Titel Prophetische

Warnungen in drey Theilen heraus gab, so wie Bulkeley zu gleicher Zeit die Wahrheit dieser Offenbahrungen schrieb.

Dieser Unfug machte nun zu London immer mehr Aufsehen, je länger er dauerte, daher auch der Bischof von London dem Consistorio der Savoyischen Gemeinde auftrug, diese Sache genau zu untersuchen. Das Consistorium hatte verschiedene Conferenzen mit den Schwärmern, hörte Zeugen ab, und that alles, der Sache auf den Grund zu kommen, welches denn bey einem so plump gespielten Betruge nicht schwer war. Nachdem dasselbe nochmahls vergebliche Versuche gethan hatte, diese Leute zur Mißbilligung ihres Unfuges zu bringen, so that es endlich den Ausspruch, daß die vorgegebenen Entzückungen und Offenbahrungen, welche ohnehin der Weisheit des heil. Geistes unanständig wären, freywillige und ganz natürliche Bewegungen wären, und daß auch ihre vorgegebene Weissagungen ungereimte und widersprechende Dinge enthielten, welche zum Theil schon durch den Ausgang wären widerleget worden. Dieses Urtheil ward den 10ten April in den Savoyischen Kirchen abgelesen, und auch ein Exemplar davon den übrigen Französischen Kirchen zugeschickt.

Doch dieser Schritt hatte keine andere Wirkung, als daß unsere Inspirirten noch unbändiger wurden. Sie antworteten dem Savoyischen Consistorio den 24sten April durch eine Gegenerklärung, worin sie alles für die abscheulichsten

Verläumdungen erklärten, und sich auf Gott, als den Kenner der Herzen und Gesinnungen beriefen. Diese Erklärung war von Marion, Durand Fage und Johann Cavalier unterschrieben *). Ausserdem gaben Facio, Daude und Portales noch in eben diesem Jahre 1707 des Marion Weissagungen unter dem Titel Advertissements prophetiques heraus, in deren Vorrede sie sehr heftig wider die Acte des Savoyischen Consistorii eiferten, und die Wahrheit sowohl ihrer Prophezeihungen, als auch der von Gott durch sie gewürkten Wunder auf das hartnäckigste behaupteten. Unter den Wundern, welche sie anführten, befanden sich auch die, daß Kinder von drey bis sieben Jahren, ja selbst Kinder, welche noch nicht reden können, unter ihnen geprediget hätten; sie hätten ganze Armeen Engel gesehen, welche vor ihnen gestritten hätten; des Nachts wäre ihnen der Weg in dem Gebirge durch himmlische Lichter und Feuerkugeln gezeiget worden; gemeine Hirten hätten mit ihren Schleudersteinen und Psalmen ganze Regimenter Französischer Truppen in die Flucht getrieben u. s. f. In eben dieser Absicht gab auch Misson in diesem Jahre sein Theatre sacré des Sevennes heraus, worin alle diese Possen bestätiget werden.

Da diese Leute solcher Gestalt von der Savoyischen Gemeinde waren ausgeschlossen worden,

*) Sie stehet am Ende des Theatre sacré des Sevennes, S. 143. welches die Geschichte damit beschließt, daher ich das folgende aus andern Quellen entlehne.

so fingen sie an, sich unter sich selbst zu versammeln, und eine eigene Gemeinde zu errichten. Dadurch ward das Aufsehen in London noch grösser, zumahl da sie, gleich den ersten Quäkern, in ihren Versammlungen die heftigsten Convulsionen und Verzuckungen bekamen, welche die Neugier des großen Haufens reitzten, und vielen von ähnlicher Stimmung den Kopf verrückten. Das Savoyische Consistorium sahe sich nunmehr genöthiget, den weltlichen Arm zu Hülfe zu nehmen, und eine förmliche Klage wider den Elie Marion, Jean Daude und Nicolaus Facio anzustellen, worauf im December 1707 das Urtheil wider sie gefället wurde, daß sie als überführte falsche Propheten zwey Tage an dem Pranger stehen sollten, welches auch an ihnen vollzogen ward.

Durch dergleichen Strafen lassen sich Schwärmer nicht leicht bessern, zumahl wenn Betrug mit in dem Spiele ist, wie hier augenscheinlich war. Ihre Anhänger priesen die Verurtheilten für heilige Märtyrer, und hielten sie dadurch für die empfundene Schande, für welche ein Schwärmer ohnehin kein Gefühl hat, schadlos. Indessen sahen sie doch wohl, daß, wenn ihr Ansehen unter dem Volke nicht ganz sinken sollte, sie sich durch etwas Vorzügliches würden auszeichnen müssen, und sie waren plump genug, auszusprengen, daß einer aus ihrer Mitte ein Wunder thun sollte, dergleichen weder Christus noch sonst ein Wunderthäter des alten und neuen Te-

stamentes je gewirket habe. Das Wunder bestand darin, daß einer ihrer verstorbenen Anhänger, Thomas Emes, ein Socinianischer Medicus, von den Todten erweckt werden sollte, wenn derselbe bereits einige Monathe würde im Grabe gelegen haben. Der Ritter Lacy war das auserwählte Rüstzeug, welches dieses Wunder thun sollte, und der 25ste May 1708 war dazu angesetzt. Man kann denken, wie hoch die Erwartung des leichtgläubigen Volkes auf diesen Tag gespannet ward. Er kam endlich, und es versammelte sich eine unzählige Menge bey dem Grabe des Emes, diese Erweckung mit anzusehen; allein es ging ihr, wie der Versammlung des Hans Nord. Lacy kam nicht, sondern entschuldigte sich damit, daß er noch keinen Befehl von dem Geiste zu diesem Wunder erhalten habe; allein im Grunde war ihm die Versammlung zu zahlreich, und zu scharfsichtig, als daß er hoffen durfte, sie durch einen Betrug von der gewöhnlichen Art zu hintergehen.

Dadurch fiel das Ansehen dieser Gaukler völlig, wenigstens bey allen, welche noch einiges vernünftigen Nachdenkens fähig waren, oder kein persönliches Interesse hatten, den Betrug fortzusetzen. Selbst die Quaker, welche bisher einen hohen Begrif von ihnen gehabt hatten, entzogen sich ihrer jetzt, und hielten sie ihrer Achtung unwürdig. Man vergaß sie, daher man auch in den beyden folgenden Jahren in London nichts von ihnen hörete.

Sie sahen nun wohl, daß London der Boden nicht war, auf welchem ihr Same keimen sollte, daher sie sich ein fruchtbareres Feld suchten. In Deutschland wurden um diese Zeit mehrere Orte von ähnlichen Schwärmern geplagt, welche der übel verstandene und übertriebene Pietismus veranlasset hatte, und sie schlossen daraus, daß sie in diesem Lande eine günstigere Aufnahme finden würden, als in England. Elie Marion, Facio, Portales und Jean Allut, auch einer dieser Fantasten, erhielten daher im Junius 1711 von dem Geiste Befehl, ihren Samen in den Chur Brandenburgischen Landen auszustreuen, welche auswärts durch den Pietismus von dieser Seite am bekanntesten geworden waren.

Sie gingen daher den 5ten Jul. 1711 von London ab, und kamen den 24sten bereits zu Berlin an. Allein ihre ersten Auftritte waren gleich so plump, und der Betrug fiel so sehr in die Augen, daß sie auf königlichen Befehl die Stadt sogleich wieder räumen mußten. Sie kamen darauf im August nach Leipzig, wo man sie aber auch nicht lange duldete, daher sie dieser Stadt alles Unglück androheten, und ihr weissagten, daß ihre Obrigkeit werde vertrieben werden. Von hier gingen sie über Coburg und Erlangen nach Nürnberg, und da ihr Weitzen auch hier nicht blühen wollte, so begaben sie sich über Regensburg nach Wien, wo sie den 11ten Oct. 1711 anlangten. Die Unholde hätten sich leicht

vorher vorstellen können, daß Wien kein Ort für protestantische Schwärmer war, sie müssen hier auch sehr übel seyn empfangen worden, weil sie in ihrem Cri d'Alarme, dessen ich sogleich gedenken werde, dem ganzen Oesterreiche den völligen Untergang androheten.

Sie hatten nunmehr in kurzer Zeit ganz Deutschland durchstrichen, und die reiche Ernte, welche der Geist ihnen versprochen hatte, war nicht erfolget. Der Hunger trieb sie also wieder nach London, wo sie den 27sten Dec. 1711 anlangten, und daselbst eine Beschreibung ihrer Reise unter dem Titel: Cri d'Alarme en Avertissement aux Nations, 1712 in 8. herausgaben *), worin zugleich alle Entzückungen und Offenbahrungen enthalten sind, welche jeder von ihnen auf dieser Reise gehabt hat, und welche oft so unsinnig und abgeschmackt sind, als man sich nur denken kann. Z. B. wenn Allut die bevorstehende Ausrottung aller Gottlosen aus der Welt vorstellen wollte, so zog er sich nackend aus, focht auf die rechte und linke Seite, und fiel endlich wie todt auf den Rücken. Durch solche Possen konnte man endlich wohl dumme Sevenner, aber, Dank sey es unserm bischen Vernunft, keine Deutsche mehr fangen.

Vermuthlich glaubten sie, daß ihre halbjährige Abwesenheit, und die davon bekannt gemachten Abenteuer ihnen wieder den Reitz der

*) S. Unschuld. Nachr. 1712, S. 81. f.

Neuheit geben sollten, welchen sie dadurch noch zu erhöhen suchten, daß sie jetzt ungewöhnlich viele und heftige Offenbahrungen hatten. Allein, es wollte dergleichen immer nichts erfolgen, daher der Geist ihnen befahl, ihr Glück in Schweden zu versuchen. Hatte er sie das erstemahl mit Deutschland getäuscht, so betrog er sie in Ansehung Schwedens noch derber, denn ihr Aufenthalt in Stockholm, wohin sie 1712 über Holland, Hamburg und Lübeck gingen, war noch kürzer. Indessen trösteten sie sich damit, daß sie dem Geiste gehorsam gewesen wären, und ihre Weissagungen in Stockholm vollbracht hätten, deren Wirkung sie ihm selbst überlassen müßten.

Da nun in Norden nichts weiter für sie zu thun war, und sie vermuthlich sich schämeten, zum zweyten Mahle getäuscht wieder nach England zu kommen, so mußte wohl ein verzweifelter Streich gewagt werden. Der Geist befahl ihnen nehmlich, nach Constantinopel und Rom zu gehen, und dort ihre Weissagungen auszustreuen. Der Unsinn brachte sie auch wirklich auf den Weg, und es scheint, daß sie durch Pohlen haben nach Constantinopel gehen wollen. Allein sie kamen dießmahl nicht weiter, als bis Dirschau in Preussen, wo man sie in dem damahligen Kriege mit Schweden für Spione ansahe, sie in Verhaft nahm, und nach Elbingen brachte, wo sie bis in das Jahr 1713 gefangen saßen, worauf man sie wieder in Freyheit setzte. Da sie auf diese Art Pohlen für sich verschlossen fanden, so nah-

men sie einen Umweg, wenn anders ein Schwärmer umgehen kann, und gingen über Danzig, Stargard, Cüstrin und Leipzig nach Halle, wo sie den 17ten May 1713 ankamen, und von einem Französischen Sprachmeister. der aber nicht genannt wird, sowohl aufgenommen wurden, daß sie bis zum 23sten Jun. 1714 daselbst blieben.

Endlich fiel es ihnen wieder ein, daß sie von dem Geiste Befehl hatten, nach Constantinopel zu gehen, und suchten nunmehr die versäumte Zeit durch ihre Geschwindigkeit einzubringen. Da sie, wie die meisten Schwärmer dieser Art, nur zu Fuße reiseten, so müssen sie in der That sehr geeilet seyn, denn sie waren bereits im August in Constantinopel, wohin sie ihren Weg über Wien und durch Ungarn nahmen. Was sie daselbst angegeben haben, ist mir nicht bekannt; allein ihr Aufenthalt war daselbst eben so kurz, als ihre Reise eilfertig gewesen war. Denn sie gingen nach ein paar Tagen gegen das Ende des Augusts nach Italien zu Schiffe, auch hier ihre Sendung zu vollbringen, und langten im October zu Livorno an.

Hier fand Marion endlich das Ende seiner unsinnigen Abenteuer. Da sie, so wie alle Ankömmlinge aus der Türkey hier die Quarantaine halten mußten, so wurden sie in das dazu bestimmte Lazareth gewiesen. Vermuthlich thaten die Beschwerden der Reise und die unaufhörliche Anstrengung seiner Einbildungskraft, nebst den

damit verbundenen gewaltsamen Anstrengungen seines Körpers, bey ihm ihre gewöhnliche Wirkung. Genug, er bekam bald nach seiner Ankunft ein hitziges Fieber, woran er starb.

Seine drey Gefährten wurden dadurch, wie es scheint, nicht weiser, denn sie begaben sich nach ausgehaltener Quarantaine den 5ten Dec. wirklich nach Rom, hielten sich aber, wie der Geist ihnen weislich befohlen hatte, nicht länger als sechs Tage daselbst auf, in welchen sie doch der Stadt weissagten, daß sie in zehn Tagen untergehen würde, vermuthlich sehr leise, ohne daß es jemand hörte, weil sie sonst schwerlich dem Holzstosse würden entgangen seyn.

Sie strichen hierauf noch einige Zeit in Italien in der Irre herum, und hatten noch Zeit, wenn anders Schwärmer und Betrüger der Scham fähig wären, sich ihrer verfehlten Weissagung über Rom zu schämen; sie gingen endlich, da ihr Unkraut nirgends wuchern wollte, über Holland wieder nach England zurück, wo Facio im Jahr 1715 eine Nachricht von dieser letzten Reise, nebst allen auf derselben vorgefallenen Offenbahrungen bekannt machte, worauf man weder von ihm, noch von seinen beyden Gefährten weiter etwas gehöret hat *).

*) Ich habe die letzten Nachrichten von dem Jahre 1708 an aus der Unparth. Kirchen-Hist. Th. 2, S. 111. f. entlehnet, wo noch einige andere Schriften angeführet werden, welche von diesen Inspirirten Nachricht ertheilen.

Aber das ausgestreute Unkraut keimte doch hin und wieder, besonders zu Halle, Halberstadt und Berlin, wo sich um diese Zeit und die folgenden Jahre mehrere, besonders aus dem gemeinen Volke, zu Propheten und Inspirirten aufwarfen, denen von den Sevennischen Fantasten die Köpfe waren verrücket worden, deren Geschichte aber nicht weiter hierher gehöret.

---

31. Durand Fage.

auch ein Inspirirter *).

Das vorige Beyspiel ist unter andern auch um deswillen merkwürdig, weil es den natürlichen Stufengang einer ungeleiteten Einbildungskraft von den ersten schwächsten Ausbrüchen an, bis zur plumpesten Schwärmerey, und von da bis zum gröbsten Betruge schildert, daher es zur nützlichen Lehre werden kann, diese Fähigkeit nie sich selbst zu überlassen, sondern sie jederzeit unter dem Zügel der Vernunft zu halten, indem sie sonst so gefährlich werden kann, als sie unter der gehörigen Leitung wohlthätig ist. Die folgende Geschichte wird diesen Stufengang wenigstens zum Theil bestätigen, denn ob gleich die

*) Ich entlehne diese Nachricht gleichfalls aus dem im vorigen bereits angeführten Théatre Sacré des Sevennes, wo sie S. 104 f. stehet.

Schwärmerey bey dem Fage nicht bis zum offenbaren Betruge ausarten konnte, weil er bey Zeiten ernsthaftere Beschäftigungen bekam, so ist doch der Fortschritt der erhitzten Einbildungskraft in seiner Geschichte nicht weniger merklich. Ueberdieß hängt sie mit der vorigen genau zusammen, denn der Held derselben war gleichfalls einer von den Anführern der Inspirirten in den Sevennen.

Durand Fage, war um 1681 zu Aubays, bey Sommieres in Nieder-Languedoc gebohren. Wie seine Erziehung oder was seine Bestimmung gewesen, wird nicht gemeldet. Seine Geschichte gehet erst mit dem Jahre 1702 an, da er im 21sten Jahre seines Alters das erste mahl einer Versammlung der Inspirirten beywohnte. Es ist merkwürdig, daß seine Einbildungskraft vorzüglich von dem andern Geschlechte verschoben worden, welches freylich am geschicktesten ist, theils selbst in diesem Stücke auszuschweifen, theils auch das männliche Geschlecht dazu zu verführen. Die gedachte Versammlung wurde in der Nacht auf dem freyen Felde bey S. Laurent de Gruse gehalten; lauter Umstände, unter welchen sich mit einer lebhaften Einbildungskraft schon etwas ausrichten läßt, und welche denn auch hier ihre Wirkung thaten. Ein junges Mädchen von eilf Jahren, welches nicht lesen konnte und auch sonst sehr schüchtern war, ward plötzlich von dem Geiste ergriffen, wobey sie einige Verzuckungen, besonders an der Brust bekam, unter welchen sie

mit lauter Stimme ausrief: „Demüthige dich, „du Volk Gottes! wirf dich vor ihm nieder, und „unsere Hülfe sey im Nahmen des Herrn“! Sie that hierauf ein langes Gebeth, und hielt eine Ermahnung, welche ungefähr drey Viertel Stunden dauerte, uud welche Fage sehr rührend und vortrefflich fand, und sich steif und fest einbildete, daß das Mädchen nicht im Stande sey, so etwas von sich selbst hervorzubringen. Fage bemerkt hierbey, daß diejenigen von den Inspirirten, welche die Gabe der Ermahnung hatten, nur im Anfange ihrer Rede von Heulen und Schluchzen unterbrochen wurden, und wenn dieser Anfang einmahl überstanden war, so floß alles so leicht und herrlich, daß man hätte blind seyn müssen, wenn man nicht hätte sehen wollen, daß ihr Mund bloß das Werkzeug einer höhern Macht war. Der Vater des Mädchens, welcher Dumas hieß, war, wie es scheint, noch einer der vernünftigsten Camisards, weil er mit dem Inspirations-Wesen seiner Tochter nichts zu thun haben wollte, und daher den Geist durch Einsperrung und Züchtigung auszutreiben suchte. Allein er war dem Geiste zu schwach; das Mädchen lief ihm davon und kam nach S. Laurent de Gouse, wo man sich ihrer annahm.

Nach verschiedenen andern Uebungen der Gottseligkeit, wie Fage sie nennet, welche in eben derselben Versammlung vorfielen, bekam das Mädchen noch eine Entzückung. Fage war eben hinaus gegangen, allein seine Freunde sagten ihm

den folgenden Tag, das Mädchen hätte in der Offenbahrung von ihm gesagt, daß er einmahl auch eine Gabe von Gott erhalten könnte, wenn er die heiligen Versammlungen fleissig besuchen würde. Fage war zwar schon halb angeschossen, daher wünschte er eine solche Gabe von ganzem Herzen; allein weil er bisher so verschiedene Urtheile von den Inspirirten gehöret hatte, so war er noch schüchtern. Er ging darauf wieder nach Aubays zu seinem Vater, und hatte die Kränkung, daß er unter der Miliz wider die Camisards dienen mußte, womit sechs bis sieben Monathe verstrichen.

Im Februar des folgenden Jahres hatte er Gelegenheit, nach Grand-Galargues zu gehen, und hier hatte ein Mädchen von 23 Jahren das Glück, das grosse Werk in ihm zu vollenden, welches das vorige von eilf Jahren angefangen hatte. Sie hieß Margaretha Bolle, und bekam in dem Hause, in welchem er sich befand, eine Entzückung, in welcher sie unter andern sagte, daß der Degen, welchen er trüge, dienen würde, die Feinde der Wahrheit auszurotten. Die Lockspeise war für einen jungen lebhaften Menschen zu stark, und da man gleich darauf von ihm verlangte, daß er etwas Andächtiges lesen sollte, und er die Worte aussprach: vermehre in uns den Glauben, so fühlte er plötzlich eine schwere Last auf seiner Brust, welche ihm auch das Athmen benahm. Zugleich bra-

chen

chen Ströme von Thränen aus seinen Augen, so daß der Narr kein Wort weiter sprechen konnte. Die Anwesenden, die die Laune des Geistes schon kannten, nahmen das für bekannt an, und blieben in ihrer Gelassenheit. Nachdem der Geck anderthalb Stunden geschluchzet und Rotz und Wasser geheulet hatte, bekam das Mädchen eine neue Inspiration, in welcher sie sagte, daß er seine Sünden beweine, und Fage betheuert, daß sie wahr geredet habe.

Der Schwärmer war nun halb fertig, und es war billig, daß er davon ein Probestück ablegte, und das geschahe noch denselben Abend um sechs Uhr. Es überlief ihn zuerst ein plötzlicher Schauer, der sich über alle Theile seines Körpers erstreckte, und mit einer gewissen Erschütterung derselben verbunden war. Aber die Last auf seiner Brust und dem Magen, (ohne Zweifel waren es die Sünden) war bey weitem nicht mehr so drückend, als das erste mahl. Zugleich empfand er einen angenehmen Wind, welcher aus ihm selbst kam, und ihn in Verwunderung setzte, ob er gleich in diesem Zustande keiner Ueberlegung fähig war. Zu gleicher Zeit wurden seine Zunge und seine Lippen gezwungen, mit Heftigkeit zu sprechen, und er wunderte sich, daß er alle Worte verstand, da er doch vorher nicht darauf studiert, auch sich gar nicht vorgenommen hatte, zu reden. Was er in dieser Entzückung sprach, waren Ermahnungen zur Buße, und das Ding

Bayerische
Staatsbibliothek
München

dauerte ungefähr drey bis vier Minuten. Gleich darauf fiel er in eine Art Ohnmacht, welche doch nicht lange dauerte, worauf ein kurzer Schauer folgte, nach welchem er sich leicht und in seinem gewöhnlichen Zustande befand. Die folgenden vierzehn Tage hatte er häufige Erschütterungen und Neigungen zu schluchzen und zu seufzen, welche er nicht unterdrücken konnte. Sein Geist war immer auf Gott gerichtet, und die Zerstreuungen der Jugend wurden ihm unerträglich. Dabey hatte er es aber immer noch mit seinen Sünden zu thun, denn diese waren es eben, die das Schluchzen und die Erschütterungen verursachten, und welche machten, daß der Narr unaufhörlich Gnade! Gnade! Barmherzigkeit! schrie. Nachdem er es auf diese Art drey Wochen getrieben hatte, so bekam er eine neue Inspiration, welche aber weit süsser war, als die vorigen, und ihn von nun an mit Gemüthsruhe und einem sanften Vergnügen erfüllete, welches er vorher noch nie empfunden hatte; und nun war der Fantast völlig fertig. Das folgende wird es hinlänglich beweisen.

Er wollte bald darauf mit der eben gedachten Margaretha Bolle, die an seiner Erleuchtung so vielen Antheil hatte, und zwölf bis funfzehn andern Personen, in der Nacht in die Versammlung gehen; allein die Gesellschaft verlohr den Weg und gerieth in Verlegenheit. Doch Margaretha Bolle wußte bald Rath, sie fiel auf die Erde, bekam eine Entzückung und der

Geist sagte aus ihr: „Ich sage dir, mein Kind, „daß ich werde ein Licht fallen lassen, welches „euch den Ort zeigen soll, welchen ihr suchet." Geich darauf fiel wirklich ein Licht von dem Himmel, welches die Gegend erleuchtete, da sie denn fanden, daß sie nur noch eine Viertelstunde von dem Versammlungsorte waren. Als sie noch fünfhundert Schritte davon waren, hörten sie schon die Psalmen singen, und geriethen darüber in Entzücken. Von solchen Abenteuern ist seine ganze Geschichte voll.

Er befand sich einmahl mit einem Haufen Camisards bey Val; Longue zwey Stunden von Nismes, und da es anfing Tag zu werden, so mußten sie sich bey einem Bauer verbergen. Kaum traten sie in das Haus, als die Bäuerin ihnen mit den Worten entgegen kam: „seyd willkommen, meine Brüder!" Fage erstaunte und fragte sie, woher sie denn wisse, daß sie es wären? und erhielt zur Antwort, daß der Geist es ihr den Abend vorher gesagt, und ihr befohlen habe, sich darauf vorzubereiten. Das war denn nun kein Wunder, denn die Frau hatte fünf Kinder, wovon das älteste nicht über zwölf Jahre alt war, und alle hatten die Gnade empfangen. Der älteste legte gleich darauf sein Meisterstück ab, bekam den Gästen zu Ehren eine Inspiration mit Schluchzen und Verzuckungen, that in derselben ein vortrefliches Gebeth, und hielt darauf eine auserlesene Ermahnung,

welche über eine halbe Stunde dauerte. Alles das war unter den Camisards nichts ungewöhnliches, zumahl da der Bube schon zwölf Jahr hat war. Allein Fage hat ganz kleine unmündige Kinder gesehen, welche noch nicht reden konnten, aber dessen ungeachtet an der Mutter Brust Inspirationen bekamen, und die herrlichsten Reden hielten, damit erfüllet würde, was die Schrift sagt: aus dem Munde der Unmündigen und Säuglinge hast du dir ein Lob bereitet. Gott ehre mir einen solchen Glauben!

Man weiß schon aus der vorigen Geschichte, daß alle Befehle in dem kleinen Kriege der Camisards gegen die Französischen Truppen durch Inspirationen gegeben wurden, und daß der Geist ausserdem auch die ganze Kriegeszucht über sich genommen hatte. Bruder Cavalier, ein Vetter von dem Johann Cavalier, dessen in der vorigen Geschichte gedacht worden, war der oberste Anführer der Camisards, und folglich auch vorzüglich stark in Offenbahrungen und Inspirationen: Als sich sein Haufe einmahl zwischen Ners und Las-Cour-de-Crevinz befand, bekam er eine solche Entzückung, und rief in derselben aus: „Ach, mein Gott, ich habe ein Gesicht „gesehen, daß der Marechal von Montreuil, wel„cher sich jetzt zu Alez befindet, einen Courier „mit Briefen zu unserm Nachtheil nach Nismes „geschickt hat. Eilet ihm nach, ihr werdet „den Courier an dem Ufer des Gardon antref„fen“; wobey er zugleich die Kleidung des Cou-

rirs, und die Farbe seines Pferdes beschrieb. Den Augenblick setzten sich ihrer drey zu Pferde, trafen den Courier an dem bestimmten Orte an und brachten ihn zu dem Cavalier, der ihm die Briefe abnahm, und daraus alle Anschläge ersahe, die wider sie gemacht waren. Des Couriers Pferd ward für eine gute Beute erkläret, und ihn schickte man zu Fuße wieder zurück.

So ein guter Geisterseher nun auch Cavalier seyn mochte, so war doch sein Proviantmeister, der Bruder Clary ein wahrer Wunderthäter. Im August 1703 berief General Cavalier an einem Sonntage eine Versammlung bey Serignan, in welcher Gott ein ausserordentliches Zeichen wirkte. Bruder Clary, der erst dreyßig Jahre alt war, aber ausserordentliche Gaben empfangen hatte, bekam eine Entzückung, welche mit heftigen Convulsionen begleitet war, und in welchen er unter andern sagte, daß es zwey falsche Brüder in der Versammlung gebe, die sie verrathen wollten, und wenn sie ihr Vorhaben nicht bey Zeiten bereueten, so wolle er sie im Nahmen Gottes in Verhaft nehmen. Held Cavalier gerieth darüber sogleich in einen heiligen Eifer, commandirte seinen Haufen, der aus etwa 600 Mann bestand, und ließ die ganze Versammlung umringen, damit keiner entkommen sollte. Clary blieb indessen in seiner Entzückung, ging mit verschlossenen Augen, unter beständigem Schluchzen und Kopfwackeln in der Versammlung herum, bis er an den einen Verrä-

ther kam, auf welchen er sogleich die Hand legte. Der andere erschrack darüber, gab sich selbst an, und warf sich dem General Cavalier zu Füssen, und bath um Gnade. Allein dieser ließ sie binden, und erwartete, was der Geist weiter über sie verordnen würde.

Indessen müssen doch nicht alle Camisards so tumme Teufel gewesen seyn, daß sie solche Possen für Evangelia annahmen, wenigstens nicht alle von denen, welche von dem Geiste keine Gaben bekommen hatten; wenigstens zeigte es sich hier sehr deutlich. Clary und Cavalier mochten eine Fratze dieser Art nothwendig finden, um den Haufen in der Abhängigkeit und in dem Gehorsame zu erhalten; allein sie mochten den Betrug ein wenig zu plump gespielet haben, denn es erhob sich in der Versammlung ein Murren, und man sagte ziemlich laut, daß die Sache zwischen dem Clary und den beyden vorgegebenen Verräthern verabredet worden, um die Versammlung zu täuschen. Das war freylich ein verzweifelter Streich, der leicht das ganze Spiel hätte verderben können, daher nichts geringers als ein Wunder erfordert wurde, den Fehler wieder gut zu machen. Clary blieb in seiner Entzückung, und sagte in derselben, daß es in der Versammlung Ungläubige gebe, welche ein Mißtrauen in die Macht Gottes setzten. „Um diese „zu überzeugen, fuhr der Geist aus ihm fort, „wobey sich seine Convulsionen verdoppelten, will „ich vor ihren Augen ein Wunder thun. Zünde

„sogleich ein Feuer an, und wirf dich hinein, „und die Flammen sollen dich nicht versehren. „Fürchte dich nicht, mein Sohn, gehorche mei„nem Befehle, und ich werde mit dir seyn.“ Den Ungläubigen gingen sogleich die Augen auf, sie erhoben ein grosses Geschrey, und betheuerten, daß sie nicht den geringsten Zweifel hätten, und baten Gott, daß er sein Wort wegen der Feuerprobe zurück nehmen wolle. General Cavalier, mit dem die ganze Sache vermuthlich verabredet war, rathschlagte ein wenig, befahl aber endlich, daß das Feuer angezündet würde, und Fage war einer mit von denen, welche das Holz zusammen trugen. Der Holzstoß kam in wenig Augenblicken zu Stande, und sobald er angezündet war, ging Clary, der immer in seiner Entzückung blieb, mitten in das Feuer, und stand mit aufgehabenen Händen in demselben, sprach auch etwas, welches aber niemand hörete, weil ausser den 600 Mann Truppen, noch eben so viel von allerley Geschlecht und Alter in der Versammlung waren, welche einen großen Kreis um das Feuer schlossen, und ein liebliches Concert von Heulen, Schluchzen, Psalmen singen und Gnade schreyen machten. Fage betheuert, daß er bey diesem Wunder gegenwärtig gewesen, und gesehen, wie die Flamme ihn nicht allein auf allen Seiten umgeben, sondern auch weit über seinem Kopfe zusammen geschlagen habe. Er blieb in demselben, bis das Feuer ausgelöschet und alles Holz verzehret ward, da er denn her-

aus ging und unversehrt befunden ward. Ob sich noch jemand gefunden, der an diesem Wunder gezweifelt, wird nicht gesagt; aber soviel weiß ich, daß, wenn ich gegenwärtig gewesen wäre, ich mich wohl würde gehüthet haben, zu zweifeln, damit man mich nicht etwa möchte genöthiget haben, dieses Wunder nachzumachen.

Cavalier beschloß das Possenspiel, (denn weiter war es, des Fage Uebertreibung abgerechnet, doch nichts,) damit, daß er den zwey Verhafteten in eigener Person die Beicht hörete, und da sie ihr Vergehen bereueten, und es auf ihre Armuth schoben, sie mit einer guten Ermahnung fortschickte.

Um den guten Eindruck zu erhalten, welchen dieses Wunder wenigstens bey vielen gemacht haben mußte, bekam Cavalier in einer Inspiration Befehl, das Abendmahl auszutheilen, vorher aber seine Leute die Musterung passiren zu lassen, und diejenigen bis auf eine andere Zeit zu verweisen, die der Geist ihm als noch nicht genug vorbereitet anzeigen würde. Er ließ hierauf sogleich den Haufen zusammen kommen, und nachdem er sich mit demselben auf die Knie geworfen und gebetet hatte, stand er auf, und gerieth in Convulsionen, da denn von dem Haufen immer zwölfe vor ihm niederknieten, da er denn unter lauter Verzuckungen diejenigen aussonderte, die

er des Abendmahles würdig hielt, welches sie denn auch empfingen.

Die Gelindigkeit, welche Cavalier gegen die obigen zwey vorgegebenen Verräther an den Tag legte, bestätiget den Verdacht sehr, daß beyde, da sie arme Teufel waren, sich durch Geld blenden lassen, sich eines Verbrechens schuldig zu geben, von welchem sie doch nichts wußten; denn in andern Fällen ließ er Verbrecher dieser Art nicht so wohlfeil davon kommen. Im September 1703 kam er mit seinem Haufen, bey welchem sich damahls auch Fage befand, sehr in das Gedränge, so daß er schon zwey Tage lang war verfolgt worden, und sich zuletzt in einen Wald flüchten mußte. In diesen Umständen bekamen sowohl er, als verschiedene andere von seinen Leuten die einstimmige Offenbahrung, daß la Salle, einer von des Cavalier Leibwache sich habe bestechen lassen, ihn umzubringen. Da der Geist nicht lügen konnte, so nahm man ihn fest, und schlug ihm ohne Umstände den Kopf ab. Fage setzt hinzu, in andern Fällen habe man Verbrecher dieser Art durch die Flinten gejagt, d. i. so wie ich es verstehe, man schoß solange nach ihnen, bis sie fielen. Allein jetzt, da sie den Feind in der Nähe hatten, befürchteten sie, sich durch das Knallen der Gewehre zu verrathen. Es erhellet hieraus wenigstens soviel, daß es bey diesem heiligen Haufen mit Reue und Thränen nicht allemahl ausgerichtet war, sondern daß der

Geist, welcher sie trieb, auch Blut sehen konnte. Es kommt in dieser Geschichte noch ein Umstand vor, welcher es wahrscheinlich macht, daß la Salle auf einen blossen, und vielleicht ungegründeten Verdacht hingerichtet worden. Cavalier war nach der Execution mehrere Tage traurig und niedergeschlagen, und wenn man ihn nach der Ursache fragte, so gab er vor, es geschehe darum, weil er dem Geiste ungehorsam gewesen, der ihn vorher dreymahl vor der Untreue seines Bedienten gewarnet habe, indem er in einem Gesichte gesehen, daß derselbe dreymahl nach ihm schiessen wollen, daß ihm aber sein Pistol eben so oft versagt habe. Ohne Zweifel sollte diese Erdichtung dem Murren begegnen, welches vielleicht der Tod des la Salle, als eines sonst treuen und herzhaften Menschen unter seinem Haufen veranlasset hatte. Auch während der Execution selbst bekam Cavalier eine der schrecklichsten Entzückungen, in welcher der Geist ihn auf das unbarmherzigste schüttelte, und folgende Worte aus ihm sprach: „Ich sage dir, mein „Sohn, daß ich dich verstossen werde, wenn „du wider meinen Befehl murrest. Ich ha„be dir zu erkennen gegeben, daß der Verrä„ther hingerichtet werden solle, du aber hast „mir widerstanden. Hüthe dich, mein Sohn, „denn ich sage dir, daß ich dich verstossen wer„de, wenn du meinen Befehlen nicht gehor„chest, und ich werde die Anführung meiner

„Herde einem andern anvertrauen.“ Wider solche Beweise von der Schuld des la Salle war denn freylich nichts weiter einzuwenden.

Einen Monath darauf hielt Cavalier eine ähnliche Execution. Ein Sergent von den Französischen Truppen, Nahmens Languedoc, ging zu den Camisards über, und versprach, die Sache Gottes unter ihren Fahnen zu vertheidigen. Allein zwey Tage darauf erklärten mehrere Inspirationen ihn in völliger Versammlung für einen Verräther, und eine sagte so gar, daß man die Beweise davon in seinem Aermel finden würde. Man ergrif und durchsuchte ihn, und fand wirklich in seinem Rockärmel einen Brief von dem General-Lieutenant la Lande, worin er ihm verwies, daß er sein Versprechen noch nicht erfüllet habe. Da der Beschuldigte den Finger Gottes nicht verkennen konnte, so gestand er alles, ward hingerichtet, und starb, wie es heißt, sehr erbaulich.

Bey dieser Gelegenheit erzählt Fage noch verschiedene Umstände von diesem Cavalier, der verschiedene Jahre der Schrecken Frankreichs war, und von der Art, wie er seine Leute regieret, woraus denn erhellet, daß er einer der verschlagensten Köpfe dieser Art war. Er hatte nicht die geringste Kenntniß vom Kriegeswesen, und Fage setzt offenherzig hinzu, er habe auch von andern Dingen keine Kenntnisse gehabt; allein er hatte von Gott ganz

ausserordentliche Gaben der Offenbahrung und Inspiration erhalten, und dieß war die einzige Ursache, warum man ihn zum General wählte, und er machte sich dieses Vorurtheil meisterlich zu Nutze, und regierte seinen Haufen, selbst in den geringsten Kleinigkeiten durch Inspirationen. Wenn ein bedenklicher Fall kam, in welchem seine Untergebenen keine Offenbahrung hatten, so gingen sie nur zu dem Bruder Cavalier, der sich ein paar Minuten in sich selbst hineinkehrte, Verzuckungen bekam, und denn im Nahmen des heil. Geistes seinen Spruch vorbrachte, der denn allemahl pünktlich befolget wurde. Lustig genug muß es freylich gewesen seyn, wenn er in den Gefechten mit dem Degen in der Hand, um seine Leute herum galloppirte, und so lange das Gefecht dauerte Inspirationen und Verzuckungen auf dem Pferde hatte, und in denselben seine Befehle ertheilte, die zwar zuweilen ein wenig aberwitzig waren; allein, weil der Geist sie gegeben hatte, so wurden sie ohne Grübeln befolgt, und gelangen. In wichtigen Fällen versammelte er seinen ganzen Haufen, trug den Fall vor, und verordnete ein allgemeines Gebet, damit Gott ihnen offenbaren möchte, was zu thun sey, und ehe man es sich versahe, ward hier und da einer von dem Geiste ergriffen, jeder sprach seinen Spruch, und die übrigen drängten sich um ihn her, das Orakel zu hören. Das merkwürdigste war, daß alle

diese Inspirationen einstimmig lauteten. Später sagten freylich mehr als einmahl, das wären befohlne Inspirationen gewesen, die Cavalier mit seinen Vertrauten verabredet gehabt. Allein Fage protestiret sehr feyerlich dawider, und behauptet, daß sie unmittelbare Wirkungen Gottes gewesen, und er muß es freylich am besten wissen, denn er war auch einer von den Unter-Inspirirten des Cavalier. Dieser ließ sich von den übrigen zwar nur Bruder nennen; allein er hatte eine Leibwache von funfzig der auserlesensten Leuten, und man gehorchte ihm pünktlicher als einem Könige. Das Vertrauen des grossen Haufens auf seine Offenbahrungen war so fest, daß in einem Gefechte alles blind auf den Feind eindrang, und alles zuschlug, was nur Hände hatte; selbst die Weiber warfen mit Steinen nach dem Feinde und sungen Psalmen dazu.

So weitläufig Fage in seiner Geschichte auch bey den Heldenthaten seiner Collegen ist, so sagt er doch von seinen eigenen nicht viel. Er bemerkt nur, daß, als er 1704 nebst vielen andern capituliren müssen, er sich nach Holland begeben habe, in der Hofnung, bey dem Regimente mit anzukommen, welches der König von England und die General-Staaten dem Cavalier gegeben hatten. Allein vermuthlich brauchte dieser keine Officiers von der Art mehr, denn er entschuldigte sich damit, daß alle Stellen bereits vergeben wären. Fage

begab sich daher nach London, in der Hofnung bey einem der neuen Regimenter anzukommen, welche man damahls in England errichtete, und hier setzte er die obige Nachricht von seinem Leben unter den Camisards auf. Ich finde seiner in der Folge nicht weiter gedacht, daher es scheinet, daß ernsthaftere Beschäftigungen ihn nach und nach wieder zur Vernunft zurück geführet haben.

---

32. Johannes Cario,

ein Sterndeuter *).

Ist je ein Mann ohne, ja selbst wider sein Verdienst berühmt geworden, so ist es gewiß Cario, denn aus dem folgenden wird

*) Die erste Nachricht von ihm gab Heinr. Pantaleo, in seiner prosopographia Th. 2, S. 180, welche aber noch sehr kurz und mangelhaft ist. Ein wenig vollständiger ist die in Adami's Vit. Philolog. woraus auch Jöcher die seinige in dem Gel. Lex. entlehnet hat. Bayle hat von ihm gleichfalls einen Artikel, der aber bloß das unter seinem Nahmen bekannte Chronicon betrift. Jöcher führt unter den Schriften, die von ihm handeln sollen, zwar auch Becmanns Notitiam Universitatis Francofurt. an; allein es wird seiner darin mit keinem Worte gedacht, und aus dem folgenden wird erhellen, daß seiner auch nicht darinn gedacht werden können. Dan. Wilh. Mollers Disp. de *Io. Carione*, Altorf, 1697, 4. habe ich nicht gesehen, zweifele aber, daß sein Leben darin in ein besseres Licht gesetzt

erhellen, daß er weiter nichts als ein elender Sterndeuter gewesen, der dabey dem Trunke ergeben war, welcher auch seinen Tod beschleunigte, daher er die rühmlichen Beywörter nicht verdienet, welche ihm noch so oft beygeleget werden. Die Nachrichten von seinem Leben sind sparsam und zum Theil noch dunkel, daher ich auch keine vollständige Lebensbeschreibung von ihm versprechen kann.

Er war 1499 zu Bietigheim im Herzogthum Würtemberg gebohren, denn das ist sein wahrer Geburtsort, den auch Küster in Bibl. Brandenb. S. 422. aus Joh. Fabri alten und neuen Ministerio in dem Herzogthum Würtemberg, S. 119 so angiebt. Cario selbst pflegte sich auf seinen Schriften zwar Burticamensem, oder aus Burtikaym, zu nennen; allein, wenn anders diejenigen, welche diese Titel abgeschrieben, nicht Burtikaym für Buetikaym gelesen haben; so ist das vermuthlich einer der alten Nahmen dieses Ortes, der in Urkunden auch zuweilen Butingkon und Butnigkein genannt wird *); daher es ein Irrthum ist, wenn Jöcher und andere seinen Geburtsort Buchichheim nennen, dergleichen mir keiner in Schwaben bekannt ist;

worden, als bey andern. Andere Schriftsteller, welche seiner gelegentlich gedenken, oder nur einzelne Umstände von ihm anführen, werde ich im folgenden bemerken.

*) S. Christ. Fried. Sattlers Beschreib. des Herzogth. Würtemb. S. 130. f.

denn daß er ein ehrlicher Schwabe gewesen, sagt Melanchthon, in einem Briefe an den Camerarius ausdrücklich *). Das Geburtsjahr 1499 geben ausser dem Pantaleo alle an. In dem Europ. Staatswahrsager und im Jöcher wird noch der 22ste März als sein Geburtstag angegeben; allein ich weiß nicht, woher sie dieses haben.

Wer seine Eltern gewesen, finde ich nicht gemeldet. Pantaleo sagt nur, daß er von seiner ersten Jugend an dem Studieren gewidmet worden, und nachdem er die Anfangsgründe der Wissenschaften erlernet, auf verschiedenen Deutschen Universitäten, besonders aber zu Wittenberg studieret habe. Hier ward er ohne Zweifel dem Melanchthon bekannt, welche Bekanntschaft ihm in der Folge so nützlich war; allein daß sein Studieren von keiner Bedeutung gewesen, und sich bloß auf die Astrologie erstreckt habe, wird aus dem folgenden erhellen.

Von seiner nachfolgenden Beförderung sagt Pantaleo kein Wort; Adami hingegen versichert, daß er Professor der Mathematik zu Frankfurt an der Oder gewesen, und dieses haben ihm alle, die des Cario gedenken, auf Treue und Glauben nachgeschrieben. Andere setzen

*) Vir est (*Cario*,) quantum ego quidem cognovi candidus, et *Suevicae* simplicitatis plurimum referens. *Epist. ad Camer.* S. 163.

noch hinzu, daß er vorher ein Mönch zu Berlin, und dann erst Churf. Brandenb. Hofmathematikus und Professor zu Frankfurt geworden. Es ist nothwendig, diese beyden Umstände ein wenig genauer zu untersuchen.

Daß er ein Mönch zu Berlin gewesen, ist sehr unwahrscheinlich; zwar nicht aus dem Umstande, weil er zu Wittenberg studiert hatte, denn aus dem folgenden wird erhellen, daß er die katholische Religion nicht verlassen hat, und es studierten um diese Zeit vermuthlich mehrere zu Wittenberg, welche um deswillen nicht gleich die Reformation annahmen. Allein es giebt andere Umstände, welche diesem Vorgeben allen Glauben benehmen. Er befand sich, wie aus dem folgenden erhellen wird, bereits 1522, da er folglich nicht älter als 23 Jahr seyn konnte, als Churfürstlicher Hof-Astronom zu Berlin, folglich muß er unmittelbar von Wittenberg dahin gekommen seyn; und folglich sehe ich nicht, wenn und wo er ein Mönch werden können. In Berlin, welches damahls noch ganz katholisch war, hätte er es zwar werden können; allein seine dasige Beförderung scheinet dasselbe zu widerlegen. Es kommt dazu, daß Cario auf seinen Schriften sich zwar beständig einen Churfürstlichen Diener und Mathematiker, aber nie ein Glied eines Klosterordens nennet. Ja aus seiner Zuschrift vor seiner 1529 unterzeichneten Weissagung und Offenbarung aus himmlischer Influenz

scheinet vielmehr zu erhellen, daß er, ungeachtet seiner Beharrlichkeit in der Römischen Religion, eben kein Freund von den Klosterorden gewesen. Er eifert darin, daß man seine Prophezeihungen mit Anhang etlicher loser Fratzen, Lotharts, Brigite, Methodii rc. nachgedruckt habe, und setzt hinzu, daß man nicht nöthig gehabt hätte, Münch = Nolbrüder = oder Nonnenträume in seine Praktik hinein zu schreiben. Er würde sich gewiß mit mehr Achtung ausgedrückt haben, wenn er selbst ein Mönch gewesen wäre.

Daß er Professor der Mathematik zu Frankfurt an der Oder gewesen, ist wenigstens eben so unwahrscheinlich, wo nicht unstreitig ungegründet. Schon der eben angeführte Umstand, daß er sich im 23sten Jahre seines Alters bereits Churfürstl. Astronom in Berlin nennet, und von dieser Zeit an, von Jahr zu Jahre unter dieser Benennung vorkommt, macht es unwahrscheinlich. Vorher konnte er es wohl nicht geworden seyn, weil er da noch ein sehr junger Mensch war; nachher aber noch weniger, weil er seitdem bis allenfalls ein paar Jahre vor seinem Tode, nicht von Berlin weggekommen ist, sich auch nie einen Professor, sondern jederzeit nur Magister und Churfürstl. Mathematikum oder Astronom nennet. Was dieses Vorgeben noch mehr widerlegt, ist, daß in Becmanns Notitia Univers. Francof. S. 73, wo die Professores der Mathematik von der Stiftung der Universität an, nach

der Reihe angeführet werden, kein Cario vorkommt. Ja ich finde in dem ganzen Buche seiner mit keinem Worte gedacht, so sorgfältig ich es auch durchgeplättert habe. Wenn also im Jöcher unter dem Artikel des Cario Becmanns Notitia angeführet wird, so ist es vermuthlich aus der irrigen Voraussetzung geschehen, daß er wirklich Professor daselbst gewesen, und daß alsdann daselbst von ihm müsse gehandelt werden.

Cario war also weiter nichts als Kalendermacher in Berlin und dabey des Churfürsten Joachim I. Astronom oder vielmehr Astrologe. Daß er diese Stelle bereits 1522 bekleidet, erhellet aus einer in diesem Jahre von ihm gedruckten Prognosticatio, wo er auf dem Titel ausdrücklich Churfürstlicher Astronomus heißt. Es ist dieses die älteste von seinen Prophezeihungen, die mir bekannt geworden, und von dieser Zeit an hat er deren mehrere herausgegeben, die ich am Ende anzeigen werde. Besonders gab er alle Jahre die damahls üblichen Praktiken d. i. Kalender mit astrologischen Prophezeihungen heraus, daher man nicht irret, wenn man ihn für einen eigentlichen besoldeten Kalendermacher hält. Man weiß, wie sehr die Astrologie noch im 16ten Jahrhunderte das Steckenpferd des menschlichen Verstandes war, und es gab damahls wohl nicht leicht einen regierenden Herrn, sollte sein Ländchen auch noch so klein gewesen seyn, der nicht einen oder ein paar solcher Sterndeuter gefüttert

hätte. Churfürst Joachim I. wird von seinen Geschichtschreibern wegen seiner Beredsamkeit und Gelehrsamkeit erhoben; gewisser ist, daß er im höchsten Grade abergläubig war, und daher nicht nur den Cario nach Berlin zog, sondern sich auch von ihm in der Astrologie unterrichten ließ. Er muß es auch darin allerdings weit gebracht haben, wenn es wahr ist, was man vorgegeben hat, daß er nehmlich seinen Nachkommen die Preussische Krone prophezeihet habe *).

Cario scheinet von seinen Prophezeihungen sehr bescheiden zu urtheilen, wenn er in der 1529 unterzeichneten Weissagung sagt, daß es dabey

*) Das Vorgeben gründet sich auf Nic. Leutingers Brandenb. Geschichte, wo er S. 22 der Küsterschen Ausgabe, von diesem Churfürsten sagt: Astrologiae vero ita se dederat, ut cum doctissimis illius artis comparetur. In his magistro utebatur *Iohanne Carione*, qui auctor est Chronicorum, quae a *Phil. Melanchthone* postea sunt locupletata. Exstant illius vaticinia et prognostica, quae partim eventum suum sortita sunt, partim in potestate Dei posita. Inter alia spondet principi Familiae Brandenburgicae regiam et summam inter Christianos dignitatem. Das illius kann freylich sowohl auf den Churfürsten, als auf den Cario gehen; allein man siehet leicht, daß es auf den letztern gehen muß, von welchem noch jetzt mehrere vaticinia und prognostica übrig sind, dagegen man von dem Churfürsten keines kennet. Nun ist zwar von dem Cario keine Prophezeihung bekannt, in welcher er dem Hause Brandenburg die königliche Würde versprochen hätte; allein es kann dessen ungeachtet seyn, daß er dem ehrgeitzigen Churfürsten damit geschmeichelt, und dann hat er unter der regia et summa inter Christianos dignitate gewiß eher die kaiserliche als eine andere Würde verstanden und verstehen müssen.

auf ein Jahr auf und ab nicht ankomme, indem es schwer sey, die Begebenheiten auf ein Jahr zu berechnen. Auch könnten sich die Einflüsse innerhalb vier bis fünf Meilen sehr verändern. Allein, wenn man erwäget, wie wenig seine Prophezeihungen im Ganzen eingetroffen sind, so wird das, was anfänglich Bescheidenheit schien, unwissender Stolz. Nur ein paar Beyspiele zur Probe.

In der oben gedachten und 1522 herausgegebenen Prognostikatio weissaget er auf das Jahr 1524 eine ungeheure Wasserfluth, weil in dem Februar dieses Jahres 20 Conjunctionen der Planeten vorfallen würden, von welchen 16 in dem wässerigen Zeichen der Fische seyn würden. Aus der Ueberschwemmung sollten Mißwachs, Hunger und eine Menge ansteckender Krankheiten entstehen. Noch mehr, es sollte in dem gedachten Jahre Zwietracht und Uneinigkeit unter Geistlichen und Weltlichen, eine gänzliche Veränderung und Reformation der Kirche, mächtig Blutvergießen und Unterdrückung großer Häupter vorfallen. Von allem diesem ist nun in gedachtem Jahre und ein paar Jahre darauf nichts eingetroffen. Ungeachtet nun der Unhold nichts von dem errathen konnte, was zwey Jahr darauf erfolgen würde, so wollte er doch wissen, was in hundert und zweyhundert Jahren geschehen würde. Denn in eben dieser Prophezeihung drohet er auf das Jahr 1693 mit einer der größten Conjunctionen am Himmel, da sollte denn der

Antichrist erscheinen. Dieser sollte zu Corizon gebohren und zu Bethlehem erzogen werden, in Caphernaim aber sollte er sein Regiment errichten. Noch unbarmherziger sollte es in dem Jahre 1789 ergehen; das sollte das schrecklichste unter allen seyn, indem in demselben große und wunderbare Geschichte, Veränderungen und Zerstörungen vorfallen würden. Allein, so sehr sich der Narr in Ansehung des 1693sten Jahres betrogen hat, so sehr wird er vermuthlich auch 1789 zum Lügner werden.

In einer andern seiner jährlichen Prophezeihungen bestimmte er das Jahr und den Tag, wenn Luther würde verbrannt werden; von welcher Prophezeihung in Luthers Tischreden Kap. 37 unter der Aufschrift: Carions erstunkene Sterngückerische Weissagung von D. Martin Luther, gehandelt wird.

Eine seiner berüchtigsten Weissagungen ist diejenige, in welcher er die Schicksale des Reiches von dem Kaiser Maximilian an, bis 1550 bestimmen wollte, und worin er statt der Nahmen der regierenden Herren oder ihrer Staaten die Nahmen ihrer Wapenbilder setzte, weil das Ding auf diese Art ein räthselhafteres Ansehen bekommt, sich auch desto leichter auf alle nur mögliche Erfolge drehen und recken läßt. Er machte sie zuerst um 1525 bekannt, denn in der zweyten Ausgabe, deren Zuschrift 1529 unterzeichnet ist, sagt er, daß er sie ohngefähr vor vier Jahren gemacht habe. Sie wurde nicht nur gleich anfangs

sehr oft wieder aufgelegt und nachgedruckt, sondern sie hat sich auch bis auf die neuern Zeiten fortgepflanzet, indem sie sich unter andern auch in dem zu unsern Zeiten so oft gedruckten Europäischen Staatswahrsager befindet; obgleich nicht zu begreifen ist, was sie jetzt noch nutzen kann, indem Cario in der Zuschrift ausdrücklich sagt, daß er sie nur bis 1550 fortgeführet *). Dieser Umstand ist um deswillen nicht aus der Acht zu lassen, weil man sonst leicht Kaiser Karln, aus dem Hause Baiern darin prophezeihet finden könnte. Da sie nicht gar zu lang ist, so will ich sie, so wie sie in der Ausgabe, Erfurt, 1567, 8. aussiehet, ganz hersetzen, und die Bedeutung der Wapenbilder sogleich in Parenthesi dazu setzen. Er gehet mit derselben um ein Beträchtliches zurück, indem er mit dem Kaiser Maximilian anfängt, vermuthlich, damit die bereits geschehenen Vorfälle, die der Narr leicht wissen konnte, denen, welche er als bevorstehend prophezeihete, desto mehr Glauben verschaffen möchten. Sie lautet so:

„Ein trauriger Adler (K. Maximilian) flohe in „viel Mühe und Arbeit lange Zeit.

*) In der Ausgabe deren ich mich bediene, Erfurt 1567, 8. ist diese Jahrzahl mit Worten und nicht mit Ziffern ausgedruckt; daher diejenigen Schriftsteller irren, welche behaupten, er habe sie bis 1560 ausgedehnet, es müßte denn dieses in einer der spätern Ausgaben geschehen seyn, denn man hat fast in allen daran geändert und gekünstelt, um sie den inzwischen vorgefallenen Begebenheiten nur einigermaßen anzupassen.

„Setzet seiner jungen Nest (Philipp) auf einen
„gülden Thurn, (Castilien.)

„Aber seine angeborne Kleidung war mit drey-
„en Theilen, weiß nach der zwerch in rot,
„(Oesterreich.)

„Der Adler pflücket die Lilien (Frankreich,) und
„verderbet ihre Blätter, (1514.)

„Und verwüstet seine eigen Federn, die da glis-
„sen von schwärze, und viel Thier mit jm lit-
„ten schaden.

„Er biß die Schlange (Mailand,) und ward wi-
„derumb von jr gebissen.

„Nach vieler Mühe gab er sich zur Ruhe.
„(† 1519.)

„Seine Jungen (Philipp) auf dem gülden Thurm
„blieben nicht lange leben.

„Doch verließen sie andere Jungen, (Carln 5.
„Ferdinand, Elisabeth und Maria.)

„Die weiblichen flohen inn Ende der Christenheit,
„eins (Elisabeth) zu dem blauen Lewen in
„dem gülden Stall, (König Christiern von
„Dänemark.)

„Welche die Nesselblätter übel verbrannten. (Chri-
„stiern ward 1523 verjagt.)

„Die andere (Maria) under dem Schutze des
„weissen zwischen Creutzes, (König Ludwig
„von Ungarn.)

„Welche die ungezempten Hund (die Türken)
„hart betrübten, (besonders 1526.)

„Die ermordeten (1526) iren liebsten Winden „mit einem gülden Halsbande, (den König „Ludwig.

„Und die zween jungen Adler (Carl 5. und „Ferdinand,) werden in sanfter Ruhe er„zogen.

„Sie werden aber so sie zu ihren Jahren kom„men, ire Flügel müde machen.

„Der ältest Adler (Carl 5.) empfähet die Kron, „(schon 1520.)

„Wird sich legen in die Lilien und die verwüsten, „(1525 Schlacht bey Pavia, Gefangen„schaft des Königes Francisci.)

„W.rd mit jungen Lilien sein Haupt schmücken, „(vielleicht die von Francisco zu Geißeln ge„gebene Pr:nzen.)

„Er wird gehen durch die güldnen Pforten, und „da freud empfahen, (Vermählung mit der „Portugiesischen Prinzessin Isabella,) wird „sterken den gülden Thurn, (Castilien,) und „das Creutz des schlahenden Feuereisens, (Bur„gund.)

„Wird auch zahm machen den gelen Lewen im „blauen Feld, (Geldern.)

„Er wird der Schlangen (Mailand) ihre Zän „ausbrechen, daß sie nicht beissen wird.

„Und dem Haupt aller Städte (Rom) ire Au„gen ausstechen, und die zum raub seinen „Thieren geben, (Eroberung Roms 1527.)

„Aber der Adler wird weich Federn haben, „tugendhaft und mild, und von andern

„leicht bewegt, gern folgen, doch letzlich auch „betrogen.

„Wird sich unterstehen, den Christen zu helfen, „aber er wird wendig gemacht.

„Er wird haben einen treuen Vogel unter jm, „einen roten Adler mit einem weissen Rad, „(Erzbischof Albert von Mainz,) der jm nicht „arges rathen wird.

„Ihm wird ab= und zufallen der gülden Lewe im „roten stall, und ein wancklich leben mit „ihm haben, aber nicht groß unrecht wird „der gülden Lewe haben.

„Ein roter Lewe neben dem gülden Schild und „roten Lilien (Schottland) werden dem Adler „auf dem gülden Thurn anfeinden, aber der „Adler ist ihm zu hoch gesessen.

„Der Adler wird ein Nest in des Jägers (Wür„tembergs,) Haus machen, und den from„men Weidman (Herzog Ulrich von Wür„temberg) mit vielen Thieren verfolgen.

„Der Weidman wird wohnen bey den dreyen „fliegenden weissen Adlern (Lotharingen) „und bey dem gülden und bundten Lewen, „(Hessen.)

„Aber dem Jäger ist blau und weiß (Baiern) „entgegen; er wird sich aber darein kleiden, „und die Farb wird ihm wohl stehen, und „wird mit jm seyn.

„Die Hunde (die Türken,) werden dem zwiefa„chen Kreutz (Ungarn) Schaden thun, sie „werden dem Adler seine angeborne Kleidung

„mit dreyen teilen, weiß (Oesterreich) nach
„der zwerch zerreissen.
„Die Hunde wollten gern beissen den weissen Le-
„wen mit dem duppelten schwantz (Böhmen)
„aber es wird inen nicht gestattet.
„Böse Tücke werden die Thier, so dem weissen Ad-
„ler im rothen Vogelhause (Pohlen) under-
„worfen, beweisen, sie werden des weissen
„Adlers verläugnen, und wollen Hund und
„andere Thier an seine Statt setzen. Aber
„das geschlecht der Adler verlesset einander nicht,
„sondern ein rother Adler (Markgraf von
„Brandenburg) erhielte den jungen weissen
„Adler in seinem Neste.

Bis hierher wenigstens werden lauter Begebenheiten angeführet, welche 1529 bereits vergangen waren, sich also leicht prophezeihen liessen. Was folgt, sollte von 1530 bis 1550 geschehen; und wer die Begebenheiten in der Geschichte wird aufsuchen wollen, wird sich hoffentlich vergebliche Mühe machen; ausser daß einige der folgenden Begebenheiten damahls schon angefangen hatten, deren Ausgang denn eben auch nicht schwer vorher zu sehen war.

„Nach diesem allen wird sich nahen das End,
„werden schwere Krieg und grosse Verenderung
„der Welt.
„Der schwartze Adler wird Ungemach leiden mit
„schwerer Leibskrankheit und abgehen, derer

„die im lieb seyn, wird auch des jungen Ad-
„ler, der doch nicht Adler ist, schaden sehen.
„Dann wird ihm das zwiefache Kreutz (Un-
„garn) entfallen, und dann wird das Volk
„on Haupt einen Herrn wehlen.

„Und der gülden Stierkopf mit den zweyen sil-
„bern Hörnern, inn dem roten Feld, (die
„Wallachey) wird einen grossen Nahmen
„haben.

„Und wird sich das gülden Feld mit der roten
„Strassen (Baden) über ort müssen gebrau-
„chen lassen. Aber es wird im vergolten
„vielfach.

„Und dann wird der schwarz Lewe im gülden Feld
„(Cleve) und die güldene Scepter von ein-
„ander getrennt, und zwo Herrschaften ge-
„heissen.

„Das Haus mit den fünf schwarzen Balken inn
„dem güldenen Feld (Sachsen) wird beschedi-
„get an seinen eigenen Säulen, und niemand
„wird im schaden, denn sein eigen Tach.

„Und wird sich allda das klare Wort erhören las-
„sen. Aber es wird wieder von inen genom-
„men, dann sie vergreiffen sich unwissend in
„der Ordnung irer Kirchen Knecht. So das
„recht wird geordnet, wer es Gott ein Ehr,
„und der Welt ein Nutz. Ich mein es gut,
„verstehe mich recht.

„Der rot Adler (ein Markgraf zu Branden-
„burg) wird steigen inn Ehren, und wird
„mit Hülf zweyer gülden Lewen (Braun-

„schweig) Ehr erlangen, und ein schwarzer „Püffelskopf (Mecklenburg) und ein roter „Greiff in einem weissen Feld (Pommern) „werden im anhangen.

„Ein roter und schwarzer Adler wird in anfechten, „mit samt halb weiß und roten Kleidern, wer„den aber nichts an jm vermögen.

„Dann der schwarz Adler, mit dem weissen Mann „in dem gülden Feld will sein Hülf nicht dar„geben.

„Es wird der blaue Lewe in den roten Rosen„blettern schwach werden, und seine kleine „Thier werden von jm essen.

„In diesen Zeiten wird der schwarz Adler sein „Scepter und Kron niederlegen, und einer „im blauen und weissen wirds aufnehmen.

„Soll sie aber sein bleiben, hat er Glück. Denn „der rot Adler und zween gülden Lewen, und „die fünf schwarzen Balcken werden darum „kriegen. Darum ist geschrieben: viel wer„den ein Königreich regieren.

„Das Rautenkräntzlin, das vor langest verdun„kelt ist gewesen, wird auf das neue gewun„den; aber mit Nesseln vermengt. Doch „wird die Nessel dorren, und bleibt die Raut „über Winter grün.

„Ein gülden Lew in einem blauen Stall wird „das weiß Rad aufheben.

„Und dann wird Unfried, und wird das rot „Creutz einem Menschen verliehen, der eines „argen Lebens ist, und wird wenig Trew hal-

„ten. Darumb wird er von dem Ampt des „schwarzen Adlers mit dem Apfel gezüch„tiget.

„Dann wird der weiß und rot bundte Lewe et„was aus dem seinen verlieren.

„Und dann ist der schwarz Adler mit bekleidet mit „dreyen Strichen, weiß und rot.

„Der weiß Lew mit duppelten Schwantz wird „auch gedachte Kleidung nicht mehr führen.

Unbegreiflich ist, was den Narren bewogen haben mag, den größten Theil dieser sogenannten Prophezeihung mit vergangenen Begebenheiten anzufüllen, wenn es nicht in der schon gedachten Absicht geschehen, dadurch den Leser zu täuschen, und ihn zu verleiten, das Vergangene und Zukünftige mit einerley Augen anzusehen. Da er in dieser Prophezeihung dem Hause Oesterreich manches Unangenehme verkündiget hatte, so gab solches dem Andreas Perlach, Professor der Astronomie zu Wien Gelegenheit, wider den Cario zu schreiben, und ihn nicht allein der Beleidigung kaiserlicher Majestät, sondern auch der Zauberey und anderer verbothenen Künste zu beschuldigen, worüber er sich in der Vorrede zur gedachten Weissagung bitterlich beschweret.

Aber wenn nun Cario ein schlechter Astronom und ein noch schlechterer Prophet war, so könnte er denn doch wohl ein guter Geschichtschreiber gewesen seyn, und wenn er das war, so würde er von dieser Seite Achtung verdienen, und

man würde ihm seine astrologischen Thorheiten als Schwachheiten übersehen müssen. Dem gemeinen Rufe zu folgen, würde man ihm den Nahmen eines wo nicht grossen, doch wenigstens nützlichen Geschichtschreibers nicht versagen können, denn wer kennet nicht das unter seinem Nahmen bekannte Chronicon, welches beynahe zweyhundert Jahr lang, wo nicht das einzige, doch das vornehmste Handbuch der Universal-Geschichte war, und noch jetzt nicht ohne Werth ist, ob es gleich in den neuern Zeiten durch andere mehr zweckmäßige Bücher dieser Art überflüßig gemacht worden. Allein bey einer genauern Untersuchung wird sich zeigen, daß er auch hier ohne alles Verdienst ist, indem seine Kenntniß der Geschichte eben so seicht und unbedeutend war, als seine mathematische Gelehrsamkeit und seine Wissenschaft künftiger Dinge. Sein ganzes Verdienst um dieses Buch bestehet darin, daß er durch seine Sudelarbeit die erste Veranlassung zu einer unendlich bessern Arbeit war, welche ein unendlich besserer Kopf als er, ausführte, ihm aber aus einer beynahe beyspiellosen Bescheidenheit und Nachsicht den Nahmen des ersten Stümpers erhielt.

Was einen solchen Skribler zu seinem Geschreibe veranlasset, könnte auf alle Fälle sehr gleichgültig seyn, allein da die vorgegebene Veranlassung zu einer Mißdeutung Gelegenheit gegeben, so muß ich sie anführen. Adami sagt in seinem Leben des Cario, Churfürst Philipp

von der Pfalz habe schon eine solche Universal-Geschichte gewünscht, und daher die beyden gelehrten Männer, den Bischof von Worms, Johann Dalburg, und den Rudolph Agricola dazu aufgemuntert, welche sich derselben auch wirklich unterzogen, wie denn auch ihre Arbeit noch handschriftlich in der Churpfälzischen Bibliothek befindlich sey. Das habe denn vermuthlich den Cario bewogen, ein gleiches zu unternehmen. Er sagt zwar nicht, woher er diese Nachricht habe; allein sie ist ohne Zweifel aus Melanchthons Zuschrift der Ausgabe des Chronici Carionis vom Jahre 1558 entlehnet, wo er sie weitläufig anführet, doch nur um unter andern damit den Werth und die Wichtigkeit einer Univerſal-Geschichte zu beweisen. Er setzet hinzu, daß er diesen Umstand von dem Capnio habe: Saepe audivi narrare *Capnionem* &c. Caspar Sagittarius führet in seiner Introductione in Historiam ecclesiasticam Th. 1, S. 99. f. diese ganze Stelle an; allein aus der Verbindung, in welcher er sie anführet, ist zu vermuthen, daß er aus einer Uebereilung den Capnio mit dem Cario verwechselt, und daraus beweisen wollen, daß Melanchthon eine vorzügliche Freundschaft mit dem Cario unterhalten habe, weil er öftere Unterredungen mit ihm gepflogen; denn ob er gleich im Texte richtig Capnio setzet, so lautet doch das Marginale so: Amicitia *Philippi* cum *Carione*. Hätte er bey der ganzen Stelle den Cario nicht

in

in Gedanken gehabt, so hatte er, dem ganzen Zusammenhange nach, keine begreifliche Ursache, gerade hier der Freundschaft des Melanchthon mit dem Capnio zu erwähnen, da er es bloß mit dem Chronico des Cario zu thun hatte.

Seine Veranlassung mochte nun gewesen seyn, welche sie wollte, so schrieb er ein solches Ding von einer Chronik zusammen, hatte aber doch noch so viel Verstand, daß er sie nicht gleich so drucken ließ, sondern seine Arbeit in der Handschrift um das Jahr 1530 an den Melanchthon, dem damahligen Orakel in allen Wissenschaften, schickte, mit Bitte, sie ein wenig durchzusehen und sie zu Wittenberg drucken zu lassen. Bey der grossen Armuth der damahligen Zeiten an vernünftigen Geschichtsbüchern, besonders an solchen, welche den um diese Zeit dringend gewordenen Bedürfnissen der ungelehrten Stände angemessen waren, hielt Melanchthon ein solches Buch allerdings für nothwendig und nützlich; weil er aber sehr bald fand, daß Cario's Arbeit sehr nachlässig und fehlerhaft war, so verbesserte er sie, so gut es seine damahligen Geschäfte erlaubten, und gab sie zu Wittenberg 1532 in 4. heraus *). Da das Buch Beyfall fand,

*) Es erhellet dieses aus einem Briefe Melanchthons an den Camerarius, welcher Die solstitiali, 1531 geschrieben ist, und wo es heißt: Accepi tuam disputationem de praedictionibus *Carionis*. Quamquam autem iste vehementer affir-

weil es den Bedürfnissen der Zeit angemessen war, so übersetzte Hermann Boneus, ein Geistlicher zu Lübeck, dasselbe 1538 in das Lateinische, wodurch es denn auch den Ausländern bekannt ward, und in mehrere Sprachen übersetzt wurde. Al-

mat, se nihil praeter siderum positum in consilium adhibere, tamen multis non satis persuadet hoc. Et ars meo quoque judicio non potest tam diserte de singularibus eventibus pronunciare; sed vir est, quantum ego quidem cognovi, candidus et Sueuicae simplicitatis plurimum referens. Misit huc *Chronica* excudenda, sed ea lege, ut ego emendarem. Sunt multa scripta negligentius. Itaque ego totum opus retexo, et quidem Germanice, et constitui complecti praecipuas mutationes maximorum Imperiorum. Eben das sagt Peucer, Melanchthons Schwiegersohn, in der Zuschrift seiner Ausgabe vom Jahr 1572: Nomen Chronici *Carionis* retinui, quod mutare illud autor primus sanctae beataeque memoriae *Philippus Melanchthon* socer meus noluit. Occasio nominis hujus inde extitit, quod cum *Iohannes Carion* mathematicus ante annos XL coepisset contexere Chronicum, et recognoscendum illud atque emendandum, priusquam praelo subjiceretur, misisset ad *Phil. Melanchthonem*, hic, quod parum probaretur, totum abolevit una litura, alio conscripto, cui tamen *Carionis* nomen praefixit; sed et hoc cum retexisset, amici nomen et memoriam, a cujus primordiis ἀφορμὴν prima Chronici contexendi nata atque profecta esset, titulo posteritati commendare voluit. Aus Melanchthons Briefe erhellet zugleich, was er von des Fantasten Prophezeihungen gehalten. Die, auf welche er anspielt, war ohne Zweifel die oben mitgetheilte allegorische. Melanchthon war, wie bekannt ist, für seine Person ein grosser Verehrer der Astrologie, glaubte aber nicht, daß man aus dem Stande und den Einflüssen der Gestirne so individuelle und einzelne Begebenheiten vorher sagen könnte, als der Träumer daraus verkündigen wollte.

lein da des Cario Arbeit so viele und grosse Fehler hatte, und dessen ungeachtet so wohl aufgenommen wurde, so reitzte das den Melanchthon noch in seinem hohen Alter ein neues Werk dieser Art zu schreiben, welches 1558 erschien, und 1560 mit einem zweyten Theile vermehrt, wieder aufgelegt wurde, aber die Geschichte nur bis auf Carln den Grossen fortführte. Da Melanchthon durch seinen Tod an der weitern Fortsetzung gehindert wurde, so unternahm sein Schwiegersohn, Caspar Peucer diese Arbeit, und setzte die Geschichte in mehrern Ausgaben bis auf die neuern Zeiten fort, worauf sie denn wieder in das Deutsche übersetzt wurde.

So wahr und gewiß das alles ist, so finden sich doch noch verschiedene Schwierigkeiten in Ansehung der eigentlichen Arbeit des Cario, welche von den vielen gelehrten Männern, welche die Geschichte dieses Buches geschrieben haben, soviel ich weiß, noch nicht sind gehoben worden*).

*) Baile war, so viel mir bekannt ist, der erste, der diese Schwierigkeiten in seinem Dictionn. v. *Carion* entdeckte oder vielmehr erfand, sie aber nicht mit Gewißheit heben konnte, sondern sie nur noch vermehrte. Im Jahr 1731 hatte Eberh. Dav. Hauber Dissertat. litter. de *Io. Carionis* Chronico ejusque auctoribus atque editionibus diversis, zum Drucke fertig, welche aber, allem Ansehen nach, nie gedruckt worden. Dagegen gab Joh. Christo. Dommerich Epistolam ad *E. D. Hauberum* de *Carionis* Chronico, Wolfenbüttel, 1750, 4. heraus. Bald darauf erschien Erh. Ernst Hochs, Predigers zu Willershausen,

Sie bestehen darin. Cario hatte die Geschichte bis 1521 oder nach andern bis 1532, Melanchthon aber, wie Baile versichert, nur bis auf Carln den Großen fortgeführet. Nun finden sich gedruckte Ausgaben von Cario's Chronik, welche wirklich bis auf die neuern Zeiten gehen, daher denn die Frage entstehet, ob es wirklich zwey verschiedene deutsche Ausgaben von dem Jahre 1532 giebt, deren eine Cario's ungeänderte, die andere aber, die von Melanchthon verbesserte Arbeit enthält? Und ist dieses, woher rühret diese Verschiedenheit? War etwa Cario mit der Umarbeitung des Melanchthon nicht zufrieden, welches sich bey seinem seichten Kopfe sehr leicht denken läßt, und gab daher seine eigene Arbeit selbst heraus? Es ist noch ein dritter Fall möglich. Melanchthon konnte mit seiner Verbesserung bloß bis auf Carln den Grossen gekommen und hier stehen geblieben seyn, entweder weil er des Umpflügens überdrüssig war, und es ihm an Zeit fehlte, oder weil er damahls in der mittlern Geschichte selbst noch nicht sehr

Disquisitio de Chronici, quod extat sub nomine *Io. Carionis* vera et genuina origine, Wolfenbüttel 1755, 4; worin er läugnen wollte, daß Melanchthon einigen Theil an der ersten Ausgabe der Chronik des Cario von 1532 gehabt hätte, aber nachmals in den Göttingischen gel. Anzeigen von 1758, S. 1375 seine Meinung wieder zurück nahm. Man sehe auch des jetzigen Hrn. Prof. Titius in Wittenberg Abhandlung davon in den Erweiterungen St. 69, S. 195, wo die obige gewöhnliche Meinung vorgetragen und bestätiget wird.

bewandert war. Er konnte also die Handschrift wieder an den Cario zurück geschickt haben, der sie denn mit seiner ungeänderten Fortsetzung drucken ließ. Wäre nun dieses, so hätten wir nur eine einzige Ausgabe von Cario's und Melanchthons vereinigten deutschen Arbeit. Baile trägt alle diese Muthmassungen vor, ohne sich merklich für eine derselben zu entscheiden.

Daß es alte Ausgaben von 1532 an giebt, welche bis auf die neuern Zeiten gehen, ist unstreitig. Als Cario's Chronik das erste mahl erschien, machte sie in der Schweiz vieles Aufsehen, weil nach Gesnern in Bibl. S. 399 viele Unrichtigkeiten in Ansehung dieses Landes darin vorkamen, daher auch Bullinger in Responſ. ad *Io. Cochlaei* libellum de Scripturae et Ecclesiae autoritate, der darin befindlichen Nachricht von der Niederlage der Schweitzer bey Zürch im Jahr 1531 widersprach. Sagittarius versichert in seiner Introd. in Hiſt. eccleſ. S. 99, daß er zwey deutsche Ausgaben besitze, deren eine in 8. bis den 16ten April 1521 gehe. Der Titel fehle zwar bey seinem Exemplare, doch sey Cario's Zuschrift 1531 unterzeichnet. Die zweyte Ausgabe sey in 4; allein weil er sie unter seinen Büchern nicht finden können, so sey er auch nicht im Stande mehrere Nachricht davon zu geben. In Gottscheds Beyträgen zur krit. Hist. der deutschen Sprache wird B. 8, S. 282 f. eine deutsche Ausgabe von 1532 umständlich beschrieben, aber aus einer sonderbaren

Nachlässigkeit das Format nicht bemerkt, welches doch aus andern Umständen zu urtheilen Quart war. Der Titel heißt: Chronica durch Magistrum Johann Carion vleissig zusamen gezogen, meniglich nützlich zu lesen. Sie ist zu Wittenberg durch Georgen Rhaw 1532 gedruckt, und gehet in der Geschichte bis auf das jetzt gedachte Jahr. Cario's Zuschrift an den Markgrafen Joachim von Brandenburg ist Berlin 1531 unterzeichnet. Auf diese folgt eine Abhandlung wozu Historien zu lesen nützlich ist, und dann die Geschichte selbst, welche in drey Bücher getheilet ist. Zuletzt folgt noch eine Tabula Annorum Mundi aus der Bibel und den bewerten Historien, welche gleichfalls bis auf das Jahr 1532 geht.

Das wäre also zuverlässig eine Ausgabe von Cario's eigenen Arbeit, woran Melanchthon keinen Theil hatte, und dafür wird sie von dem ungenannten Verfasser des gedachten Aufsatzes auch gehalten; zumahl da sie unläugbar bis auf das Jahr 1532 gehet, dagegen Melanchthons Ausgabe sich nicht über Carls des Großen Zeit erstrecken soll. Allein ich getraue mir beweisen zu können, daß dieß wirklich Melanchthons Ausgabe und nicht Cario's ungeänderte Arbeit ist. Jener sagt in einem Briefe an den Ant. Corvinus, den ich so gleich vollständiger anführen werde, ausdrücklich, daß er, Melanchthon, die dem Werke beygefügte Tabulam annorum mundi verfertiget habe: Mitto tibi Chronicon. — In fine ad-

jeci tabellam annorum mundi utilem et veram, quam spero tibi et aliis doctis placituram esse. Hatte nun Cario bey seiner Handschrift keine solche Tabulam, sondern ward diese erst von dem Melanchthon hinzu gesetzt, so ist ja wohl unläugbar, daß diese Ausgabe eben dieselbe ist, an welcher dieser berühmte Gelehrte die Hand mit im Spiele hatte. Wenn aber das ist, so wird ja die Sache wohl noch verworrener, als sie vorher war? — Ich glaube nicht, sondern finde vielmehr, daß dieser Umstand die ganze Ungewißheit hebt, und die bisher so streitige Sache ihrem wahren Aufschlusse ein paar Schritte näher bringt. Doch ehe ich dahin komme, noch ein paar Fragen.

1. Ist es denn wahr, daß die von Melanchthon besorgte Ausgabe nur bis auf Carln den Grossen gehet? Baile behauptet es freylich, und eben dieser Umstand ist es, der ihn zu den obigen Schwierigkeiten und Zweifeln Gelegenheit gegeben hat. Allein ich sehe nicht, aus was für einem Grunde er so etwas behaupten konnte, wenigstens führet er nichts an, was einem Grunde ähnlich sehe. In Melanchthons Briefen und Zuschriften kommt auch nichts vor, woraus es sich schliessen ließe. Ueberdieß kenne ich keinen einzigen Schriftstelier, welcher ein Exemplar von Cario's Chronik beschrieben oder nur gesehen hätte, welches nur bis auf die jetzt gedachte Zeit ginge; alle bekannte Exemplare gehen vielmehr bis auf die Zeit der Herausgabe. Da sich

nun keine Spur eines Beweises für jenen Umstand auffinden läßt, so ist mehr als wahrscheinlich, daß Baile durch Melanchthons nachmahlige lateinische Ausgabe irre geführet worden, als welche er in der That nur bis auf Carln den Grossen zu Stande gebracht hat, indem er durch den Tod an der weitern Fortsetzung gehindert wurde. Baile verwechselte in Gedanken diese spätere lateinische Arbeit mit der erstern deutschen, und glaubte, daß auch diese nicht weiter gehen könnte, und daraus entstanden denn alle seine Zweifel und Bedenklichkeiten, die aber nunmehr von selbst wegfallen. Aehnliche Nachlässigkeiten und Uebereilungen sind bey diesem sonst gelehrten und scharfsichtigen Manne nicht selten.

2. Ist es denn auch wahr, daß Melanchthon des Cario Arbeit ganz verworfen, und statt derselben ganz etwas Neues gemacht hat? Diese Frage scheinet schwerer zu verneinen, weil nicht nur Peucer in der oben angeführten Stelle sie ausdrücklich bejahet, sondern auch Melanchthon selbst in der oben angeführten Stelle eines Briefes an den Camerarius so etwas zu behaupten scheinet. Allein ich will zuvörderst dem Melanchthon den Vorgenannten selbst entgegen setzen. Dieser druckt sich in einem Briefe an den Anton Corvin von 1532, mit welchem er ihm zugleich ein Exemplar von des Cario Arbeit überschickt, in Sauberti Epistolis Melanchth. B. 5, S. 502, folgender Gestalt aus: Mitto tibi Chronicon, in quo etsi sunt mei quidam loci,

tamen ipſa operis ſylva non eſt mea. Miſit enim *Carion* ad me farraginem quandam negligentius coacervatam, quae a me diſpoſita eſt, quandoquidem in compendio fieri potuit. In fine adjeci tabellam annorum mundi, utilem et veram, quam ſpero tibi et aliis doctis placituram eſſe. Et ſi recudent opus noſtri χαλκογραφοι addam ex Ptolemaeo teſtimonia. Ich glaube die Stelle iſt deutlich und beſtimmt genug, und daraus muß auch das retexere in dem obigen Briefe an den Camerarius erklåret werden. Ueberdieß redet er in dem letztern im Pråſenti, weil er wirklich noch über der Arbeit begriffen war, und vielleicht damahls Willens ſeyn mochte, mehr daran zu thun, als er wirklich that. Peucer druckt ſich freylich über ſeines Schwiegervaters Arbeit weit ſtårker aus, wenn er ſagt: totum abolevit una litura, alio conſcripto; allein wer ſiehet nicht, daß er Melanchthons eigenes Zeugniß nicht überwiegen kann. Vielleicht vergrößert er aus Achtung für ſeinen Schwiegervater deſſen Antheil ein wenig; vielleicht war ihm auch die Sache ſelbſt nicht recht bekannt, da er 40 Jahr hernach ſchrieb, und Melanchthons Antheil an dem Buche nur von Hörenſagen haben konnte, indem er erſt 1540 nach Wittenberg kam.

Aus allem ergiebt ſich nun wohl, daß die von Baile gefundenen Schwierigkeiten nichts auf ſich haben, und bloße Kinder ſeiner Uebereilung ſind. Man muß ſich folglich die Sache ſo vor-

stellen: Cario schickte seine Arbeit, welche bis auf die damahlige Zeit ging, an den Melanchthon zur Ausbesserung. Dieser hielt ein solches Buch für sehr nützlich, fand aber an des Cario Arbeit sehr viel auszusetzen, indessen that er daran, was er damahls konnte; er brachte den Wust des Compilators in eine bessere Ordnung, schnitt die gröbsten Auswüchse weg, und setzte manches hinzu, und ließ das Werk unter des Cario Nahmen drucken. Zugleich nahm er sich vor, einmahl bey mehrerer Muße selbst etwas besseres zu schreiben, welches er denn auch kurz vor seinem Ende in lateinischer Sprache bewerkstelligte, aber nur bis an Carln den Grossen damit kam. Er ließ auch dieser Arbeit den Nahmen des Cario, theils weil derselbe die erste Veranlassung dazu gegeben, und die ersten Materialien dazu gesammelt hatte, theils aber auch, weil die ähnliche ältere Arbeit schon unter dessen Nahmen bekannt und beliebt war. Und so fiele denn das Vorgeben von zwey verschiedenen deutschen Ausgaben der ersten Arbeit von selbst hin.

Was das Jahr der ersten Ausgabe betrift, so wird von vielen das Jahr 1531 dafür angegeben; allein allem Ansehen nach haben sie das Jahr der Zuschrift mit dem Jahre des Druckes verwechselt. Das Druckjahr ward, der Gewohnheit der damahligen Zeit zu Folge, vermuthlich nicht auf dem Titel, sondern hinten am Ende angegeben. Diejenigen, denen ein solches Exemplar in die Hände fiel, vergassen, nach

dem Beschlusse zu sehen, und ließen sich durch das Datum der Zuschrift täuschen. Melanchthon war zur Zeit der Sonnenwende (er sagt freylich nicht welcher,) 1531 noch mit der Ausbesserung beschäftiget, daher das Buch wohl nicht eher als 1532 erscheinen konnte. Das oben beschriebene Exemplar hat diese Jahrzahl ausdrücklich. In Pantaleo's Prosopogr. wird 1538 als das Jahr der ersten Ausgabe angegeben; allein das ist ein unstreitiger Druck- oder Gedächtnißfehler.

Uebrigens ist das Buch, Melanchthons Feile ungeachtet, noch immer eine sehr dürftige und verstandlose Compilation, wo der prophetische und astrologische Sauerteig des Sammlers überall vorschmeckt. Nur eine Stelle zur Probe. Von Hesiodo heißt es: „Hesiodus ist „hundert jar nach Homero gewesen, wie Por„phyrius schreibt, vnd ist ein Pfarrherr gewe„sen, am Berg Helikon, da ein grosser be„rümpter Tempel gewesen ist, und sein schrift „laut zum Teil wie ein predigt Buch von gu„ten sitten, denn es sind rechte schone sprüch, „von allerley tugenden, doch ist nichts da von „Christo vnd Glauben. Denn diese hohe lar „ist bey den Heyden verloschen gewesen, zum „Teil ist Hesiodi Schrift ein rechter wolgestel„ter ewiger Calender, gericht auff der sonnen „Lauff vnd erscheinung etlicher Sternen, die „den vnterschied der Teil im jar anzeigen, vnd

„ist warlich ein fein lieblich kinderbuch“ u. s. f.

In Nicol. Leutingers Zuschrift des 8ten Theiles seiner Brandenburgischen Geschichte *) befindet sich eine Stelle, aus welcher zu erhellen scheinet, daß Cario noch an einer andern historischen Arbeit Theil gehabt. Er sagt nehmlich, Churfürst Friedrich der Weise von Sachsen habe sich sehr angelegen seyn lassen, eine Chronik von Sachsen zu Stande zu bringen, und habe daher mit den benachbarten Fürsten darüber gerathschlaget, und sie gebeten, seine Absicht von ihrer Seite zu unterstützen, da denn der Herzog Boguslav von Pommern die Sache dem Johann Bugenhagen, Churfürst Joachim von Brandenburg dem Johann Cario, Herzog Fridrich von Sachsen dem Georg Spalatin, andere Fürsten aber andern Gelehrten aufgetragen hätten; worauf er so fortfähret: Inter hos Brandenburgicis Principibus merito est acceptum referendum, quicquid sibi in eo opere utilitas publica vendicat, quorum beneficio *Carion* usus est. Hieraus könnte man schliessen, daß Cario wirklich eine Sächsische Chronik geschrieben habe, welche das Publicum folglich den Churfürsten von Brandenburg zu verdanken hätte. Allein ich finde von einer solchen Sächsischen Geschichte, welche diesen Sterndeuter zum Verfasser hätte, nichts, daher Leutinger die obige Chronik gemeinet ha-

*) In Küsters Ausgabe Th. 2, S. 1363.

ben muß, woraus sich denn ergeben würde, daß Cario von seinem Churfürsten selbst dazu aufgefordert worden. Vielleicht trug ihm dieser nur die Sächsische Geschichte auf; allein da der Compilator einmahl in das Ausschreiben kam, so ward daraus eine allgemeine Chronik.

Wie lange der Unhold seinen astrologischen Unfug getrieben, ist so gar gewiß auch noch nicht bekannt. Adami sagt, er sey 1538 zu Berlin in seinen besten Jahren gestorben, und ihm sind darin alle spätern Schriftsteller gefolget. Dagegen führet Reimmann in Hist. litter. der Deutschen, Th. 5, S. 126 eine Anekdote an, aus welcher erhellen würde, daß er ein Jahr früher zu Magdeburg gestorben sey. Christoph Singelius, Superintendent zu Ronneburg, der um diese Zeit lebte, hatte nehmlich in einem Exemplare von Luthers Tischreden, zu der Stelle, wo Cario ihm den Scheiterhaufen prophezeihet hatte, die Worte hinzugeschrieben: Dieser soff sich zu Tode in Magdeburg, Ann. 1537. Eine solche Nachricht ist freylich von keinem grossen Gewichte, wenn sie zuverlässigern widerspricht, weil sie sich auf blosses Hörensagen gründen kann; allein man weiß, daß Adami's Nachrichten oft auch keine bessere Quelle haben, folglich werden sie einander in der Glaubwürdigkeit nicht viel nachgeben. Nur könnte man fragen, wie Cario nach Magdeburg gekommen, da er doch Chur-

fürstlicher Mathematicus zu Berlin war. Ich habe diesen Umstand freylich bey sonst keinem einzigen Schriftsteller gefunden; allein, wenn er gegründet ist, so läßt er sich leicht erklären. Churfürst Joachim, der den Cario ernährte und schützte, starb als ein eifriger Katholik den 11ten Jul. 1535. Sein Sohn und Nachfolger Joachim 2. war der Reformation günstig, und fing sogleich an zu reformiren. Da nun Cario, wie es scheint, ein guter Katholik war, so ist es wahrscheinlich, daß er seinen Abschied bekommen hat, und da kann er denn nach Magdeburg gegangen seyn, und sich seinem alten Hange zum Trunke aus Mangel an Beschäftigung ganz überlassen haben. Wer weiß auch, ob er, da er der Günstling des Churfürsten war, nicht einigen Theil an dessen Haß gegen seine Gemahlinn hatte, daher er denn nach dessen Tode in Berlin freylich nicht mehr gelitten seyn konnte.

Daß aber Cario, ob er gleich zu Wittenberg studiert hatte, und wegen seiner Chronik in einiger Verbindung mit Melanchthon stand, dennoch ein guter Katholik geblieben, läßt sich aus verschiedenen Umständen muthmaßen. Seiner Prophezeihung, worin er Luthern den Scheiterhaufen verkündigte, habe ich schon oben gedacht. Ueberdieß war Churfürst Joachim sein Gönner, ein sehr eifriger Katholik, der nicht leicht einen Lutheraner in seinen Diensten duldete; daher er wohl den Ca-

rio nicht seiner Gnade und seines Vertrauens würde gewürdiget haben, wenn nicht derselbe eines Glaubens mit ihm gewesen wäre. Indessen druckt dieser sich sowohl in seinen Prophezeihungen, als auch in seiner Chronik in Ansehung der damahligen kirchlichen Angelegenheiten sehr behutsam aus, so daß man eben nicht siehet, zu welcher Religion er sich bekennet. Daß er in seiner Chronik diese Vorsicht gebraucht, würde allenfalls mehr dem Herausgeber, als ihm müssen zugeschrieben werden; allein ich habe solches auch in seinen Prophezeihungen bemerkt, wenigstens in denen, die mir bekannt geworden sind. Zwar prophezeihet er in der obigen Weissagung, daß zwischen 1530 und 1550 sich in Sachsen das klare Wort würde erhören lassen, welches man allenfalls auf die Reformation deuten könnte. Allein, da diese in Sachsen schon lange vorher eingeführet war, so ist glaublich, daß er etwas anders, und vielleicht wohl gar den römischen Lehrbegriff darunter verstanden. Indessen kann es seyn, daß er in der Folge in Ansehung der Religion wenigstens gleichgültig geworden.

Was die ihm in der obigen Anekdote schuld gegebene Neigung zum Trunke betrifft, so ist dieselbe auch aus einem andern Zeugnisse erweislich. In dem oben erwähnten und in Gottscheds krit. Beytr. von einem Ungenannten beschriebenen Exemplare von Cario's Chro-

nik hatte eine ungenannte Hand aus dem 16ten Jahrhunderte folgendes geschrieben:

Rythmi de obitu Carionis.

Iohannes Carion Doctor
Ingentium Craterum Decoctor
Influxuum Coelestium Divinator
Injuriarum Constans Dissimulator
Insigniter Charus Dominantibus
Infensus Contentiose Discordantibus
Integer Carens Deceptione
Invidia, Calumnia, Delatione,
Inter Compotores Deducitur
Invitus Certando Dejicitur
Illico Corpore Delassatur
Inque Convivio Decimatus
In Certamine Debellatus
Immiti Charonti Devovetur
Indulge Christe Decantetur
Ignosce Christe Derepente
Inter Calices Demorienti.

Epitaphium.

Mortuus est Charion dulci cogente Lyaeo,
Cujus in hoc tumulo membra soluta jacent.

Aliud.

Aeterna Doctor Charion in pace quiescat,
Qui vivens fido corde sodalis erat.

Wo=

Wodurch denn nicht allein seine Völlerey, sondern auch der obige Umstand von seinem durch dieselbe beschleunigten Tode bestätiget wird, indem er wenigstens nicht über 40 Jahr alt geworden seyn kann. In seines Zeitgenossen, des Georg Sabinus, lateinischen Gedichten wird seiner mehrmahls gedacht. Wenn es z. B. in der 6ten Elegie des dritten Buches, wo Sabin den Christoph Carlwitz und andere zur Hochzeit einladet, von dem Cario heißt:

Dulce nec hinc aberit Charitum decus atque leporum,
Grande saginati Cario ventris onus;

so wird dadurch nicht allein der oben ihm beygelegte Charakter eines guten Gesellschafters bestätiget, sondern man siehet auch daraus, daß er sich durch einen fetten und grossen Wanst vor andern ausgezeichnet, welches denn eben nicht zu verwundern ist, da seine gelehrten Arbeiten ihm eben nicht viel Kopfbrechens verursachen können.

Es ist nur noch übrig, daß ich seine Schriften, soviel deren mir bekannt geworden sind, hier kürzlich wiederhohle. Es sind folgende:

Die jährlichen damahls üblichen astrologischen Kalender, unter den Titeln Practica, dergleichen noch hin und wieder vorkommen, z. B. von den Jahren 1531, 1533, 1534 u. s. f.

Prognosticatio und Erklerung der großen Wesserung, auch anderer erschrockenlichen Würkungen, so sich begeben 1524. Leipzig, 1522.

S. davon (Joh. Gottfr. Wellers) Altes aus allen Theilen der Gesch. B. 1, S. 256.

Weissagung und Offenbarung, aus himmlischer Influenz, von vergangenen und itzigen leufften, 1525, 8; worauf sie sehr oft wieder aufgelegt, und mit andern ähnlichen Thorheiten zusammen gedruckt worden. Es ist die oben von mir ganz mitgetheilte allegorische Weissagung, vor welcher hier nur noch theils eine weitläufige Zuschrift an den Churfürsten Joachim, theils eine Ermahnung an die Deutschen Fürsten vorher gehet, worin er sie zur Eintracht ermahnet, weil ihn eines greulichen Wetters ahnet, welchs Uebergang sie alle netzen wird. Cario selbst hat diese Weissagung mehrmahls heraus gegeben, worauf sie so wohl bey seinem Leben, als auch nach seinem Tode häufig nachgedruckt worden. Eine Ausgabe von 1540 in 4, wird in Wellers Altes l. c. S. 254 beschrieben. Ich habe eine jüngere vor mir, Erfurt, 1567, 8.

Bedeutnis und Offenbarung warer hymlischer Influxion — von jare zu jare werende, bis man schreibt 1540 Jare. Wittenberg, 4. Sie fängt von 1528 an. S. Wellers Altes l. c. S. 253.

Deutsch himlischer Influenz nach Christi Geburt 1529 Jahr. Frankfurt, 1 Bog. in 4. Diese führt Küster in Bibl. Brandeb. S. 422 an.

Jöcher und Weidler legen ihm in der Hist. Astron. S. 357 Ephemerides astronomi-

cas ab a. 1536 ad a. 1550 bey; allein sie thun dem Fantasten zu viel Ehre an, denn diese Ephemerides sind entweder seine jährlichen astrologischen Kalender, die doch nicht bis 1550 gehen können, oder die obige alberne Weissagung, welche freylich bis 1550 gehet, aber sich weit früher als 1536 anfängt.

Das oben weitläufig beschriebene Chronicon, welches zuerst zu Wittenberg 1532 in 4. heraus kam, worauf es in der deutschen Original-Sprache vermuthlich noch einige Mahle aufgeleget worden. Herm. Bonni lateinische Uebersetzung erschien zu Wittenberg 1538, 8; zu Halle in Schwaben 1539, 8; zu Lyon 1543, 8; zu Frankfurt in eben demselben Jahre, in 8, und 1554 12; ja noch Paris 1563, 16; nachdem Melanchthons eigene bessere Arbeit schon 1558 erschienen war. Die letzte Ausgabe besaß Baile. Man hat auch eine Französische Uebersetzung von Johann le Blond, Paris 1556, 16, deren Baile gleichfalls gedenkt. Von Melanchthons und Peucers bessern Arbeiten sage ich hier nichts, weil sie den Cario weiter nichts angehen, obgleich aus den oben bereits angeführten Ursachen sein Nahme auf dem Titel beybehalten worden.

---

33. Favorinus,
ein Zweifeler *).

Wie ein vernünftiger Mensch mit unverdorbenen Sinnen an der Wirklichkeit dessen, was er siehet, höret und fühlet, zweifeln kann, ist schwer zu begreifen, aber wie es eine ganze philosophische Secte von sonst gelehrten und scharfsinnigen Männern geben können, welche nicht allein alle ihre Empfindungen, sondern auch alle ihre Ideen und Vorstellungen bezweifeln können, bleibt ein völliges Räthsel, wenn man nicht in die Geschichte der Philosophie zurück gehet, und den Gang übersiehet, welchen sie von den ältesten Zeiten an genommen hat.

Das älteste philosophische System ist das in den vorigen Theilen mehrmals erwähnte System der Emanation, nach welcher die Materie von Ewigkeit her mit dem göttlichen Wesen nothwendig und wesentlich vereiniget war,

*) S. sein Leben in Philostrati Vitis Sophistarum, im Suidas v. Φαβωρινος, im Bruckers Hist. Philos. Th. 2, S. 166, in der Histoire Litter. de France, Th. 1, Abth. 1, S. 265 - 276, und in Chaufepie's Dictionn. v. *Favorin.* Man hat auch des Conrectors zu Lauban, Imman. Fridr. Gregorii Progr. 1, 11, de *Favorino*, Arelatensi Philosopho, Graecae Romanaeque dictionis exemplari nitidissimo, Lauban 1756, 4, welche ich aber nicht gesehen habe.

und vermöge dieser Vereinigung, alle sowohl geistige als körperliche Dinge aus sich selbst hervor gebracht hatte. Bey ein wenig Nachdenken und Abstraction kam man sehr bald darauf, daß dieses göttliche Wesen nicht anders als ewig, unveränderlich und folglich auch unbeweglich seyn müsse. Diese Eigenschaften mußten folglich auch alle von demselben ausgeflossene Dinge in der Welt haben, weil sie Theile dieses göttlichen Wesens waren, welches sich folglich in denselben völlig gleich seyn mußte. Aber dagegen zeigte die sichtbare Körperwelt nichts als unaufhörliche Bewegung und Succession, Entstehen und Aufhören, Veränderung und Modifikation. Diese Erfahrung, welche kein gesunder Verstand läugnen konnte, hätte die Philosophen veranlassen sollen, jenen Satz von der wesentlichen Verbindung des göttlichen Wesens mit der Materie in Zweifel zu ziehen; allein er war zu tief in die ganze Volks-Religion und alle damahls bekannte Kenntnisse gegründet, als daß man nur an dessen Wahrheit hätte zweifeln können, daher man andere Auswege suchte.

Eine Zeitlang behalf man sich damit, daß man die obige Unbeweglichkeit und Unveränderlichkeit auf die erste feine Urmaterie einschränkte, alle Veränderung und Succession aber der gröbern körperlichen Materie beylegte. Allein diese Ausflucht konnte nicht lange Stich halten. Was war diese grobe körperliche Ma-

terie, und woher war sie? War alles, was ist, ein Ausfluß des göttlichen Wesens, so mußte es die grobe Materie auch seyn, und war sie das, so mußte sie eben so sehr als die feinere Urmaterie von dem Wesen Gottes beseelet seyn, und an dessen sämmtlichen Eigenschaften Theil nehmen. Da nun dieser Ausweg nicht lange brauchbar war, so kam man nach und nach darauf, daß man die Empfindung durch die Sinne bezweifelte, und ihnen endlich alle Zuverlässigkeit absprach, und alle Wahrheit und Gewißheit auf die Abstraction und Vernunftschlüsse einschränkte.

Dieser letzte, dem ersten Anscheine nach, eben so aberwitzige Satz hatte seinen Grund gleichfalls in dem Lehrgebäude der Emanation. Nach demselben war die menschliche Seele ein unmittelbarer Theil des göttlichen Wesens, und hatte als ein solcher schon vorher alle allgemeine und abstracte Begriffe, die sie nachher nur wieder erwecken, oder vielmehr sich derselben nur wieder erinnerlich machen durfte. Daher rührte denn der hohe Werth, welchen man auf die abstrakten Vorstellungen legte, welche unmittelbaren göttlichen Ursprunges waren, denen folglich alles, was ihnen zu widersprechen schien, und daher auch die Empfindung durch die Sinne aufgeopfert werden mußte. Einige schmückten diesen Satz noch dadurch aus, daß sie auch die sinnlichen Empfindungen für Ideen und Bilder hielten, welche die Seele

mit aus der Ideen-Fülle des göttlichen Wesens gebracht habe; daher z. B. das gesehene Bild nicht eine Wirkung eines ausser uns befindlichen Gegenstandes auf das Auge, sondern ein Ausfluß aus der Seele durch das Auge sey.

Zwar stürzten die jüngern Eleaten das System der Emanation, sonderten das göttliche Wesen völlig von der Körperwelt ab, und läugneten allen Antheil desselben an der Hervorbringung und Erhaltung derselben. Dadurch bekam nun freylich die ganze Philosophie eine andere Gestalt; allein die einmahl herab gewürdigte Erkenntniß durch die Sinne gewann dabey nichts, denn da die Eleatische Philosophie alles in der Welt aus dem ewigen Flusse der Atomen herleitete, der nicht nur nicht vermittelst der Sinne erkannt werden konnte, sondern der geraden und unverdorbenen Erkenntniß durch die Sinne vielmehr widersprach: so war auch ihnen daran gelegen, dieselbe verdächtig zu machen, bloß um eine Hypothese bey ihnen zu erhalten, welche man nun einmahl zum Grundstein der ganzen Philosophie machen wollte. Man siehet hieraus zugleich, wie fruchtbar ein Irrthum ist, hundert andere zu erzeugen, wenn man ihm einmal ohne Mißtrauen nachhängt.

So weit war man, als es einigen einfiel, in die von beyden philosophischen Schulen, der emanistischen sowohl als eleatischen, so hoch erho-

denen abstracten Erkenntniß ein Mißtrauen zu setzen, und ihre Gründe in Zweifel zu ziehen, welches nunmehr desto leichter geschehen konnte, da nach dem Eleatischen Lehrbegriff die menschliche Seele kein Theil mehr des göttlichen Wesens war, folglich die ganze Lehre von den mitgebrachten oder angebohrnen Begriffen von selbst wegfiel. Das war allerdings sehr vernünftig, besonders in Rücksicht auf die theoretische Philosophie der damahligen Zeit; nur hätte man dabey wieder die gehörige Mittelstrasse beobachten, und zugleich der sinnlichen Erkenntniß, die doch nun einmahl der Grund und die Quelle aller allgemeinen und abstracten ist, ihr Recht wiederfahren lassen sollen. Allein so bezweifelte man alles, nicht allein die ersten Grundwahrheiten, und die unmittelbar daraus hergeleiteten Schlüsse, sondern auch alles, was man sahe, fühlte und hörte, und man bezweifelte es nicht aus der allenfalls löblichen Absicht, Gründe und Gegengründe gegen einander abzuwägen, und dadurch der Wahrheit näher zu kommen, sondern bloß um zu bezweifeln, sich durch spitzfindige Einwürfe und Ausflüchte ein Ansehen zu verschaffen, und seine Gegner durch die philosophische Chicane zum Stillschweigen zu bringen.

Es geschahe dieses zwar schon in der mittlern Platonischen Schule, aber am weitesten trieb diesen Unfug Pyrrho, (um 300 vor Chr.) welcher der Stifter einer eigenen philosophischen Secte ward, welche nach ihm die Pyrrhonische,

sonst aber auch von ihrer unbegränzten Zweifelsucht die skeptische genannt wird.

Von dieser thörichten Sekte war nun auch Favorinus, dessen Nahme zuweilen auch wohl obgleich irrig, Phavorinus geschrieben wird, weil er von dem lateinischen Worte Favor abstammet, wie Censorinus von Censor. Er war aus Arles in dem damahligen Gallien gebürtig, und war in der letzten Hälfte des ersten Jahrhundertes geboren, fing unter dem Trajan an einen Nahmen zu bekommen, und schimmerte unter der ganzen Regierung Hadrians und zum Theil noch unter dem Antonin; ich sage, er schimmerte, denn aus dem folgenden wird erhellen, daß man von der grossen Gelehrsamkeit, welche einige alte Schriftsteller ihm beylegen, vieles abrechnen muß, denn sein vornehmstes Verdienst bestand in einer geläufigen Zunge, und in der Gabe über alles und von allem auf eine angenehme Art zu schwatzen, welche denn bey vielen nur zu oft die Stelle der gründlichen Gelehrsamkeit vertreten muß.

Er kam als ein Hermaphrodit, oder vielmehr als ein Castrat auf die Welt, daher er auch niemahls einen Bart bekam, und eine sehr klare weibische Stimme hatte, so daß die Natur selbst ihn zu der schwatzhaften Rolle verurtheilt zu haben scheint, welche er sein ganzes Leben hindurch spielte. Bey dem allen war er doch von Ausschweifungen nicht frey, welche eigentlich nur Männer begehen können; allein man weiß schon,

daß dergleichen mit dem Zustande eines Castraten eben in keinem Widerspruche stehen.

Daß es dem Favorin an Fähigkeiten nicht gefehlet haben müsse, erhellet daraus, daß er das Griechische und Lateinische sehr fertig lernte, die Geschichte, die Beredsamkeit und die Geometrie begrif, und auch in der Philosophie nicht gemeine Fortschritte machte. Allein die Absicht, um welcher Willen er sich diese Kenntnisse erwarb, und der Gebrauch, welchen er davon machte, zeiget zur Genüge, daß es ihm nicht um eine gründliche Gelehrsamkeit, sondern nur um den Schein und Schimmer zu thun war, daher hielt er sich nicht nur in der Philosophie zu den Skeptikern, sondern widmete sich auch der betrieglichen Kunst der Sophisten, oder derjenigen seichten Schwätzer, welche ein täuschendes Wortgepränge für Beredsamkeit hielten. Dazu war denn die skeptische Philosophie freylich am bequemsten, weil es leichter war, die Behauptungen anderer durch Spitzfindigkeiten und Trugschlüsse zu bestreiten, als nützliche Wahrheiten mit Gründlichkeit zu behaupten. Er ging darin so weit, daß er nicht allein die Unbegreiflichkeit aller Dinge lehrete, sondern auch läugnete, daß man selbst von dem Stande und dem Lichte der Sonne am Himmel überzeugt seyn könne.

Daher war es denn kein Wunder, daß er unter den Sophisten seiner Zeit hervorragte, weil es ihm nicht schwer fiel, ohne alle Vorbereitung aufzutreten, und worüber man nur wollte, zu

schwatzen, und zu disputiren. Wie so viele alte und neue Schriftsteller das Beredsamkeit und Gelehrsamkeit nennen können, sehe ich nicht ein, zumahl da es schon zu des Favorin Zeiten Männer gab, welche die Schwäche des Plauderers ahndeten, und sagten, die Natur habe ihn nicht vergebens zu einem alten Weibe gebildet. Auch tadelte man die Nachlässigkeit seines Ausdruckes und den Mangel der Würde, sowohl in seinem Style, als in seinem ganzen Aeussern.

Nachdem sich Favorin auf diese Art mit den vornehmsten Kenntnissen auf eine seichte und oberflächliche Art ausgerüstet hatte, so fing er an zu reisen; allein, wie es scheint, nicht so wohl sich gründliche Kenntnisse zu erwerben, als vielmehr mit den bereits erlangten zu glänzen, oder höchstens, seine Fertigkeit zu schwatzen und zu bezweifeln in der Fremde zu erhöhen. Er besuchte alle diejenigen Länder, welche zu dieser Zeit der Wissenschaften wegen berühmt waren, oder vielmehr, auf welchen noch etwas von dem Ruhme ehemahliger Gelehrsamkeit ruhete. So besuchte er Asien, wo ich doch nicht wüßte, was er da hätte lernen wollen, besonders aber Griechenland, wo doch die gründliche Gelehrsamkeit auch schon zu den Sophisten hinab gesunken war. Unter den griechischen Städten fesselten ihn besonders Athen und Ephesus, worauf er sich nach Rom begab, wo die alte attische Gelehrsamkeit mit verjüngtem Glanze blühete. Er machte sich auf dieser Reise mit den berühmtesten Männern

seiner Zeit bekannt, hörete auch den Dio Chrysostomus, und, wie es scheint, auch den Epiktet; allein man kann leicht denken, daß die Beredsamkeit und Philosophie dieser Männer nicht nach seinem Geschmacke war, daher auch Philostrat gestehet, daß er so viel wie nichts von ihnen gelernet habe. Dagegen stimmte er mehr mit dem ältern Herodes Atticus, einem berühmten Sophisten zu Athen, den er auch für seinen Lehrer und Vater erkannte, und dessen Sohn gleiches Nahmens er nachmahls nicht nur unterrichtete, sondern auch zu seinem Erben einsetzte.

Allein mit dem Polemo, einem andern berühmten Sophisten, welchen er zu Ephesus kennen lernte, war er nicht so glücklich, indem die Eifersucht sie beyde sehr bald uneins machte, welcher Streit sich auch auf ihre Anhänger verbreitete, indem die Ikonier es mit dem Favorin, die Smyrner aber mit dem Polemo hielten. Beyde geriethen dabey in die größte Heftigkeit, welche bey dem Favorin desto unphilosophischer war, weil die skeptische Philosophie alle Leidenschaften verdammte, und Pyrrho seine erklärte Zweifelsucht für das wirksamste Mittel hielt, die Begierden zu beherrschen. Polemo zog zwar zu Ephesus den Kürzern und mußte seinem Gegner Abbitte thun; allein zu Rom geriethen sie nachmahls auf das neue an einander und verfolgten und schmäheten sich in ihrem Alter auf die anstößigste und ärgerlichste Art.

Wenn Fürsten Gelehrte vorstellen wollen, so ist es schon ihrem Stande und ihrer Lage angemessen, daß ihre Gelehrsamkeit nicht anders als seicht und oberflächlich seyn kann, und eben so natürlich ist es dann auch, daß diejenigen, welche sie als Gelehrte unter ihre Flügel nehmen, von eben dieser Art sind, theils weil beyder schimmernde Kenntnisse am besten zu einander stimmen, theils aber auch, weil nur solche glänzende Schwätzer diejenige Biegsamkeit besitzen, welche Fürsten gemeiniglich verlangen, und zu welcher sich ein wahrer Gelehrter von Verdiensten nicht leicht herab lässet. Es war daher kein Wunder, daß der Kaiser Hadrian, der unter andern Schwachheiten auch diese besaß, daß er für einen Gelehrten wollte gehalten seyn, den Favorin an seinen Hof nahm, und ihn geraume Zeit mit seiner Gunst beehrte, und dafür in dem Schwätzer den gefälligsten Hofmann fand, den er wünschen konnte. Hadrian, der sich für den gelehrtesten Mann in seinem Reiche hielt, tadelte einmahl einen Ausdruck an seinem Günstlinge als unrein, und obgleich dieser Recht hatte, so gab er doch dem Kaiser nach, und gestand sein Versehen ein. Als seine Freunde ihm diese niedrige Schmeicheley verwiesen, gab er zur Antwort: „Warum „sollte ich denn nicht glauben, daß ein Fürst der „dreyßig Legionen zu seinem Befehle hat, der geschickteste Mann in der Welt ist.“

Allein die Gunst des Kaisers war von keiner langen Dauer. Hadrian ward gewahr,

daß Favorin ein besserer Schwätzer war, als er, daher verwandelte die Eifersucht seine Gunst erst in Gleichgültigkeit und hernach in Haß. Er suchte ihn auf alle Weise zu demüthigen, und unter andern auch dadurch, daß er ihm Personen vorzog, welche nicht das geringste, auch nicht schimmernde Verdienst hatten. Was seine Kränkung noch vermehrte, war dieses, daß, sobald seine Ungnade bekannt ward, die Stadt Athen die eherne Bildsäule, welche sie ihm aus niedriger Schmeicheley gegen ihn und den Kaiser errichtet hatte, wieder niederriß. Man müßte Leute seiner Art nicht kennen, wenn man glauben wollte, daß er dabey im Herzen so gleichgültig gewesen, als er sich von aussen stellte.

Indessen hatte er von Glück zu sagen, daß er bey dem Kaiser mit der blossen Ungnade davon kam, weil dieser bey seinem Hange zur Grausamkeit es diejenigen sehr empfindlich fühlen ließ, welche mehr wissen wollten, als er. Man hat uns bey dieser Gelegenheit einen Ausspruch des Favorin sehr sorgfältig aufbehalten, welcher weder seinen Witz, noch seinen Scharfsinn in ein vortheilhaftes Licht stellte. Er pflegte nehmlich zu sagen, es fänden sich in seinem Leben drey Umstände, welche einem Wunder nahe kämen: „1) daß er ein Gallier sey, und doch Griechisch „rede; 2) daß er ein Castrat sey, und dennoch „des Ehebruches sey beschuldiget worden, und „3) daß er sich mit einem solchen Kaiser, als „Hadrian, gestritten habe, und doch noch lebe.“

Man müßte in der That sehr wenig gemeine Erfahrung haben, wenn man wenigstens die beyden Umstände so wunderbar finden wollte, als Favorin.

Seine Beschäftigung zu Rom war, daß er die Rhetorik lehrte, welche denn in ihrem damahligen Zustande seinen Fähigkeiten und Kenntnissen am angemessensten war. Er hielt seine Vorträge in der griechischen Sprache, und man sagt, seine Fertigkeit habe jedermann eine solche Liebe zu den Wissenschaften eingeflößet, daß seine Vorlesungen und Declamationen auch von solchen besucht worden, welche kein Wort griechisch verstanden, und welche bloß durch seine harmonische Stimme und das Spiel seiner Augen dahin gelocket worden. Das will denn im Grunde doch wohl weiter nichts sagen, als daß er ein geschickter Marktschreyer war.

Da die Beredsamkeit oder vielmehr nur die Gabe zu schwatzen, zu seiner Zeit zu Rom sehr nothwendig war, so fehlte es ihm nicht an Zuhörern. Einer der bekanntesten darunter war Aulus Gellius, welcher sich gemeiniglich bey dem Favorin Raths erhohlete, wenn er sich in einem schweren Handel vor Gerichte nicht zu helfen wußte. Man hat uns einen solchen Fall als einen seltenen Beweis von dem Scharfsinne dieses Mannes aufbehalten, welchen ich Wunders halber gleichfalls hersetzen will. Es verklagte jemand einen andern, und forderte die Rückgabe einer Summe Geldes, die er ihm wollte gelie-

hen haben. Die Beweise des Klägers waren überaus schwach, indem er weder Handschrift noch Zeugen hatte; allein er war ein rechtschaffener Mann von bekannter Redlichkeit und unbescholtenem Wandel. Der Beklagte, der die Schuld läugnete, war hingegen als ein niedriger Geizhalz bekannt, der schon mehrmals der Lügen, des Betruges und der Treulosigkeit war überführet worden. Gellius sollte in der Sache das Urtheil fällen, und weil er sie für sehr schwer hielt, so kam er zu dem Favorin. Dieser zeigte ihm, daß Cato schon in einem ähnlichen Falle den Ausspruch gethan habe, daß wenn zwey Personen gegen einander klagten, und es beyden Theilen an Beweisen fehle, man für den rechtschaffensten unter ihnen zu sprechen pflege, wenn sie aber von gleicher Rechtschaffenheit wären, für den Beklagten. Da nun beyde Personen hier so sehr verschieden wären, so könne er nicht anders, als für den Kläger sprechen. Ich glaube, es bringt dem Gellius so wenig Ehre, daß er, als Richter ein solches wichtiges Gesetz nicht gewußt, als es dem Favorin zum Verdienst gereichen kann, daß er es gewußt, und ich glaube schwerlich, daß zu unsern Zeiten ein Dorfrichter einen solchen Fall für so schwer halten würde, als Gellius, wenn er gleich denselben nach unsern Gesetzen ein wenig anders entscheiden würde. Und doch soll dieses Beyspiel ein Beweis von dem seltenen philosophischen Scharfsinne Favorin seyn; wenigstens

wüßte ich nicht, warum man einen so alltägli- chen und gemeinen Fall so sorgfältig sollte aufbe- halten, und in den neuern Zeiten so oft wieder abgeschrieben haben. Aber es gibt in der alten Geschichte mehr dergleichen Anekdoten und Aus- sprüche von berühmten Männern, welche man zu unsern Zeiten unzählige Mahl auf das geflis- sentlichste wiederhohlet, ungeachtet man sie von einem jetzt lebenden kaum des Nacherzählens wür- dig finden würde. Man glaubt dadurch das Verdienst solcher Personen aus dem Alterthume zu erhöhen, erweiset ihnen aber in der That eine schlechte Ehre, wenn man es schon für sehr merk- würdig hält, daß sie gemeinen Menschenverstand besessen haben.

Unter den übrigen Schülern dieses Sophi- sten nennet man besonders den jüngern Herodes Atticus, den Alexander von Seleucia, mit dem Zunahmen Peloplato, der nachmahls Secretär des Kaisers Marc-Aurel ward, und den De- metrius von Alexandrien, der so gut einschlug, daß er auch so wie sein Meister alle Tage, über jede Materie, worüber man nur wollte, aus dem Stegereife disputirte.

Favorin starb allem Anscheine nach zu Rom. Die Zeit, wenn er aus dieser Welt gegangen, wird nicht genau angegeben, indessen scheinet es, daß er bis nach dem Consulate des Cornelius Fronto, d. i. ziemlich weit in die Regierung des Antonin gelebt hat. Da er keine Kinder hatte, so setzte

er den jüngern Herodes Atticus zum Erben seines Hauses und seiner Bücher ein.

So schwatzhaft er war, so schreibselig war er auch. Da indessen keine seiner vielen Schriften sich bis auf uns erhalten hat, so müssen sie eben von keinem höhern Werthe gewesen seyn, als seine Declamationen. Sie waren alle in griechischer Sprache abgefaßt, und von folgenden haben uns die Schriftsteller nach ihm wenigstens die Titel aufbehalten.

1) παντοδαπη ἱςορια, eine Sammlung von Geschichten aller Art; war also nur eine bloße Compilation und soll doch sein vornehmstes Werk gewesen seyn. So wenig auch dergleichen Sammlungen für ihre Verfasser verdienstlich sind, so können sie doch zufälliger Weise einen Werth haben, wenn darin Stellen und Nachrichten aus andern verlohrnen Schriften aufbehalten werden. In so fern wäre es allerdings zu wünschen, daß die gegenwärtige wäre erhalten worden; indessen haben wir davon weiter nichts, als was Diogenes Laertius und Stephanus von Byzanz daraus aufbehalten haben. Besonders hatte er darin viele Nachrichten von den ältern Philosophen gesammelt, welche Diogenes sehr gut genutzet hat.

2) Απομνημονευματα oder Commentarien, ein ähnliches ziemlich weitläufiges Werk, welches aber doch von dem vorigen noch unterschieden wird. Er hatte darin gleichfalls viele Nachrichten von den alten Philosophen gesammelt,

daher Diogenes Laertius viele Stellen aus demselben anführet. In diesem und dem vorigen erzählte er auch das Mährchen von der hölzernen Taube des Archytas von Tarent, bey welchem er, so wie bey andern ähnlichen Nachrichten, seine Zweifelsucht mit mehrerm Rechte hätte anbringen können, als bey den Vernunftwahrheiten und der Erkenntniß durch die Sinne. Allein da er in historischen Wahrheiten so leichtgläubig war, so scheinet es, daß sein ganzer Scepticismus weiter nichts als ein sophistisches Fechterstückchen gewesen.

3) Stephanus von Byzanz führet unter seinem Nahmen eine kurze Geschichte von Pamphylien an, welche doch nur den vierten Theil eines andern Werkes ausgemacht habe.

4) Eben derselbe führet auch seine Geschichte von Cyrene an. In einer seiner historischen Schriften behauptete er, daß man in der macedonischen Provinz Bisaltie Hasen mit zwey Lebern fange; ein neuer Beweis seiner historischen Leichtgläubigkeit.

5) περι της Ακαδημικης διαθεσεως, von der Stiftung der Akademischen Secte; wird für eine Widerlegung des Plutarch gehalten, welcher behauptet hatte, daß Plato nicht der Stifter dieser Secte sey.

8) πυρρωνειων τροπων, zehn Bücher über die Grundsätze des Pyrrho, in zehn Büchern, von welchen Philostratus viel Aufhebens

macht, vermuthlich nur weil sie mit vieler Spitzfindigkeit geschrieben waren, wovon Philostrat überhaupt ein grosser Bewunderer ist.

7) Drey Bücher gleichfalls über den Pyrrhonismus, welche dem Titel nach zwar beweisen sollten, daß die Einbildungskraft das Vermögen habe, Dinge zu begreifen, worin er aber im Grunde die Unbegreiflichkeit aller Dinge zu behaupten suchte. Die akademischen Philosophen (vermuthlich nur die von den neuern Schulen,) welche nur lauter Problemen aufwarfen, ohne etwas zu bejahen und zu verneinen, und immer läugneten, daß auch die handgreiflichsten Sachen begriffen werden könnten, waren darin seine Helden, deren Art des Unterrichts er für die beste ausgiebt. Von diesen drey Büchern war eines dem Hadrian, das zweyte dem Dyson oder Dryson und das dritte dem Aristarch zugeschrieben.

8) Eine ähnliche Schrift an den Alcibiades, worin er gleichfalls zu beweisen suchte, daß man in keiner Sache zur Gewißheit kommen könne.

9) Noch eine Schrift, worin er behauptete, daß man auch nicht einmahl begreifen könne, daß es eine Sonne gebe, von welcher die Erde ihr Licht empfange. Wie Schade, daß es nicht zu allen Zeiten ein philosophisches Siechenhaus gegeben hat. Favorin würde nebst andern ähnlichen Narren, auf die vornehmste Stelle darin Anspruch gemacht haben. Gegen diese und an-

dere Ungereimtheiten unsers Fantasten schrieb Galen, ein unendlich besserer Kopf, sein Werk von der besten Art des Unterrichts, welches noch vorhanden ist. Favorin hatte sich, wie nicht fehlen konnte, in seinen Schriften verschiedener Widersprüche schuldig gemacht, und theils gewisse Kenntnisse zugegeben, theils auch die Akademiker gelobt, daß sie ihren Schülern die Wahl ließen, unter entgegen gesetzten Meinungen sich für die wahreste zu erklären. Selbst seine für gewiß ausgegebene Behauptung, daß man nichts gewiß wissen könne, war ein Widerspruch gegen sich selbst. Alle diese Brocken hob Galen auf, und widerlegte die Thorheiten des Sophisten zwar kurz, aber sehr bündig.

10) Ein Gespräch wider den Epiktet, worin er den Onesimus, einen Leibeigenen des Plutarch mit dem Philosophen disputiren lässet. Galen schrieb auch hier wider den Favorin, und vertheidigte den Epiktet; allein seine Schrift ist nicht bis auf uns gekommen.

11) Eine Schrift über den Sokrates und dessen Kunst zu lieben. Da die Pyrrhonisten auf alle übrige philosophischen Schulen Jagd machten, die neuern Platonischen ausgenommen, welche aber eben so grosse Skeptiker waren, und von welchen Pyrrho eigentlich ausgegangen war: so konnte Sokrates freylich nicht nach ihrem Geschmacke seyn. Galen übernahm zwar auch dessen Vertheidigung; allein seine Schrift ist uns

eben so wenig aufbehalten worden, als das Geschreibe seines Gegners.

12) Eine Sammlung von Sentenzen und witzigen Weidesprüchen; vermuthlich zum Gebrauch seiner Declamationen. Gellius und Johann Stobäus haben uns viele derselben aufbehalten, obgleich die wenigsten es verdienen, denn sie sind zum Theil sehr weitschweifig und ohne Witz und Salz. Eine der erträglichsten ist noch, daß reichen Leuten immer desto mehr mangelt, je mehr sie besitzen; welche indessen doch des Aufschreibens nicht werth war.

13 — 15) Drey Schriften über die Philosophie des Homer, über den Plato, und über die Lebensart der Philosophen, deren Titel Suidas anführet, ohne weiter etwas davon zu sagen.

16. 17) περι ιδεων, von den Ideen und περι ευχης, von dem Verlangen. Beyde Schriften werden ihm von dem Phrynicus Arabius beygelegt.

18) Philostratus versichert, daß zu seiner Zeit, d. i. unter dem Kaiser Severus, noch eine Sammlung seiner Reden vorhanden gewesen, welche er bey Gelegenheit des Demetrius von Korinth anführet. An einem andern Orte führt er seine Reden für die Fechter, für die Bäder, und über eine unzeitige Geburt an, und lobt sie wegen ihrer Zierlichkeit. Er setzt hinzu, man habe unter seinem Nahmen zwar noch eine Rede wider den Proze-

nus; allein sie könne unmöglich von dem Favorin seyn, weil nur ein Betrunkener oder ein Wüthender eine solche Rede halten können. Gellius hat noch ein Stück von einer andern Rede aufbehalten, welche er wider die Ueppigkeit und die Abendschmäuse gehalten hat. Für seine beste Rede hält man die, welche er über die weise Mäßigung (περι της σωφροσυνης) des Demades gehalten, worin er nach des Arabius Versicherung alle Griechen soll übertroffen haben.

19) Da ein Sophist und Skeptiker die Fertigkeit besitzen mußte, jede Sache von allen nur möglichen Seiten vorzustellen, das zu loben, was jedermann für ein Uebel ansahe, und Dinge herab zu würdigen, welche in den Augen der ganzen übrigen Welt Vollkommenheiten waren: so legte Favorin auch hiervon Proben ab. Dahin gehören, sein Lob der Häßlichkeit unter dem Nahmen Thersitas und das Lob des viertägigen Febers.

20) Adrian von Jon führet noch ein Werk von ihm unter dem Titel Horn des Ueberflusses oder Fülhorn an, wovon aber sonst niemand etwas weiß.

Das sind nur die Schriften, deren Titel jetzt noch bekannt sind; allein er hat deren weit mehrere geschrieben, und wir würden mehr davon wissen, wenn wir noch das achte Buch

von Gellii attischen Nächten hätten, worin er weitläufiger von diesem Sophisten gehandelt hatte.

---

34. Peter Aretin,

ein Lästerer *).

Schwerlich hat es sowohl in den ältern als neuern Zeiten einen Menschen gegeben, welcher alle Arten der unwürdigsten Niederträchtigkeit und der schwärzesten Bosheit so sehr in sich vereinigte, und folglich der Verachtung und des Abscheues jedes Rechtschaffenen so würdig gewesen wäre, als Aretin, dieses Brandmahl des menschlichen Geschlechtes, welcher sich dessen ungeachtet nicht entblödete sich den göttlichen zu nennen, und sogar Niederträchtige genug fand, welche ihm diesen Nahmen bey seinem Leben beylegten.

*) Die Nachrichten, welche man bisher von diesem Ungeheuer in menschlicher Gestalt gehabt hat, sind unnütz und unbrauchbar geworden, seit dem der vor einiger Zeit verstorbene Graf Mazzuchelli seine ausführliche und gründliche Vita di *Pietro Aretino*, zu Padua, 1741, in 8, heraus gegeben hat, woraus sich auch ein kurzer Auszug in seinen Scrittori d'Italia, Th. 1, S. 1010 f. befindet. Einen vollständigern Auszug gab, ein Franzose, de Boispreaux unter dem Titel: La Vie de *Pierre Aretin*, im Haag 1750 in 12, in Französischer Sprache heraus.

Bey sehr mittelmäßigen Fähigkeiten, aber desto mehr Geitz und einer beynahe unglaublichen Bosheit, war er mit einer sich immer gleichen Unverschämtheit sowohl der niederträchtigste Schmeichler, als der unbändigste Verläumder. Die Wahrheit war sein geringster Kummer, und Lügen und Widersprüche kosteten ihm nichts, wenn er nur seine Habsucht befriedigen konnte, und diejenigen, welchen er alles zu danken hatte, wurden gemeiniglich am ersten von ihm gemißhandelt. Weder vernünftige Vorstellungen, noch Beschimpfungen und selbst körperliche Züchtigungen waren im Stande, seiner Schmähsucht Einhalt zu thun; öffentliche Ahndungen aller Art hatten seine Stirn bereits an die Schande gewöhnt, und wenn ja der allgemeine Haß einigen Eindruck auf ihn machte, so wußte er sich durch den Weihrauch zu trösten, welchen er auf die unverschämteste Art sich selbst streuete.

Er war den 20sten April 1492 zu Arezzo, einer Stadt in dem Großherzogthum Toscana gebohren, von welchem seinem Geburtsorte er auch der Gewohnheit der damahligen Zeit zu Folge, den Zunahmen Aretino, Lat. Aretinus, annahm. Sein eigenes Stillschweigen, und die Verläumdung haben seine Herkunft lange Zeit dunkel und ungewiß gemacht. Der im vorigen Bande beschriebene Franco gibt ihm in seinen Priapejis einen Schuster zum Vater, Doni aber, der in ihm in allem Ernste den Antichrist erblickte, gab ihn für die strafbare Frucht eines Mönchs

und einer Nonne aus, dagegen andere ihn mit dem Petrus Bertini verwechselten, und ihn von der Familie Buonamici ableiteten. Allein Mazzuchelli beweiset theils aus seinen eigenen und seiner Freunde Briefen, theils aus des Gammurini Istor. geneal. delle Famiglie nob. di Toscana, sehr überzeugend, daß er der natürliche Sohn eines Edelmannes zu Arezzo, Nahmens Luigi Bacci war, welcher ihn mit einer verheiratheten Frau Nahmens Tita gezeuget hatte. Seine Mutter muß im Rufe wegen ihrer Schönheit gewesen seyn, weil ein Mahler den Einfall hatte, sie über dem Portale der Peterskirche zu Arezzo in Gestalt der heil. Jungfrau zu mahlen, wie sie den Besuch des Engels empfängt; ein Umstand, welchen Aretin nicht ungenutzt ließ, die Ehre seiner Mutter wieder herzustellen.

Diese erzog ihn eine Zeitlang selbst, und Crasso versichert, daß er die Rhetorik und Philosophie studieret, und grosse Fortschritte in den alten Schriftstellern gemacht habe. Allein dieses Vorgeben wird theils durch Aretins nachmahlige Unwissenheit in allen diesen Fächern, theils durch sein eigenes Geständniß widerlegt, indem er ausdrücklich versichert, daß er keine Schule anders besucht, als um Lesen zu lernen, daß er niemahls einen Lehrer gehabt, und sehr wenig Latein, und gar kein Griechisch verstehe. In diesem Falle verdient sein Genie einige Nachsicht, und er würde sie auch gefunden haben, wenn er

sich seine vernachlässigte Erziehung nur einiger Massen hätte zur Bescheidenheit dienen lassen.

Bey dem allen äusserte sich sein Muthwillen sehr frühe, und er mußte Arezzo schon in seiner Kindheit verlassen, weil er ein boshaftes Sonnet auf den Ablaß gemacht hatte. Fontanini führet zwar noch einen andern Beweiß seiner frühen Fähigkeiten an, indem er ihm die Grabschrift auf den berühmten Dichter Serafino von Aquila beylegt:

Qui giace Serafin; partirti or puoi:
Sol d'aver visto il sasso che lo serra
Assai sei debitore agli occhj tuoi.

Allein er irret sich; denn Toppi, auf welchem er sich beruft, legt diese Grabschrift zwar einem Aretin bey, allein er verstehet den Bernardo Accolti, welcher nur l'unico Aretino genannt ward. Der unsrige war erst neun Jahr alt, als Serafino starb.

Da er seine Vaterstadt meiden mußte, so wandte er sich nach Perugia, wo er das Buchbinderhandwerk erlernte. Allein, seine erste Erfahrung machte ihn nicht frömmer, denn als er in einer Kirche eine Magdalena gemahlt sahe, welche die Hände zu Christo ausstreckt, so schlich er sich einsmahls dahin, uud mahlte ihr eine Laute zwischen den Armen. Daß er in dieser Stadt ein Buchbinder gewesen, verbirgt er in seinen Schriften sorgfältig; allein desto sorgfältiger waren seine Zeitgenossen bemühet, diesen Umstand aufzubehalten, und er gibt auch in der

That den Schlüssel, theils zu seinen wenigen Kenntnissen, theils zu der niedrigen Denkungsart und den schlechten Sitten, wodurch er sich sein ganzes Leben auszeichnete. Er muß sich ziemlich lange in Perugia aufgehalten haben, und es scheinet sogar, daß er daselbst mit gebundenen Büchern gehandelt habe.

Doch dem sey, wie ihm wolle, seine Beschäftigung mit Büchern, und sein Umgang mit Gelehrten machten ihm Lust zum Lesen, und da er überaus viele Lebhaftigkeit und ein gutes Gedächtniß besaß, so erlangte er sehr bald eine Menge oberflächliche Kenntnisse, ob er gleich keine andere Bücher lesen konnte, als die in seiner Muttersprache geschrieben waren. Da er vorher soviel wie nichts gewußt hatte, so erstaunte er nunmehr über seine eigene Gelehrsamkeit, glaubte, er wisse nunmehr alles, und sey eines bessern Glücks werth, daher auch sein bisheriger Stand anfing, ihm zum Ekel zu werden. Rom mußte ihm ganz natürlich zuerst einfallen, da es der gewöhnliche Sammelplatz aller Abenteurer und Glücksritter Italiens ist. Er ging 1517 zu Fuße dahin, ohne Geld, und selbst ohne die nothwendigsten Bedürfnisse, indem er keine andere Kleider hatte, als die er trug. Er begab sich in das Haus des Augustin Chisi, eines sehr reichen Kaufmannes, der auf einem grossen Fusse lebte; allein man weiß nicht, was für eine Rolle er in demselben gespielet hat. Aus dessen Hause

kam er nachmahls in das Haus des Papstes Leo 10. und seines Neffen Julii de Medici, der hernach unter dem Nahmen Clemens 7. Papst war. Was für eine Stelle er bey ihnen bekleidet, ist nicht bekannt; allein bey seiner Unwissenheit in den gelehrten Sprachen kann sie von keiner Bedeutung gewesen seyn. Man weiß nur, daß er vier Jahre in Diensten des Papstes Leo, und drey bey Clemens war, und daß beyde Päpste viele Gnade für ihn hatten, und daß er beträchtliche Summen von Leo 10. erhielt. Doch diese waren für seine Habgierde nicht hinlänglich, und da sein Stolz sich mit den ersten und vornehmsten Stellen in der Kirche geschmeichelt hatte, diese aber nicht so geschwinde erfolgten, als er sich eingebildet hatte, so ward er der Langsamkeit des römischen Hofes überdrüssig. Doch ehe noch sein Ueberdruß ausbrechen konnte, beging er eine Unbesonnenheit, welche sein ganzes Glück an dem römischen Hofe vereitelte.

Julius Romanus, der größte Mahler seiner Zeit, entehrte seine Kunst so weit, daß er sechzehn im höchsten Grade wollüstige Stellungen zeichnete *), Marc Antonio Raymon=

*) Alle die dieser Sache gedenken, schreiben dem Julius Romanus die Zeichnung dieser Figuren allein zu; allein nach dem Grafen Mazzuchelli ist es sehr wahrscheinlich, daß die Zeichnungen wo nicht ganz doch wenigstens zum Theil von dem Raphael herrühren, der den Julius zu seinem Erben einsetzte, wodurch denn auch diese

di, ein nicht viel geringerer Künstler in Kupfer stach. Clemens war über das Aergerniß aufgebracht, welches desto gefährlicher war, je größer beyde Männer in ihrer Kunst waren. Der Mahler kam glücklich davon, indem der Graf Balthasar von Castiglione ihn nach Mantua schickte, wo er eine Gallerie für ihn mahlen sollte. Allein der Kupferstecher ward in das Gefängniß gesetzt, und der kirchliche Eifer würde vielleicht noch weiter gegangen seyn, wenn nicht Aretin bey dem Papste für ihn gebethen hätte, und da auch der Cardinal Hippolith von Medici sich seiner annahm, so ward er wieder in Freyheit gesetzt.

Aretin hatte diese Kupfer allem Ansehen nach noch nicht gesehen, allein, da er sich einmahl in die Sache gemengt hatte, so ward er begierig, sie näher kennen zu lernen, und kaum erblickte er sie, so wurde seine ohnehin heftige und ausschweifende Einbildungskraft so erhitzt, daß er sechzehn Sonnette verfertigte, welche den Zeichnungen an Schmutz und Schlüpfrigkeit nichts nachgaben. Er that noch mehr, er machte einen Brief dem Baptista Zatti, ei-

Zeichnungen in dessen Hände kamen. Lod. Dolce schreibt sie in seinem Dialogo della Pittura, welcher die Aufschrift Aretino führet, ausdrücklich dem Raphael zu; irret sich aber darin, wenn er den ganzen Vorgang in die Zeiten des Papstes Leo setzt, indem Aretin in dem oben angeführten Briefe an den Zatti ausdrücklich sagt, daß er unter dem Clemens vorgefallen sey.

nem Bürger zu Rom bekannt, worin er so wohl die Verse als die Figuren vertheidigte. Da das Aergerniß jetzt noch grösser wurde, und Aretins Sonnette allem Ansehen nach unter die Figuren gestochen wurden, so ging die Verfolgung von neuem an *). Johann Matthäus Giberti, Bischof zu Verona, geheimer Rath und Datarius des Papstes, betrieb die

*) Nach dem Vasari stellten die Figuren die Umarmungen der Götter und Göttinnen vor; allein er irret sich, wenn er die Zahl derselben auf 25 setzt, da ihrer nach dem Aretin nicht mehr als 16 waren. Allem Ansehen nach wurden die Platten damahls weggenommen und vernichtet, und die wenigen Abdrücke, welche davon mochten genommen seyn, werden gleichfalls seyn verlohren gegangen; denn noch hat kein Kunstkenner und Liebhaber ein Exemplar davon können zu sehen bekommen, so emsig auch diese Herren die Ueberbleibsel grosser Meister aufzuspüren pflegen. Selbst die in der Bibliothek des Vaticans befindlichen Figuren dieser Art sind nicht die von Marc-Antonio, denn man hat mehrere alte Künstler, welche ähnliche Stellungen mit schlüpfrigen Sonnetten, welche letztere allenfalls die des Aretin seyn könnten, heraus gegeben haben. Chevilier erzählet zwar in seinem Origine de l'Imprimerie Jollain, ein Kupferstecher und Kunsthändler zu Paris habe erfahren, daß diese Platten an einem gewissen Orte befindlich wären, und habe sie, um das Aergerniß zu vertilgen, für 100 Thl gekauft, und vernichtet; allein der ehrliche Jollain ward allem Ansehen nach angeführet, indem es sehr unwahrscheinlich ist, daß sich diese Platten bis auf unsere Zeiten sollten erhalten haben, ohne daß es jemanden eingefallen wäre, Abdrücke davon zu nehmen. Man sehe Dictionn. des Artistes, S. 357. Von seinen Sonnetten werde ich bey seinen Schriften noch etwas sagen.

Sache mit der grösten Heftigkeit, so daß auch Aretin sich genöthiget sahe, 1524 von Rom flüchtig zu werden, und dieß ist denn auch die Ursache von dem Hasse, welchen er, so lange er lebte, gegen diesen Prälaten trug.

Aretin, der nunmehr alle Hoffnung zu einer guten Beförderung verschwunden sahe, begab sich im Julius 1524 wieder in seine Vaterstadt Arezzo; allein er hielt sich nicht lange daselbst auf, indem er Gelegenheit fand, an den Hof des Johann de Medici zu kommen, welcher die Partey Carls 5. verlassen hatte, und in die Dienste Francisci I. von Frankreich getreten war, welcher eben damahls seine Ansprüche auf Mailand auszuführen suchte. Aretin besaß allen Schimmer der Gelehrsamkeit, durch welchen sich Grosse so leicht blenden lassen, und wenn er sich von der Klugheit leiten ließ, so hatte auch sein Witz viel einnehmendes. Die in Rom erfahrne Widerwärtigkeit hatte ihn auf eine Zeitlang ein wenig behutsam gemacht, und er zeigte sich jetzt nur von seiner guten Seite, daher gewann auch Medici ein unbegränztes Vertrauen zu ihm, und selbst der König Franciscus, der ihn einmahl zufälliger Weise zu sehen bekam, konnte ihm seine Achtung nicht versagen.

Ob es ihm gleich allem Ansehen nach zu Florenz wohl ging, so sehnte er sich doch wieder

der nach den Fleischtöpfen Aegyptens, und arbeitete ins geheim an seiner Aussöhnung mit dem Papste. Seine Freunde nahmen sich seiner auch so thätig an, daß der Papst ihm vergab, und er wieder nach Rom berufen wurde, wohin er sich auch ohne Anstand begab. Wie sehr Johann von Medici ihn schätzte, erhellet am besten aus einem Briefe, welchen er bald nach seiner Abreise an ihn schrieb. „Ich „vergaß, heißt es daselbst, Ihnen zu sagen, „daß der König sich gestern beschwerte, daß „Sie mich nicht begleitet haben. Ich entschul„digte mich damit, daß Sie die Ruhe des Ho„fes dem Geräusche eines Lagers vorgezogen „hätten; worauf der König mir sagte, daß „ich Sie zurück rufen sollte. Ich antwortete, „wie ich mir nicht mit der Hofnung schmei„cheln könnte, daß Sie mir gehorchen würden; „worauf der König versetzte, wie er selbst an „den Papst schreiben, und ihn bitten wollte, es „Ihnen zu befehlen. Mein Herz erlaubt mir „nicht, einen Umgang zu vergessen, der mich „so vollkommen mit Ihnen verbindet, denn es „ist nun einmahl wahr, daß ich nicht ohne „den Aretin leben kann.“ Dieser Brief that keine Wirkung, und es gehörte ein stärkerer Bewegungsgrund dazu, den Aretin von Rom wegzubringen, und diesen gab ihm seine Unbesonnenheit sehr bald selbst.

Der oben genannte Datarius Giberti, welcher den Aretin das erste mahl aus Rom vertrieben hatte, und jetzt wenigstens zum Scheine mit ihm ausgesöhnet war, hatte eine hübsche Köchinn, bey welcher dieser, vielleicht um sich an ihrem Herren zu rächen, den Liebhaber machen wollte; allein da diese bereits besetzt war, so wies sie vermuthlich den Dichter ab. Dieser, der eine solche Beschimpfung nicht ertragen konnte, rächete sich an ihr durch ein boshaftes Sonnett, welches aber sein Unglück ward. Das Pasquill gerieth dem Liebhaber der Köchinn, dem Achille della Volta, einem Edelmann aus Bologna in die Hände, welcher die Beleidigung so hoch empfand, daß er dem Aretin, als er ihn an einem Tage allein antraf, fünf Stiche mit einem Dolche in die Brust gab, und ihm über dieß noch die Hände und das Gesicht zerfetzte. Einige dieser Wunden waren tödtlich, daher sich denn auch sehr bald das Gerücht verbreitete, daß Aretin wirklich gestorben sey. Dieß bewegte den Hieronymus Casio aus Bologna dem Pasquillanten eine Grabschrift zu setzen, aus welcher erhellet, daß er schon damahls wegen seiner Verläumdungen zu Rom berüchtiget war, daher ich sie hier mittheilen will, ob sie gleich wenig poetisches Verdienst hat. Sie lautet so:

Chi non mai disse bene, e sempre male
Nè sol male del mal, ma mal del bene,

Quivi ha la spoglia, ed in più varie pene
Tormenta l'alma il Principe Infernale.

Fra assai ferite una n'ebbe mortale,
Con privilegio che gli stavan bene,
Il loco e il modo non fu preter spene
Che Ponte Sisto gli scusò spedale.

Pietro fu questo per patria Aretino,
Di cui la fama pel secol rlbomba.
Da Cerbero latrata, e da Pasquino.

Qui attende il suon dell' Angelica Tromba
Per gir coll' alma al Giudizio Divino,
Po' eterno star nella tartarea Tomba.

Allein die Mühe war vergebens; Aretin ward wider Verhoffen glücklich geheilet, und Casio that in einem andern Sonnette Widerruf, aus welchem man wenigstens siehet, daß sich diese Geschichte in dem zweyten Jahre der Regierung Clemens 7, also 1525 zugetragen hat.

Sobald Aretin wieder gesund war, drang er bey dem Papste auf Bestrafung des Volta; allein er mußte sich bereits sehr verhaßt gemacht haben, und Giberti, der, wie man sagt, die Bestrafung hinderte, mußte sehr viel wider den Aretin anzuführen haben; genug, ihm ward die gesuchte Gerechtigkeit abgeschlagen. Aretin ward dadurch ausserordentlich aufgebracht, und stieß die heftigsten Schmähungen sowohl gegen

den Pabst als seinen Datarius aus. Man hat noch ein Gedicht, welches Berni, der Secretär des Giberti, seinen Lästerungen entgegen setzte, und welches sich unter dessen Gedichten befindet. Es ist in einem sehr hohen Grade heftig und ungesittet, ohne Zweifel, weil des Aretin Schmähungen in eben demselben Tone gestimmt waren, denn dieser Mensch konnte in keinem Stücke die Mittelstrasse gehen. Man siehet daraus zugleich, daß er sich schon damahls aller der Laster schuldig gemacht, welche seinen Charakter brandmarken. Berni wirft ihm seine Verläumdungen, seine ausschweifende Unkeuschheit, seinen niedrigen Undank, und was weiß ich, was sonst alles vor. Er sagt, er solle seine boshafte Zunge vielmehr an seinen beyden Schwestern üben, welche zu Arezzo öffentliche Huren für alle Taugenichts abgäben; er werde ohnehin genöthiget seyn, von ihrem Verdienste zu leben. „Der du, fährt er fort, „von Gott und Menschen gehässet, und von „dem Teufel selbst verabscheuet wirst, dein freches Maul, die Mutter der Lästerung, verbannet dich aus jedem Orte."

Da Aretin jetzt zu Rom weder Ehre noch Sicherheit mehr hatte, so blieb ihm kein anderes Mittel übrig, als sich wieder zu dem Johann von Medici zu begeben, der ein unbegränztes Vertrauen in ihn setzte, ihn täglich an seine Tafel zog, und ihn sogar in seinem Zimmer schlafen ließ. Wer da wußte, wie

sehr dieser Herr alle Verläumdung haßte, dem war diese ungewöhnliche Vertraulichkeit ein Räthsel, und es fehlte nicht an solchen, welche sie einem Bewegungsgrunde zuschrieben, der in Italien leider zu allen Zeiten nicht unbekannt gewesen ist.

Allein er genoß des Schutzes dieses Herrn nicht lange. Sein Mäcen bekam vor Governolo einen Schuß, der ihm den Schenkel zerschmetterte, und obgleich der Herzog von Mantua ihn anfänglich nicht in seine Stadt aufnehmen wollte, aus Furcht den Kaiser zu beleidigen, so wußte doch Aretin es durch seine Beredsamkeit dahin zu bringen, daß der Herzog dem Kranken nicht allein die Thore öfnen ließ, sondern ihn auch selbst besuchte. Allein alle Sorgfalt war vergebens; es schlug eine Entzündung zu der Wunde, so daß man das Bein abnehmen mußte; und dessen ungeachtet starb er, den 30sten Nov. 1526 in den Armen seines Lieblinges.

Dieser war jetzt desto mehr in Verlegenheit, da sein Gönner eben nicht sehr freygebig gegen ihn gewesen zu seyn scheinet, oder vielleicht nicht Zeit genug hatte, ihm seine Freygebigkeit zu zeigen. Wenigstens hat man noch ein Gedicht von dem Aretin an dessen Sohn, den Großherzog Cosmus, worin er ihm zu Gemüthe führet, was er alles für dessen Vater gethan habe. „Er, heißt es, der meine „Dienste nie belohnte, wie jederman weiß, sag-

„te zu mir vor Mailand: ach, wenn mich „der Himmel so glücklich macht, daß ich nach „geendigtem Kriege meine Gemahlinn und Kin„der wieder sehe, so will ich dich zum Herren „deiner Vaterstadt machen.“ Aretin war sonst der uneigennützige Mann nicht, der jemanden umsonst gedienet hätte, daher man immer Ursache hat, in die Wahrheit dieses Vorgebens ein Mißtrauen zu setzen.

Da er jetzt keinen Großen wußte, auf dessen Kosten er hätte leben können, so sah er sich genöthiget, sich ganz auf seinen Witz und auf seine Gabe zu verläumden zu verlassen, und da in ganz Italien die Zügellosigkeit der Zunge und der Sitten keine so sichere Freystätte kennet, als Venedig, wenn sie sich nur nicht an der Verfassung des Staates vergreifet, so wählte er diesen Ort zu seinem Aufenthalte, und begab sich gegen das Ende des Jahres 1527 dahin, und da er bereits als ein witziger Kopf bekannt war, so wurde er von allen Personen von Stande mit vorzüglicher Achtung aufgenommen, und selbst der Doge Gritti beehrte ihn mit seinem ganz besondern Schutze.

Aretin gefiel sich in seiner Lage überaus wohl. „Ich bin, sagte er in einem seiner Brie„fe nicht mehr ein Ball des Glückes, und dan„ke Gott, daß er mein Herz vor der Habsucht „bewahret hat. (Eine der unverschämtesten Lü-

„gen!) Ich bringe niemanden um seine Zeit, und „die Armuth anderer erreget in mir keine boshaf„te Freude. Ich theile das Hemd an meinem „Leibe und den Bissen meines Mundes mit den „Meinigen. Ich sehe meine Mägde als meine „Töchter, und meine Bedienten als meine Brüder „an. Die Ruhe macht die ganze Pracht „meines Hauses aus, und die Freyheit ist mein „Haushofmeister. Meine Tage fließen in Zu„friedenheit dahin, und ich wünsche nichts „mehr!“ doch, man wird in der Folge sehr bald die andere Seite dieses schönen Gemähldes sehen.

Aretin war zu rachgierig, und seine Zunge zu zügellos, als daß er die in Rom empfangene Beleidigung so bald hätte verschmerzen können, und da die Stadt eben damahls von den kaiserlichen Truppen geplündert und der Papst in der Engelsburg belagert ward, so ward er immer dreister, und machte verschiedene Schmähschriften wider den Papst und die Cardinäle bekannt; dieser beschwerte sich darüber bey dem Senate, daher der Doge ihn vor sich fordern ließ, und ihm befahl, in Zukunft behutsamer zu seyn. Aretin, der leicht in Furcht zu setzen war, und den ein Widerruf keine Mühe kostete, bath den Papst 1530 schriftlich um Verzeihung, erklärte sich für einen Verläumder, und versprach sich zu bessern, und da der Papst es in den damahligen Umständen so genau nicht nehmen durfte, auch der Weihbischof Vasone zu Vicenza für ihn

bath, so erhielt er ein sehr rühmliches Breve. Der Weihbischof, der den Kaiser begleitete, als er über Trident wieder nach Deutschland ging, wirkte ihm bey demselben eine goldene Kette, und den Adelsbrief aus. Aretin nahm die erste an, war aber so klug den letztern zu verbitten, weil es ihm an Mitteln fehlte, dem Adel gemäß zu leben.

Er hatte bey Gelegenheit seiner Aussöhnung mit dem Papste von demselben das Versprechen erpreßt, daß er eine seiner Schwestern mit 500 thlr. ausstatten wollte; allein ein neuer boshafter Zug seiner Zunge machte, daß der Papst sein Wort wieder zurück nahm. Doch wußte er den Cardinal Benedict d' Accolti zu bewegen, daß er in diesem Stücke die Stelle des Papstes vertrat. Diese Schwester hieß Franciscа; sie ward mit einem gewissen Orazio verheirathet, allein beyde starben 1547, und hinterließen einen Sohn und eine Tochter, welche Muchio de Medici und Fridrich von Montaigu erziehen ließen. Aretin hätte nochmals die Tochter gern in ein Kloster geschaft; allein Muchio verheirathete sie.

Da dasjenige, was Aretin sich mit seiner Feder erwarb, zu seinen Ausschweifungen nicht hinlänglich war, so wußte er von Zeit zu Zeit unter allerley Vorwänden beträchtliche Summen von seinen Gönnern zu erpressen. So schrieb er 1533 an den Cardinal Ippolito und drohete, daß er zu den Türken übergehen wollte.

„Ich werde, sagte er, mein Alter, und meine „Armuth zu den Ungläubigen schleppen. Wenn „ihnen einer oder der andere die Schätze und „Würden rühmen sollte, womit der römische Hof „das Verbrechen belohnt, so werde ich ihnen „die Wunden von den Stichen zeigen, welche „meine Liebe zur Wahrheit mir erworben hat, „und mein Elend wird ihnen zeigen, wie hoch „man daselbst die Tugend schätzt. Was das „Herz der Christen nicht erweichen können, wird „gewiß Barbaren rühren.“ Dieser Kunstgriff that seine Wirkung, denn in seiner Komödie la Corteggia versichert er selbst, daß er bereits im Begriffe gewesen sey, sich nach Constantinopel einzuschiffen, als der König Franciscus I. von Frankreich ihn durch eine goldene Kette, der Herzog von Leve aber durch eine gute Pension zurückgehalten hatte. Wenn er es in der Folge zu bedauren schien, daß er seinen Entschluß nicht ausgeführet hatte, so geschahe es wieder in keiner andern Absicht, als einen oder den andern Großen um eine beträchtliche Summe zu schneutzen. Dergleichen niedrige Kunstgriffe kosteten ihm nicht die geringste Ueberwindung.

Als der Cardinal Farnese unter dem Namen Pauli 3 den päpstlichen Thron bestieg, und Aretin befürchtete, daß die Geistlichen, welche er in seinen Schriften mehrmahls angegriffen hatte, sich an ihm rächen würden, so bewegte er einen Anverwandten des Doge, daß

derselbe bey dem Papste um ein Breve anhielt, worin Aretin für einen päpstlichen Hausbedienten erkläret ward. Die Geistlichen in Rom befürchteten, daß er wirklich Lust habe, wieder in den Dienst des Papstes zu treten; allein er versicherte, daß er weiter nichts verlange, als alle Monathe einmahl an den Papst schreiben, und ihn mit Neuigkeiten unterhalten zu dürfen. Es ist auch in der That nicht glaublich, daß er sich von Venedig sollte weggesehnet haben, wo er seine schmutzigen und beleidigenden Schriften in aller Freiheit verbreiten konnte, und da dergleichen Auswurf immer am begierigsten gelesen wird, so war dieses Gewerbe für ihn sehr einträglich, und man bezahlte seinen schlüpfrigen und boshaften Witz in und außer Italien sehr theuer. Man sagt sogar, daß ein gewisser spanischer Prinz sich alles, was Aretin heraus gab, durch einen eigenen Courier bringen lassen, um nur seine Schriften in Spanien zuerst zu haben. Ein Beyfall dieser Art war mehr als zu hinlänglich einen seichten Kopf aufzublähen und zum Narren zu machen. Er rühmte sich daher selbst, daß er ohne seine Jahrgelder zu rechnen, sich mit einer Flasche Dinte und mit einem Buche Papier jährliche Einkünfte von 2000 thlr. von den Thorheiten anderer zu verschaffen gewußt habe.

Alles seines Dünkels ungeachtet, merkte er doch bald, daß seine völlige Unwissenheit in den gelehrten Sprachen, seinem Beyfalle nach=

theilig werden könnte, daher er den Nicolaus Franco aus Benevent, dessen Seele eben so schwarz war, als die seinige, nur daß er mehr Gelehrsamkeit besaß, zu sich nahm. Ich habe das Leben dieses Menschen bereits in dem vorigen Theile beschrieben, und will das, was daraus zur Geschichte des Aretin gehöret, hier nicht wiederhohlen, sondern nur bemerken, daß Franco dem Aretin sehr nützlich ward; daß aber ihre Freundschaft von keiner langen Dauer war, weil sie endlich mit Prügeln aus einander schieden, wobey doch Aretin den kürzern zog, indem Franco, der ihm am boshaften Witze überlegen war, ihn in der Folge auf das unbarmherzigste mißhandelte. Aretin ward dadurch ein wenig klüger, und wählte in der Folge seine Gehülfen und Handlanger aus einer so dunkelen Classe, daß sie ihm nicht Verdacht erwecken konnten.

So sehr er nun auch von seiner Unwissenheit überzeugt seyn mußte; so stiegen doch sein Stolz und seine Unverschämtheit nach und nach zu einem fast beyspiellosen Grade, wozu denn freylich der Weihrauch, welchen alle Hohe und Niedere von verderbtem Herzen und Sitten seinem Witze brachten, das meiste beitrug. Es ging ihm, wie den Lügnern, welche eine Unwahrheit so oft wiederholen, bis sie selbige endlich selbst glauben, daher er sich denn am Ende in allem Ernste für den wichtigsten Mann in ganz Europa hielt. Alle Fremden, welche

nach Venedig kamen, waren begierig den Mann zu sehen, dessen unbändige Zunge auch die größten der Erde nicht schonte, und er war kurzsichtig genug, ihre Neugierde für Achtung zu halten. „Es kommen, schrieb er an den Alu„no, so viel Menschen zu mir, welche mir den „Kopf wüste machen, daß auch die Stufen mei„ner Treppe von ihren Füßen so ausgehöhlet „werden, als ehedem das Pflaster des Capitolii „von den Rädern der Triumphwagen. Türken, „Juden, Indianer, Franzosen, Deutsche und „Spanier belagern meine Thür unaufhörlich. „Schließen Sie daraus, wie viel Italiäner zu „mir kommen müssen. Ich glaube, daß es leich„ter seyn würde, Sie aus dem Dienste des „Kaisers zu ziehen, als mich ohne diesem „Schwarm zu finden. Ich werde von Soldaten, „Priestern und Mönchen bestürmet. Jeder „kommt zu mir, und trägt mir seine Klagen „vor. Ich bin das Orakel der Wahrheit ge„worden, und Sie haben Recht, wenn Sie „mich den Secretär der ganzen Welt nen„nen.“

Die Unverschämtheit hat zu allen Zeiten ihre Freunde gefunden; aber nichts beweiset die Thorheit seiner Zeitgenossen mehr, als die Art, wie sich auch die größten der Erde gegen den Aretin betrugen. Kaiser Carl der 5 wies ihm ein Jahrgeld von 200 thlr. auf das Herzogthum Mailand an, und König Franciscus I. sparte keine Summen, ihn auf seine Seite zu zie-

hen. Man weiß, wie eifersüchtig beyde auf einander waren. Anfänglich vertheilte Aretin seinen Weihrauch unter beyden zu gleichen Theilen; allein das Jahrgeld gab der Wage den Ausschlag und er besang nunmehr den Kaiser allein. Als der Herzog von Atri ihn aufforderte, doch auch seinen König wie vorher zu loben, so gab er ihm zur Antwort: „Ich bin Ihres „Herren getreuer Diener, und werde es jeder„zeit seyn; aber ich lebe nicht von der Luft, „und ihr König hat noch niemahls gefragt, ob „ich zu essen habe, oder nicht. Die goldene „Kette, welche er mir versprochen hat, ist drey „Jahr unter Weges gewesen. Seit vier Jah„ren hat er mir keinen guten Morgen gebo„then. Ich halte es mit dem, der nichts ver„spricht, aber desto mehr gibt. Franciscus war „lange Zeit der Abgott meines Herzens; aber „das Feuer, welches auf seinem Altar brannte, „ist aus Mangel der Nahrung erloschen.“ Als der Connetable von Montmorency den Brief las, so sagte er in Gegenwart des Allemanni, wenn Aretin unpartheyisch, und so wohl von dem Kaiser, als dem Könige nach der Wahrheit reden würde, er ihm ein Jahrgeld von 400 thlr. verschaffen wollte. Allemanni schrieb das an den Seilen, und dieser antwortete mit der ersten Post, daß er dem Connetable gehorchen wolle, so bald er nur die Anweisung auf die 400 thlr. sehen würde. Allein aus dem Versprechen des Montmorency ward nichts,

und es ist ungegründet, wenn so viele Schriftsteller vorgeben, daß er so wohl von dem Könige von Frankreich als von der Pforte besoldet worden. Beyde machten ihm Geschenke; allein ein bestimmtes Jahrgeld hatte er von ihnen nicht. Wer die damahligen Zeitumstände kennt, wird es eben nicht fremd finden, daß die beyden eifersüchtigen Monarchen so sehr um des Lästerers Stimme buhlten. Man hatte damahls noch keine stehenden Armeen, daher den Fürsten mehr an dem Urtheile der Unterthanen so wohl als einzelner Personen außer ihrem Reiche gelegen war, besonders, wenn es zum Kriege kam, da jeder der Parthey nachlief, für welche er eingenommen war. Da nun Aretin durch seinen in den Landessprachen damahls wirklich seltenen Witz so viel über seine Zeitgenossen vermochte, so war es kein Wunder, daß jeder von den beyden Fürsten ihn zum Fürsprecher zu haben wünschte.

Der Kaiser war für den Vorzug, welchen Aretin ihm, oder vielmehr seinem Gelde gab, auch nicht unerkenntlich, sondern versäumte keine Gelegenheit, ihm seine Achtung an den Tag zu legen. Als er sich einmahl auf der Reise befand, und sein Secretär ihm eine Menge Depeschen vorlegte, verlangte er bloß den dem Secretär aufgegebenen Empfehlungsbrief des Aretin an den Großherzog, unterschrieb ihn und verschob die übrigen bis auf eine andere Zeit.

Als der Kaiser 1543 durch das Venetianische Gebieth ging, schickte der Senat den Guibaldo della Rovere, Herzog von Urbino, ab, den Kaiser nebst einigen von Adel zu bewillkommen. Da dieser Herr ein Freund des Aretin war, so ging dieser mit ihm, in der Hoffnung, den Kaiser bey dieser Gelegenheit von neuem zu schneutzen. Dieser befand sich zu Pferde, als die Gesandtschaft der Republik zu ihm kam. So bald er den Aretin erblickte, mußte dieser zu ihm kommen, da er sich denn den ganzen Weg mit ihm allein unterhielt, und als er in sein Quartier gekommen war, behielt er ihn auch in seinem Zimmer bey sich, so dringende Geschäfte er auch auszufertigen hatte. Bey dieser Gelegenheit las Aretin ihm ein zu dessen Lobe verfertigtes Gedicht vor, und beklagte sich zugleich über die Saumseligkeit, womit der Markgraf Gasto ihm sein Jahrgeld auszahlen ließ. Der Kaiser lächelte, sagte, er wollte ihn mit dem Markgrafen wieder aussöhnen, und ließ ihm außer seinem Rückstande den andern Tag noch eine beträchtliche Summe zum Geschenke auszahlen.

Es ist sonderbar, daß dieser Mensch, bey aller Frechheit und Unverschämtheit seiner Feder, doch überaus schüchtern und verzagt in Gegenwart der Großen war. War das eine Folge seines bösen Gewissens, oder ein Mangel der Erziehung? Als der Kaiser aus der Messe kam, winkte er dem Aretin ihm zu folgen; allein dieser

versteckte sich so, daß die venetianischen Bothschafter ihn nirgends finden konnten. Der Kaiser war darüber ungehalten, vergab ihm aber doch, und ließ ihn der Republick als einen ihm nicht gleichgültigen Menschen empfehlen.

Obgleich Aretin keine Lust hatte, wieder nach Rom zu gehen, so suchte er doch aus Eigennutz mehrmahls mit dem Römischen Stuhle ausgesöhnet zu werden. Er glaubte auch wirklich, sich den Papst Paul 3. zum Gönner gemacht zu haben, und sein Stolz verblendete ihn so, daß er sich einbildete, der Cardinals-Huth sey noch das geringste, was er von demselben fordern könnte, daher er auch durch den Herzog von Parma wirklich darum anhielt. Ein solcher Bube fehlte dem heil. Collegio nur noch, daher es kein Wunder war, daß er eine abschlägige Antwort erhielt, welches denn seinen Dünkel außerordentlich kränkte. Als Julius 3 den Thron bestieg, erwachte seine Hoffnung von neuem, weil dieser aus Arezzo gebürtig war, und folglich seinem Landsmann eine solche Kleinigkeit nicht abschlagen konnte. Er wünschte ihm daher zu seiner Wahl Glück, und beschenkte ihn zugleich mit einem Sonnette. Allein, obgleich der Bruder des Pabstes zu seinem Besten redete, so glaubte dieser doch, das Sonnett sey mit einem Geschenke von 100 thlr. und mit dem Ritterorden vom Lateran hinlänglich bezahlet.

Das

Das war eine neue Kränkung für seinen unbegränzten Stolz, indem der Ritterorden sehr in Verachtung gekommen war, und nicht mehr als 80 thlr. jährliche Einkünfte damit verbunden waren. So unbedeutend nun diese Belohnung auch an sich war, und so sehr sie den Aretin demüthigte, so befremdete sie doch, eben weil sie von dem heiligen Stuhle kam, jedermann, weil sie so wohl mit den niedrigen Sitten des Poeten, als mit seinen ehedem zu Rom empfangenen Narben einen sonderbaren Contrast machte.

Allein Aretins Eitelkeit wußte sich bald zu trösten, indem er diesen Orden als ein bloßes Vorspiel zu weit höhern Ehrenstellen ansahe, und nach und nach seine Abneigung vor dem Römischen Hofe verlohr. Als daher sein Freund, der Herzog von Urbino zum obersten Feldherrn der päpstlichen Truppen ernannt ward, begleitete er ihn nach Rom, bey welcher Gelegenheit ihm in der That mehr Ehre wiederfuhr, als ein solcher Unhold erwarten durfte; denn als er sich in dem Conclave vor dem Papste auf die Knie werfen wollte, hob dieser ihn auf, und küssete ihn auf die Stirn. „Es wundert mich nicht", schrieb einer seiner Schmeichler bey dieser Gelegenheit an ihn, „daß die Päpste Sie umarmen, und die „Kaiser Ihnen die rechte Hand geben, indem „Ihre Schriften die Unsterblichkeit nach eigenem „Gefallen austheilen. Mich wundert nur,

„daß sie nicht ihre Staaten mit Ihnen thei„len.“

Allein Aretin fand sich in seinen glänzenden Hoffnungen sehr bald betrogen, indem diese und einige andere Ehrenbezeugungen alles waren, was er von dem Papste erhielt. „Der Papst“, schrieb er an einen seiner Freunde, „hat mich „zwar umarmt; allein seine Küsse sind keine „Wechselbriefe.“ Da nun keine andere Wechselbriefe erfolgen wollten, so ging er voller Verdruß von Rom wieder weg, und um seine gekränkte Eitelkeit doch mit etwas zu trösten, so gab er in Venedig überall vor, er habe den Cardinals-Huth freywillig ausgeschlagen.

Kränkte ihn dessen ungeachtet die fehlgeschlagene Hoffnung, so waren das bloße Kränkungen, die sein unbändiger Stolz ihm selbst bereitete; allein es fehlte nicht andern wesentlichern, die er sich durch seine schwarze Verläumdung zuzog. Petrus Strozzi, General in Französischen Diensten, hatte dem Könige Ferdinand von Ungarn das Schloß Murano weggenommen, und Aretin, der es damahls mit dem Hause Oesterreich hielt, machte darüber ein bitteres Gedicht auf den Strozzi. Dieser, der keinen Spaß verstand, ließ dem Pasquillanten drohen, daß er ihn in seinem Bette wolle ermorden lassen. Aretin war der zaghafteste Mensch von der Welt, daher er sich in seinem Hause verrammelte, und so lange der General auf dem Ge-

biethe der Republick war, weder ausging, noch jemanden vor sich ließ.

Aretin, der gern alle Fürsten in Europa gebrandschatzt hätte, hatte dem Könige Jacob I. von England den zweyten Band seiner Briefe dediciret, und wußte von Zeit zu Zeit die Belohnung dafür mit vielem Ungestüm zu fordern. Endlich erhielt er nach fünf Jahren die Versicherung, daß der König ihm 500 thlr. zugedacht habe, und zugleich schrieb man ihm aus London, daß der Englische Gesandte, zu Venedig, der Graf von Arundel Befehl habe, ihm dieses Geld auszuzahlen. Voller Habgier eilte er sogleich zu dem Gesandten, und da er es nicht so gleich bekam, als er sich eingebildet hatte, so beklagte er sich in allen Gesellschaften, daß der Gesandte ihn darum betriegen wollte. Dieser verstand eben so wenig Spaß als Strozzi, und ließ ihn von vier bis fünf seiner Leute wacker ausprügeln. Dieser Vorgang machte viel Aufsehen, und Aretins Freunde riethen ihm, wider den Gesandten zu klagen. Allein die furchtsame Memme war auf einmahl der beste Christ. „Denken Sie mir", schrieb er an einen seiner Freunde, „nicht mehr an den Unglücklichen, der mich, der ich allein und unbewehret war, mit fünf bis sechs bewaffneten „Mördern überfiel. Er hat mir weder Schrecken noch Schaden zugefügt, und ich danke „Gott, daß er mir ein Herz gegeben hat, wel-

„ches keine Rache hegen kann, und keine ande„re Empfindung als die Liebe kennet. Ich „entsage aller Rache, indem ich weiß, daß der, „welcher wie Christus seinen Feinden ver„giebt, wieder von Gott Vergebung seiner Sün„den zu hoffen hat. Wollte nur Gott mir „meine Vergehungen eben so sehr vergeben, als „ich das empfangene Unrecht von ganzem „Herzen verzeihe. Ich gehe diese Woche zu „dem Abendmahle, welches ich gewiß nicht thun „würde, wenn ich noch einen Funken Rache in „meinem Herzen hegte." In der That, ein Heiliger hätte in keinem frömmern Tone sprechen können. Aber der Stock! der Stock!

Bald darauf bezahlte der Englische Gesandte ihm die 500 thlr. deren Anblick ihn sogleich völlig tröstete.

Aretin muß dergleichen Abenteuer mehrmals gehabt, und einige derselben sind zuverlässig bekannt. So weiß man, daß er schon zu Rom einmahl beynahe halb todt geprügelt worden, und daß nur Ferraguto de Lazzara ihn rettete. Andere sind nur überhaupt bekannt, und fast alle seine Zeitgenossen ziehen ihn mit den vielen Prügeln auf, die er sich durch seine zügellose Zunge zugezogen. Cadamosto schließt eine seiner Satyren mit diesen Worten: „Ich „weiß zu gut, daß Aretin auf Kosten seines „Buckels erfahren hat, was eine Satyre sagen „will.„ Tani sagt von einem gewissen Schwätzer, daß er noch reicher an Worten sey, als

Aretin an empfangenen Schlägen, und Boccalini versichert, daß er von den empfangenen vielen Wunden und Prügeln an seinem Leibe wie eine Seekarte ausgesehen habe. Das bekannte Sonnett, welches Marino zu dessen Bilde verfertigte, ist in eben dem Tone gestimmt, so, daß man von ihm mit allem Rechte das wiederholen kann, was man von einem andern Taugenichts sagte, daß er nehmlich so oft geprügelt worden, daß er es sogleich fühle, von welchem Holze die Prügel wären.

So seltsam nun das Leben dieses Unholden war, so abenteuerlich war auch die Art seines Todes. Ich habe schon bemerket, daß seine Schwestern die Rolle feiler Dirnen zu Arezzo spielten. Man erzählte ihm einmahl, daß die eine derselben einem ihrer Liebhaber einen listigen Streich gespielet habe, worüber er so heftig lachte, daß er auch von dem Stuhle stürzte, und sich ein Loch in den Kopf fiel, woran er gleich darauf starb. Das Jahr seines Todes ist nicht genau bekannt; allein Mazzuchelli beweiset aus verschiedenen Umständen, daß er 1557 gestorben seyn muß. Da kein Schriftsteller die Zeit seines Todes bemerket, so scheinet es, daß er, wie mehrern seines Gelichters zu wiederfahren pflegt, noch bey seinem Leben verachtet und vergessen worden.

Ob es gleich öffentlich bekannt war, daß er keine Religion hatte, er sich auch öffentlich damit brüstete, so machte er doch die äußern Ge-

bräuche der Religion mit, und daher ward er auch in der Kirche des heil. Lucas beygesetzt. Es ist eine gemeine Meinung, daß folgende Grabschrift auf seinen Leichenstein gesetzt worden:

Condit Aretini cineres, lapis iſte, ſepultos,
Mortales atro qui ſale perfricuit.
Intactus Deus eſt illi: cauſamque rogatus,
Hanc dedit: ille inquit non mihi notus erat.

Allein es ist nicht glaublich, daß der Patriarch von Venedig eine solche Spötterey an einem heiligen Orte sollte geduldet haben; überdieß führen alle Schriftsteller, die dieser Grabschrift gedenken, sie bloß vom Hörensagen an, und keiner hat sie selbst gesehen, daher sie allem Ansehen nach ein bloßes Spiel des Witzes ist. Da sie wirklich ein sehr scharfes und treffendes Salz hat, so ist auch der darin liegende Hauptgedanke auf mehrere Art und in mehrere Sprachen eingekleidet worden. Hier sind noch ein paar lateinische Abänderungen.

Hic jacet, ille canis, qui peſſimus ivit in omnes,
Dempto uno, quem non noverat ille, Deo.

* * *

Amarus jacet hic, viator, hoſtis
Vivorum ſimul atque mortuorum;

Diis convitia nulla dixit, et ſe
Excuſans, ſibi cognitos negavit.

Ohne Zweifel iſt der Gedanke von dem Steph. Tabourot, Hrn. des Accords, einem witzigen Franzoſen des 16ten Jahrh. entlehnet, unter deſſen Gedichten ſich auch folgende Grabſchrift auf einen Verläumder befindet:

Biſſot rempli de médiſance,
Parle mal de tous en tous lieux;
Il mediroit même de Dieu,
S'il en avoit la connoiſſance.

Es ſind im vorigen bereits mehrere Züge von dem Charakter dieſes Mannes beygebracht worden; allein da er ſowohl in ſeinem Leben als nach ſeinem Tode durch ſo viele theils gute Gerüchte gegangen iſt, ſo verdient derſelbe wohl, daß man noch ein wenig länger dabey verweile.

Er beſaß Geſchmack, und war ein Liebhaber und Kenner der ſchönen Künſte, beſonders der Mahlerkunſt und der Muſik. Die Laute ſpielte er ſelbſt, und zwar ziemlich gut. Er war ein vertrauter Freund, ſo wohl von dem Titian als dem Michel-Angelo, und war Urſache, daß Kaiſer Carl 5 ſich von dem erſtern mahlen ließ, und ihm ſeine Bemühung mit 1000 Ducaten bezahlte.

— Zu seinen Lastern gehören seine Verläugnung aller Sittlichkeit, seine niedrigen Ausschweifungen in Ansehung des andern Geschlechtes, und sein unbegränzter Hang zum Wohlleben. Er ist nie beredter, als wenn er für ein ihm gemachtes Geschenk von seltenen Weinen oder andern Leckereyen danket. Sein Tisch war immer auf das beste besetzt; er bewirthete seine Freunde gern, aß aber nicht gern bey andern, weil er es nirgends gut genug fand.

In Ansehung des andern Geschlechtes war er von einem bey weitem nicht so feinem Geschmacke; er überließ sich hier immer dem Zufalle, und die Leichtigkeit entschied immer seine Wahl. Eine ernsthafte Verbindung hatte er nie, dagegen hatte er unzählige Matressen aus allen Stockwerken. Er hatte ein Serail von weiblichen Bedienten, unter welchen er seine Umarmungen nach der Reihe theilte, und Sansorino wirft ihm vor, daß dessen ungeachtet seine Thüren den berüchtigsten und niedrigsten Geschöpfen dieser Art offen standen. Es fehlte ihm daher auch nicht an allerley Abenteuern, welche diese Ausschweifung veranlassete. Er hatte einen jungen Menschen bey sich, welchen er erzog, und zugleich zu seinen litterarischen Arbeiten gebrauchte, aber von Zeit zu Zeit Mine machte, ihn zu verlassen. Um ihn zu fesseln, verheirathete er ihn mit der Mariette del Oro, einer Nymphe aus seinem Serail, und schickte ihn bald darauf nach Frankreich, ein Ge-

schenk, welches König Franz I ihm versprochen hatte, abzuholen. Allein Mariette packte einmahl in der Nacht alles zusammen, reisete ihrem Manne nach, und ließ dem alten Geck weiter nichts, als den Rock, welchen er anhatte.

Eine andere seiner Mägde, Perina Riccia wußte ihn vorzüglich zu fesseln, indem er sie in einer Krankheit von dreyzehen Monathen mit unermüdeter Sorgfalt wartete. Ungeachtet sie ihm einmahl mit einem andern Liebhaber durchgegangen war, und eine Zeitlang Italien durchstrichen hatte, so nahm er sie doch wieder zu Gnaden an, und war beynahe untröstlich, als sie nachmahls starb.

Daß eine solche Pflanzschule nicht unfruchtbar gewesen seyn werde, kann man leicht denken. Catharina Sandella beschenkte ihn 1537 mit einer Tochter, welche er nach ihrem Geburtsorte Adria nannte, und deren gute Bildung und Witz nachmahls seine ganze Zärtlichkeit auf sich zog. Er trieb die Narrheit so weit, daß er auch eine Münze auf sie prägen ließ, wo man auf der einen Seite das Brustbild der Sandella mit den Worten: Catharina Mater, und auf der andern den Kopf der Adria mit der Umschrift: Adria Divi P. Aretini filia, sahe. Er ließ sie in einem Kloster erziehen, und so bald sie mannbar war, schrieb er überall Bettelbriefe aus, um sie ausstatten zu können. Der Großherzog von Florenz schenkte ihm 300, der Cardinal von Ravenna 200, der

Spanische Ambassadeur, Mendoza, 100 Ducaten. So gut er nun auch das Handwerk verstand, so dauerte es doch acht Monathe, ehe er die 1000 Ducaten zusammenbringen konnte, die er seinem Schwiegersohne, dem Diopatelli Rota versprochen hatte, und da dieser die Heurath nicht eher vollziehen wollte, bis die ganze Summa vollzählig war, so mußte er ihm für das noch fehlende die goldene Kette verpfänden, welche er von dem Spanischen Prinzen Philipp bekommen hätte. Ob er sie ihm nun gleich willig abtrat, ihm auch eine Anweisung auf die erste Dedication gab, die er schreiben würde, so war doch sein Schwiegersohn nicht eher aus seinem Hause zu bringen, als bis er ihm die ganze Summe bezahlet hatte, daher er die Neuvermählten 1550 erst nach Urbino bringen konnte, wo die Familie Rota wohnhaft war.

Machte ihm nun die Unbiegsamkeit des Schwiegersohnes Verdruß, so hielt der schmeichelhafte Empfang, welchen er zu Urbino antraf, seine Eitelkeit hinlänglich schadlos. Der Herzog und die Herzogin schickten ihm ein Detaschement Reiterey acht Ital. Meilen von der Stadt entgegen, ließen ihn bey seiner Ankunft bewillkommen, und die folgende Nacht war die ganze Stadt erleuchtet. Allein die Ehe ward dadurch nicht glücklicher. Adria ward von ihrem Manne gemißhandelt und begab sich wieder zu ihrem Vater. Dieser söhn-

te zwar beyde wieder aus, es nahm auch die Herzogin von Urbino sich ihrer an; allein die Ehe, welche bloß Ehrgeitz und Eigennutz gestiftet hatten, blieb unzufrieden.

Im Jahr 1547 ward er mit einer andern Tochter beschenkt, welche er Austria nannte, um dadurch die Kaiserin für selbige einzunehmen; allein sie starb im zehnten Jahre ihres Alters. Eine dritte starb noch in der Wiege. Da einer seiner Freunde es ihm verwies, daß er keine seiner Töchter legitimiren ließ, so gab er ihm zur Antwort: „warum sollte ich den „Papst, oder den Kaiser mit einer solchen Kleinigkeit „behelligen? Die Empfindungen meines Herzens „ersparen meinen Kindern solche eitele Ceremonien.

Aretin war ein Mitglied der Akademien zu Siena, Padua und Florenz. In die erstere ward er schon sehr jung aufgenommen; in die zweyte kam er 1541 und in die dritte, 1545. Alle drey sahen damahls nur noch bloß auf den Witz und bekümmerten sich nicht um die Sitten ihrer Mitglieder. In der Folge wurden sie in Ansehung der letztern ein wenig bedenklicher.

Daß Aretin Witz hatte, kann man ihm nicht absprechen, und da man auf diese Fähigkeit damahls einen sehr hohen Werth setzte, er sich auch sehr geschickt an die Großen der Erde anzuschmiegen wußte, daher viele hofften, daß sie ihr Glück durch ihn würden machen können: so ward ihm auch von vielen seiner Zeitgenossen ausserordentlich geschmeichelt. Joseph Ber-

tucci, Sonsorino, Dolce, Franc. Cusano, Marcolini, Alex. Carraria, und Petrus Nelli dedicirten ihm ihre Schriften. Andere schickten ihm ihre Schriften zur Durchsicht und Verbesserung, wie von dem Johann Polio aus Arezzo, Franc = Aluno und Hier. Maggi bekannt ist. Besonders schätzte man seine Italiänische Schreibart, die daher auch von vielen als ein Muster empfohlen ward.

Ein Mann von wahren Verdiensten würde sich dadurch bloß zur Bescheidenheit, und zum Streben nach höhern Vollkommenheiten haben bewegen lassen. Allein Aretin, dessen Eitelkeit und Stolz keine Gränzen kannte, nahm jede Schmeicheley als einen ihm gehörigen Tribut an, und weil das Lob anderer ihm noch viel zu unbefriedigend war, so verschwendete er den Weihrauch mit vollen Händen an sich selbst. Schwerlich wird man noch einen Schriftsteller aufweisen können, welcher sich selbst mit so vieler Unverschämtheit gelobt hätte, als Aretin. Nachdem er in einem seiner Briefe die Dichter seiner Zeit gemustert hatte, so sagte er, daß es ihm nur zustehe, Helden zu loben; „mir, fährt „er fort, der ich den Versen Reitz, und der „Prose Kraft zu geben weiß; nicht aber jenen „Schriftstellern, deren Dinte parfumiret ist, „und deren Feder nur Mignatur = Gemählde ma„chen kann.“ Meine Lobschrift auf Julius 3, „sagt er an einem andern Orte, hat etwas „göttliches. Diejenigen Gedichte, worin ich ei-

„nen Julius, Carl, eine Catharina und einen „Franciscus Maria geschildert habe, erheben „sich wie goldene und silberne Colossen über die „marmornen und metallenen Bildsäulen, welche „andere ihnen errichten. In diesen Gedich„ten, welche so lange dauern werden, als die „Sonne stehet, und sich eben so weit verbreiten „werden, als sie, entdeckt man die Zuründung „aller Theile, die Erhabenheit der Muskeln, die „Gesinnungen und die Profile der verborgenen „Leidenschaften. Wenn ich Christum so gepre„digt hätte, als ich den Kaiser gelobt habe, so „würde ich mir so viele Schätze in dem Him„mel gesammelt haben, als ich jetzt Schulden „auf Erden habe.“

Freylich war die Raserey, womit seine Zeitgenossen ihn erhoben, sehr geschickt, einen schwachen Kopf völlig zu verdrehen. Man sagte ihm in das Gesicht, daß seine Feder mehr Fürsten unterjocht habe, als die berühmtesten Eroberer vermittelst des Schwertes überwunden hätten, und daß er die Titel des Gallischen, Pannonischen, Iberischen, Germanischen mit mehrerm Rechte verdiene, als diejenigen Kaiser, denen die Schmeicheley sie beygelegt habe. Man citirte ihn sogar auf den Kanzeln, nannte ihn die Säule der Kirche, und den fünften Evangelisten. Man behauptete, seine Schriften wären für das menschliche Geschlecht unendlich mehr werth, als die besten Predigten, indem diese nur für geringe Personen bestimmt wä-

ren, jene aber die Wahrheit bis in die Cabinette der Fürsten trügen. „Wenn, schrieb „Franc. Riggardini an ihn, die Wahrheit der „Sohn Gottes im Himmel ist, so sind sie es „auf Erden. Nur Venedig allein ist würdig, „sie in sich zu schließen. Sie sind die Zierde „der Erde, der Schatz des Meeres, und der „Stolz des Himmels.“ Noch ärger machte es Gnatio von Fossembrone, der ungeachtet er ein Mönch war, ihm folgendes Lob in das Gesicht warf: „Sie sind die Säule, die Lampe, „und der Glanz der Kirche. Könnte sie spre„chen, so würde sie sagen, so würde sie befeh„len, daß die Einkünfte von Chieti, von San„ta Fiore, von Farnese und so vielen andern „Orten, welche eine Beute so vieler Tauge„nichts sind, dem Herrn Aretin gegeben wer„den, welcher ihr Ehre macht, sie schmückt und „erhebet, in welchem sich die Moral des heil. „Gregorius, die Gründlichkeit des heil. Hierony„mus, der Scharfsinn des heil. Augustin, und „der reiche Styl des heil. Ambrosius vereinigen. „Sie sind ein neuer Johannes der Täufer, die „Bosheit und Heucheley zu entdecken und mit „Muth zu bestrafen. Sie sind ein zweyter Jo„hannes der Evangelist, die Frommen und Tu„gendhaften zu ermahnen und zu preisen. „Man kann dasjenige auf Sie anwenden, „was Christus zu dem heil. Petrus sagt: Bea„tus es quia caro et sanguis non revelavit tibi, „sed Pater noster qui est in coelis.“

Dümmer und plumper konnte wohl kein Mönch loben, zumahl da der Gegenstand seines Lobes ein Mensch von bekannter Irreligion und der schlechtesten Denkungsart war. Allein Aretin nahm solche Lobsprüche nicht allein für bare Münze an, sondern ließ sie auch 1552 zu Venedig selbst drucken, ohne zu bedenken, wie viele Schande sie auch nur seinem Geschmacke machen mußten, der Bescheidenheit nicht einmahl zu gedenken. Es ist noch dazu sehr wahrscheinlich, daß die meisten dieser von ihm herausgegebenen Briefe von ihm verändert und umgearbeitet worden, wie aus der Gleichheit des Styles, den dem Aretin so gewöhnlichen chronologischen Schnitzern und den Abweichungen seiner Ausgabe dieser Briefe, von der Ausgabe des Tolomei von 1545 hinlänglich erhellet.

Fast niemahls nannte man ihn, ohne seinem Namen das Beywort der göttliche beyzufügen, und er selbst schrieb sich so, ohne zu erröthen. Indessen muß man nicht vergessen, daß dieser Titel im 16ten Jahrh. nicht so viel zu bedeuten hatte, als er jetzt scheinet, und Aretin machte selbst so wenig daraus, daß er ihn auch einmahl einem bloßen Kartenmahler beylegte. Noch mehr erhellet seine Unverschämtheit aus den übrigen Titeln, welche er sich auf seinen Schriften gab. So nannte er sich z. B. Divum Petrum Aretinum per di-

divinam gratiam hominem liberum, acerrimum virtutum ac vitiorum demonstratorem. Nicht zufrieden sich so oft mahlen und in Kupfer stechen zu lassen, als er nur konnte, ließ er auch Münzen auf sich prägen, welche er den Großen der Erde mit den unsinnigsten Lobsprüchen auf sich selbst, zum Geschenke schickte. Außer der schon erwähnten auf seine Tochter Adria kennet man deren besonders vier mit der Umschrift: Divus Petrus Aretinus flagellum Principum, welche sowohl in seinem Leben von dem Grafen Mazzuchelli, als auch in dessen Museum Th. 1. Tab. 63. abgebildet und beschrieben sind.

Bey dem allen wollte doch der Unhold nicht für ehrgeitzig gehalten werden. „Man „kann mir, schreibt er in einem seiner Brie„fe, Fehler vorwerfen; allein des Stolzes wird „man mich gewiß nicht beschuldigen können.“ In einem andern brüstet er sich, daß er niemahls in die Schlingen gerathen, welche ihm der Ehrgeitz gelegt habe, und in einem dritten dankt er Gott, daß er ihm ein Herz verliehen habe, welches weder Undank noch Stolz kenne.

Auf der einen der gedachten Münzen sitzet Aretin auf dem Throne, und verschiedene Personen stehen vor ihm, welche ihm Geschenke bringen. Im Umkreise lieset man die Worte: Principi tributati dai popoli il servo loro tributano. Ohne Zweifel hielten die Fürsten,

die

die sich hier zu seinen Unterthanen erniedriget sahen, ihn für einen Narren ohne Bedeutung, oder befürchteten auch, er möchte seine allgemeine Moral auf sie besonders anwenden, welches ihnen zu den damahligen Zeiten, aus den oben schon angeführten Gründen, nicht gleichgültig war. Die meisten beschenkten ihn, und dieß war so sehr zur Mode geworden, daß auch Soliman und Barbarossa sich derselben unterwarfen. Lopez de Soria überreichte ihm im Nahmen der Kaiserinn eine goldene Kette, drey Pfund schwer. Franciscus I. schenkte ihm eine, welche 600 thlr. werth war, die schöne Arbeit nicht gerechnet. Die Glieder derselben bestanden aus feurigen mit Schlangen durchflochtenen Zungen mit der Ueberschrift: Lingua ejus loquetur mendacium; über deren Sinn sich mehrere die Köpfe zerbrochen haben. Die wahrscheinlichste Deutung ist wohl die, daß der König es vorher sahe, daß Aretin sich durch unverschämte Lobeserhebungen für ein so wichtiges Geschenk dankbar erweisen würde, und er sparte sie auch in dem noch vorhandenen Briefe in der That nicht.

Eine dritte goldene Kette bekam er von dem Erzherzog und Spanischen Prinzen Philipp, welche aber nur 100 thlr. werth war. Außer diesen und vielen andern zufälligen Geschenken, welche er in seinen Briefen sorgfäl-

tig aufzählet, erhielt er auch von mehrern Fürsten ordentliche Gehalte. Der Kaiser hatte ihm 200 thlr. auf das Herzogthum Mailand angewiesen und der Markgraf Gasto vermehrte diesen Gehalt mit 100 thlr. jährlich. Der Herzog von Urbino gab ihm 200 thlr. und Ludwig Gritti zahlte ihm jährlich auch eine Summe, deren Betrag aber nicht bekannt ist. Balduin del Monte und der Prinz von Salerno, versprachen ihm jeder jährlich 100 thlr. allein der erste nahm sein Wort bald darauf wieder zurück, und der letztere zauderte lange, ehe er es erfüllte.

Aber Aretin ward durch alle diese Zugänge nichts weniger als reich, denn er verthat alles wieder, so wie er es bekam, daher er zwar im höchsten Grade habgierig, aber nichts weniger als geitzig war. Wie jeder anderer Thor ohne Verdienste kleidete er sich jederzeit auf das prächtigste, und ließ es auch an seiner Tafel an nichts fehlen. Daß seine wollüstige Ausschweifungen ihm große Summen gekostet haben, kann man ohnehin schon denken. Man sagt, er sey auch gegen Nothleidende wohlthätig gewesen; aber nur Schade, daß er es selbst ist, der es sagt. „Jedermann, heißt „es in einem seiner Briefe, kommt zu mir, als „wenn ich ein königlicher Schatzmeister wäre. „Wenn eine arme Frau niederkommt, so geschiehet es auf meine Kosten; wird ein Elender Schulden wegen eingesteckt, so soll ich ihn

„frey machen. Nackte Soldaten, verunglückte „Reisende, kurz alle Arten von Abenteurern wol„len sich bey mir erholen. Jeder Kranke wen„det sich an meinen Apotheker oder an meinen „Arzt.“ Gesetzt, es wäre auch nur die Hälfte von diesen Prahlereyen wahr, so war es ganz natürlich, daß ein Mensch, der einen so verschwenderischen Aufwand machte, die Augen des Elends auf sich ziehen mußte, und eben so natürlich war es, daß er, wenn er gab, bloß aus Eitelkeit gab; wenigstens zeigt die Sorgfalt, womit er seine Wohlthaten ausposaunet, daß die Güte des Herzens den wenigsten Antheil daran gehabt hat.

Ich habe oben bemerket, daß Aretin einen großen Theil seines Ruhmes seinem Style zu danken hatte, der damahls in Italien noch eben so roh und ungebildet war, als in andern lebendigen Sprachen. Es ist auch wahr, manchen Schimmer hatte, der ihn Kurzsichtigen und Halbkennern empfehlen konnte, und da deren Anzahl immer die größte ist, so ist es kein Wunder, daß er seiner Schreibart wegen beynahe vergöttert ward. Allein es ist nur wenig Kenntniß von den wahren Schönheiten des Styles nothwendig, die Mängel des Aretinischen einzusehen. Er schreibt schwulstig und unnatürlich, und übertreibt die Gedanken und Ausdrücke. Immer siehet man den Mann, der ängstlich nach Witz

haschet, der nichts, wie andere Menschen sagt, der sich durch ein unverständliches Geschwätz auszuzeichnen sucht, und einen alltäglichen Gedanken durch eine dunkele oder kostbare Wendung aufstutzen will. Hier sind ein paar Blümchen zur Probe: „Die Einbildungs„kraft durch die Feile der Sprache schär„fen. — Mit dem Garne der Ueberle„gung in dem Teiche des Gedächtnisses fischen. „— Den Fuß der Reise auf den Weg der „Jugend setzen. — Das Maul der Leiden„schaften mit dem Gebisse der Vernunft bändi„gen. — Das Holz der Gefälligkeit an das „Feuer der Höflichkeit legen. — Das Geprä„ge der Liebe auf den Nahmen der Freund„schaft drücken. — Die Hoffnung in die Ar„me betrieglicher Versprechungen begraben", u. s. f. Ueberdieß personificirt er auf eine lächerliche Art leblose Dinge, verwandelt jedes Adjectiv in ein Substantiv, und wiederholt eine Redensart durch eine unangenehme Inversion; so daß kein Mann von Geschmack in seinen Schriften lange nach einander wird lesen können.

Da seine Unwissenheit jedermann bekannt war, und er sie selbst gestehen mußte, so faßte er einen tödlichen Haß gegen die Alten, der denn auf alle ihre Freunde und Verehrer zurück fiel. Er gab die letztern ohne Unterschied für gelehrte Diebe aus, und verglich diejenigen,

welche die Alten zu Mustern nahmen, für Räuber, welche ihre Beute dadurch zu verbergen suchen, daß sie das Wapen des rechtmäßigen Besitzers auskratzen; woraus man siehet, was für armselige Begriffe der Stümper von der Nachahmung der Alten gehabt hat. Eine lebhafte Einbildungskraft kann man ihm freylich nicht absprechen; seine Schauspiele haben Witz und Salz, allein sie beleidigen die Regel der Schaubühne so sehr, als den Wohlstand. Es sind eigentlich weiter nichts, als übel verbundene Gespräche. Sein Versbau ist hart, verwickelt, unnatürlich und ohne Reitz. Wenn er lobt, ist er ganz unausstehlich; mit dem feinen Lobe eines rechtschaffenen Mannes von Geschmack ganz unbekannt, — schlägt er seinen Held mit den plumpesten übertriebensten Lobsprüchen zu Boden und hält jeden, den er lobt, für eben so unverschämt, als er selbst war. Ein Beweis ist das berühmte Sonnet auf Julius 3, welches die Römer allen bey dieser Gelegenheit heraus gekommenen Gedichten vorzogen, so wenig poetisches Verdienst, Feinheit und wahren Witz es auch verräth.

Ich habe oben bemerket, daß seine Wollust alle Schranken der Vernunft und der Ehrbarkeit zerbrach. Seine Feinde haben sich dieses Umstandes meisterlich zu bedienen gewußt, seine Sitten und seinen Charakter von der schwärzesten Seite zu schildern. Es wurde unter an-

dern eine Münze auf ihn geprägt, wo man auf der einen Seite sein gewöhnliches Brustbild, auf der andern aber den häßlichen Kopf eines Satyrs ganz mit männlichen Gliedern gekrönt und umgeben, siehet, mit der Umschrift: Totus in toto et totus in qualibet parte. Man hält den Jovius für den Urheber dieser Münze, auf welchen Aretin ein paar boshafte Verse gemacht haben soll; allein beyde waren und blieben die vertrautesten Freunde; daher es wahrscheinlicher ist, daß sie von dem Franco herrühret, dessen Leben ich in dem vorigen Bande beschrieben und daselbst zugleich bemerkt habe, daß er einen ganzen Band schmutziger Satyren auf den Aretin drucken lassen, worin er ihm vorzüglich seine ausschweifende Wollust vorwirft.

Allein es gab noch mehrere, welche ihn nicht viel glimpflicher behandelten. Perion, ein Benedictiner, ließ zu Paris, 1551, eine heftige Schrift wider ihn drucken, welche er dem Könige Heinrich 2 und allen christlichen Fürsten zuschrieb. Doni gab eine seltsame Schrift heraus, Terre moto u. s. f. worin er zu beweisen suchte, daß Aretin der Anti - Christ sey.

Ungeachtet er von Zeit zu Zeit um die Gunst des Römischen Hofes buhlte, auch manche Schmeicheley von demselben erhielt, so wurden seine Schriften ihrer Zügellosigkeiten wegen

dennoch verbothen, welches indessen nur machte, daß man sie desto begieriger las.

Man gibt ihn oft als den Verfasser des berüchtigten Buches de tribus Impostoribus an; allein wenn gleich seine Denkungsart diesem Producte angemessen gewesen wäre, so wären es doch seine Fähigkeiten nicht; das Buch ist Lateinisch geschrieben, und Aretin verstund diese Sprache so wenig, daß er nicht eine Zeile ohne grammatische Schnitzer schreiben konnte. Ueberdieß ist es, wenn es ja wirklich vorhanden ist, älter als Aretin; wie Marchand in seinem Dictionn. histor. weitläufig erwiesen hat, daher ihm mit dieser Beschuldigung unstreitig zu viel geschiehet.

Allein es ist nichts desto weniger gewiß, daß er in Ansehung der Religion eben so zügellos dachte, als in Ansehung der Tugend und Sitten. Bullard, Bayle und andere behaupten zwar, daß er sich zuletzt belehret, und christlichere Gesinnungen angenommen habe, und berufen sich zum Beweise dieses Vorgebens auf seine Paraphrase der Psalmen, und andere Andachtsbücher. Allein es ist nur zu gewiß, daß er diese Bücher bloß aus der eitelen Absicht schrieb, zu zeigen, daß er allen Gegenständen gewachsen sey, vielleicht auch den Haß der Geistlichen zu mildern, vornehmlich aber, die andächtigen Damen, denen er dergleichen Sächelchen sorgfältig zuschickte, dadurch eben so

sehr zu schneutzen, als er die Wollüstlinge durch seine schmutzigen Schriften in Contribution setzte. Daß seine vorgegebene Bekehrung ein Hirngespinst ist, erhellet unter andern auch daraus, daß er seine Umschreibung der sieben Bußpsalmen, und seine Umanita del Cristo 1535 herausgab 1537 aber die oben gedachten Sonnette auf die schändlichen Stellungen dem Baptista Zatti zuschrieb. Es flossen aus seiner Feder wechselsweise, bald andächtige, bald liederliche Schriften, und man hat bis auf den letzten Augenblick seines Lebens keinen Grund, eine Besserung von ihm zu vermuthen.

Eben so ungegründet ist Frehers Vorgeben, daß er durch die mehrmahls erhaltenen Prügel endlich bewogen worden, der Satyre zu entsagen, und sein Maul in den gehörigen Schranken zu halten. Die Erfahrung lehret, daß dergleichen Züchtigungen nur erbittern und die noch übrige natürliche Scham vollends ersticken. Aretin selbst lehret solchen schwachen Köpfen, welche die Bisse der Verläumdung fürchten, daß man solchen Hungerleidern das Maul nicht anders als durch Brod stopfen könne. „Nur „durch Geschenke, sagt er, stopft man dem, der „beißt, das Maul".

Es ist indessen gewiß, daß Aretin die Geschenke, welche er von andern erpreßte, und den Ruhm, welchen er bey seinen Zeitgenossen erschlich, mehr seiner niederträchtigen Schmei-

cheley, als seiner boshaften Zunge zu danken hatte, ob gleich viele das Gegentheil behauptet haben. Eben so ungegründet ist des Zilioli Vorgeben in der Istoria dei Poeti Italiani, daß er in Italien herumgereiset sey, einen Spion abgegeben, und die erhaltenen Nachrichten den Fürsten theuer verkauft habe. Man weiß, daß Aretin niemahls gern reisete, und von der Zeit seiner Niederlassung an fast nicht von Venedig weggekommen ist.

Er hatte bequemere Mittel, sich in Ansehen zu setzen, und auf Kosten anderer zu leben. Seine erste Sorge war, daß er für einen freymüthigen, wahrheitliebenden Mann gehalten werden möchte, der sich durch kein menschliches Ansehen blenden lasse. Er sagte mehrmahls, daß er keinen verächtlichern Menschen kenne, als den, der Gutes thue, weil er zu ohnmächtig sey, Böses zu thun; vermuthlich geschahe es zu Folge dieses Grundsatzes, daß er so viel Böses that, als nur in seiner Macht war. Allein in Ansehung der Großen war er vorsichtig genug; er konnte sehr gut schweigen, oder schmeicheln, wenn es sein Eigennutz erforderte, und wenn er tadelte, so that er es im Allgemeinen, ohne weder den Hof, noch den Hofmann zu nennen. Mit dem Römischen Hofe machte er sich auf diese Art am liebsten zu thun, weil er hier die wenigste Gefahr lief, und nichts als schwache Hoffnungen aufopferte;

denn er wußte aus Erfahrung, daß die Kirche niemahls gerne gibt. Wenn er ja jemanden nannte, so waren es immer solche, von welchen er bereits überzeugt war, daß sie nicht rächen konnten oder wollten. In Rom machte man sich aus seinen Schmähungen so wenig, daß auch Orsinio Fulvinio, welchen er einen schlechten Priester genannt hatte, ihm dafür dankte, daß er ihn wie einen Prälaten behandeln wollen. Denn sonst war niemand leichter zu schrecken und zum Stillschweigen zu bringen, wie Aretin; man durfte ihm nur den Stock zeigen, so ward er so geschmeidig als ein Handschuh.

So stolz er auf seine eingebildete Vorzüge war, so war er doch nicht blind in Ansehung seiner Unwissenheit, daher er alle gelehrte Streitigkeiten sorgfältig vermied, und wenn er ja in eine verwickelt wurde, so war er immer der erste, der den ersten Schritt zu einem Vergleiche that. Berni, dessen Ueberlegenheit er kannte, konnte ihn nicht auf den Kampfplatz bringen, indem er sich lieber den niedrigsten Bedingungen unterwarf, als daß er sich mit ihm hätte einlassen sollen. Sein Streit mit dem Bernardo Tasso war kaum entstanden, als er schon durch Vermittelung des Sperone, welchen Aretin darum ersucht hatte, beygeleget wurde. Zwar griff er den Boyardo wüthend an, aber bloß, um sich bey dessen Geg-

ner, den Bembo einzuschmeicheln, der ihm nützlicher werden konnte.

Mit der Gabe der niedrigsten Schmeicheley verband er die unverschämteste Betteley, und selten lobte er jemanden, daß er nicht zugleich seine Bedürfnisse auf die rührendste Art sollte geschildert haben. Er predigte den Fürsten die Freygebigkeit, als eine Tugend, welche sie Gott selbst gleich macht; anstatt vor den Lügen und Widersprüchen, zu welchen ihn das Bedürfniß zu schmeicheln verleitete, zu erröthen, machte er sich vielmehr ein Verdienst daraus. „Niemand, sagt er in einem Briefe, wird mich „für so dumm halten, daß ich nicht die Fehler „des Colorits und die Unvollkommenheiten der „Zeichnung einsehen sollte. Ich habe mir ei„nen Styl gemacht, welcher zu allen Materien „paßt, und ich bin gezwungen, den Stolz der „Großen zu nähren, um wieder von ihnen er„nähret zu werden. Ich trage Sie auf den „Flügeln der Hyperbole in den Himmel, und „verbinde mit der Kunst die Reitze des Wohl„klanges und der Harmonie. Ich drucke mei„ne Gedanken auf das angenehmste aus, ich „lege Kraft in meine Worte, und bediene mich „statt der Ausschweifungen der Metaphern „und übrigen Figuren der Schule. Das „sind die Springfedern, welche die Gemüther „in Bewegung setzen, und die Zangen, welche „die von dem Geitze verschlossenen Thüren öfnen.„

— Und in einem andern Briefe: „Ich „bin nun einmahl in der Lage, in welcher ich „mich befinde, und bekümmere mich wenig um „die Wahrheit, wenn ich solche loben muß, „die es nicht verdienen“. Als ein Freund ihm einen Widerspruch, dessen er sich schuldig gemacht hatte, zeigte, antwortete er: „sagen Sie denen, „die mir dergleichen Vorwürfe machen, daß sich „Peter Aretin in seinen Satyren so zeigt, als „er ist, und daß er in seinen Lobschriften die „Fürsten so schildert, wie sie seyn sollen. „Ueberdieß läßt die Armuth, welche mich zu „Boden drückt, mir keine Freyheit, an den „Wohlstand zu denken.“ Beynahe sollte man denken, daß sich die Niederträchtigkeit und Unverschämtheit nicht weiter treiben lasse. Aber es kommt noch besser. „Das Fle„hen, das Bitten, die Klagen, schreibt er „an einen andern, deren ich mich bediene, die „Bezahlung des Jahrgeldes zu erpressen, wel„ches der Kaiser mir bewilliget hat, ist mir „sehr nützlich. Ich überlade sie so mit Dinte, „wenn ich sie wieder überlese, daß ich mich „des Lachens nicht enthalten kann. Thun sie „desgleichen, wenn sie sehen, daß ich Pago„den opfere, welche meines Weihrauches unwür„dig sind. Eben so können sie die Ausdrü„cke, ich sterbe vor Hunger, ich befinde mich „in der größten Verlegenheit, und ande„re Formelchen dieser Art für Mährchen hal„ten.“

Er hatte mehr als ein Mittel diese niederträchtige Habsucht zu befriedigen. Oft beschenkte er diejenigen, von welchen er ein Almosen erwartete, um dadurch ihren Ehrgeitz zu einem noch größern Geschenke zu reitzen. An den entferntesten Höfen erkundigte er sich sorgfältig nach solchen Personen, von welchen er etwas zu hoffen hatte, und dann bekamen sie gewiß einen Bettelbrief. Hatte man ihm Hoffnung gemacht, und erfüllete sie nicht sogleich, so ward er unverschämt; so bald er aber das verlangte hatte, war er grob. Dem Schatzmeister des Königes von Frankreich, der ihm eine Belohnung ausgezahlet hatte, schrieb er: „wundern sie sich „nicht, daß ich schweige; ich habe alle meine „Kräfte auf das Bitten verwandt, und habe „nun keine zu danken mehr übrig“. Oft bediente er sich der Vermittelung der Großen eine Wohlthat von den Geringern zu erpressen. So mußte sich Margaretha von Oesterreich bey dem Herzoge von Camerino, Carl 5 bey dem Großherzoge, und der letztere bey dem Cardinal von Ravenna für ihn verwenden.

Daß ein solcher Mensch die Dedicationen ungenützt lassen sollen, ist schon nicht zu vermuthen. Er bestürmte jeden damit, dessen Freygebigkeit ihm bekannt war, und es war ihm gleich viel, ob er diese Ehre einem Kaufmann oder einem Monarchen erwies, wenn nur seine Habgierde befriedigt ward. Ein Kaufmann,

Nahmens Carlo Affaetati hatte ihm einen Diamant und ein Halsband von 100 thlr. geschenkt, und so gleich bildete er sich ein, daß dieser Mann eine Zuschrift noch theurer bezahlen würde. Er dedicirte ihm daher den vierten Band seiner Briefe und zwar mit eben denselben Kreisschreiben, welches er an Könige zu richten pflegte. „Es thut mir leid, sagte er, „daß ich ihnen nicht alles, was aus meiner Feder geflossen ist, zugeschrieben; aber ich widme „es ihnen von diesem Tage an, und werde in „Zukunft bloß für sie schreiben". Wenn eine Dedication ihm das nicht einbrachte, was er sich eingebildet hatte, so ward er wüthend. Dem Papst Paul 3, der ihm die Dedication seiner Orasia nicht bezahlet hatte, sagte er die ungezogensten Grobheiten und drohete, seine Legende der Heiligen dem Groß-Sultan zu dediciren.

Bey dieser Habgier darf es denn wohl nicht befremden, daß er alles arbeitete, was man nur von ihm verlangte und ihm nur bezahlte, daher auch die seltsame Mischung seiner Schriften, welche bald andächtigen, bald weltlichen, bald schmutzigen Inhaltes sind. Als die Markgräfinn von Pescaria ihn aufforderte, seine Feder der Frömmigkeit zu widmen, so antwortete er: „der Wille anderer und meine Armuth sind die „Ursache alles Uebels. Der Geitz der Fürsten

„ist so groß, als meine Armuth, und wenn „meine Feder nicht gefällig und biegsam wäre, „so würde ich nichts als Complimente des Mit„leids hören". Auf Verlangen der Markgräfin von Gasto schrieb er das Leben der heil. Catharina und des heil. Thomas von Aquino. Balduin del Monte bewegte ihn, die Legende der Heiligen zu schreiben; allein so bald dieser mit dem versprochenen Jahrgelde inne hielt, hörte er auch auf, daran zu arbeiten. Seine übrigen andächtigen Schriften hatten ihr Daseyn bloß dem Verlangen zu danken, mit dem Römischen Stuhle ausgesöhnt zu werden.

Was Wunder, daß anhaltender Fleiß, Auswahl und Ueberlegung bey seinen Arbeiten ihm unbekannte Dinge waren. „Mein Leben, „sagt er in einem seiner Briefe, ist mir jetzt „eine Last, und es ist mir unmöglich, den „Ehrgeitz der Großen zu befriedigen. Das Al„ter verschlinget meine Einbildungskraft, und die „Liebe, welche sonst meine Fähigkeiten erweckte, „schläfert sie jetzt ein. Ehedem machte ich in „einem Morgen vierzig Strophen; jetzt schätze „ich mich glücklich, wenn ich eine zu Markte „bringe. Meine Umschreibung der Psalmen „hat mir nur sieben Tage, der Hofmann und „der Marechal nur zehn Morgen gekostet. Zu „dem Leben Christi habe ich nur dreyßig Tage „nöthig gehabt, und die ganze Sirena habe

„ich in weniger als sechs Monathen vollen„det“.

Er war daher auch mehr besorgt, seine Arbeiten fertig zu bringen und zu vertrödeln, als sie zu vollenden. Ihre Mängel und Fehler bekümmerten ihn nicht, wenn sie nur abgingen. Niedrige Schmeicheley, bitterer Tadel und eine dreiste Verläumdung, vertraten die Stelle der Gelehrsamkeit und der Richtigkeit des Styles und erhielten ihn sein ganzes Leben hindurch. Er verachtete alles, was er nicht wußte und besaß, und hörte nicht auf, dasjenige zu erheben, was ihm eigen war. Aber er täuschte damit nur diejenigen, welche die Ausbrüche eines boshaften Herzens und eines verschobenen Witzes für Merkmahle eines erhabenes Genies halten.

Nach allem diesem ist es unnöthig, viel von seiner Religion zu sagen. Aretin war bey allen seinen Zeitgenossen dafür bekannt, daß er nichts glaubte, und er äußerte mehrmahls den Satz, daß poetische Erdichtungen Wahrheiten werden, so bald sie nur etwas zu dem Nutzen der Kirche oder zu dem Ruhme der Heiligen beytragen. Dessen ungeachtet machte er die äußern Gebräuche der Religion mit, aber bloß aus Furcht vor der Kirche. Daß seine Andachtsschriften keinen Beweis seiner Religion abgeben können, ist bereits oben bemerket worden.

Es

Es ist nur noch übrig, daß ich von den Schriften dieses Unholden das nöthige sage, welche, so oft sie auch gedruckt worden, doch insgesamt sehr selten sind.

I. Schriften, welche ihm wirklich zugehören, und zwar

a. Prosaische.

1. Seine Dialoghi oder Gespräche sind in Ansehung des Styles seine beste Arbeit, ungeachtet sie in Ansehung des Inhaltes das obscöneste sind, was man beynahe nur hat. Sie lassen sich in drey Theile theilen; der letzte, der von den Höfen und dem Kartenspiele handelt, ist noch am erträglichsten. In dem ersten beschreibet er die wollüstigen Ausschweifungen der Nonnen, der Weiber, und der öffentlichen Huren, in dem zweyten aber handelt er von dem Geiste und der Lebensart der letztern; in beyden schildert er nach der Natur ohne alle Rücksicht auf Tugend und Wohlstand. Er nannte sie zuerst Capricci und hernach Ragionamenti, und sie sind sehr oft, so wohl einzeln, als zusammen gedruckt worden. Man will, daß die älteste Ausgabe der ersten Gespräche, Turin, 1536, 8, ist; andere geben eine Ausgabe Venedig, 1535, 8. dafür an. Eines dieser Gespräche ist unter folgendem Ti-

tel einzeln gedruckt: Ragionamento del Zoppin fatto frate, e Lodovico Putaſſiero dove ſi contiene la vita e genealogia di tutte le Cortigiane di Roma. Venedig, 1539, 8.

Der Dialogo delli Corti erſchien einzeln Venedig, 1538, 8, (Vogt Catal. libr. rar. S. 48.), und in eben demſelben Jahre ohne Meldung des Ortes und Verlegers, aber vermuthlich auch in Venedig, und gleichfalls in 8. Eine dritte Ausgabe erſchien in eben demſelben Jahre zu Novara. Noch andere Ausgaben ſind: Venedig, 1539, 8; ohne Meldung des Ortes; 1541, 8, (Haym Notizia de' libri rari, S. 178); ingleichen bey ſeinen Komödien ohne Meldung des Ortes bey Andrea Melagrano, 1589, 8.

Der Dialogo del Giuoco erſchien beſonders, Venedig, 1543, 8; eben daſ. 1545, 8; und unter dem Titel: de carte parlanti Dialogo di Partenio Etiro, Venedig, 1650, 1651, 8.

Von den vollſtändigen Ausgaben aller Geſpräche, welche nach ſeinem Tode erſchienen, ſind folgende bekannt. 1) Ragionamenti etc. ohne Meldung des Ortes, 1583, 1584, 8. Am Ende befindet ſich: Il commento di Ser Agreſto da Ficaruolo (d. i. del Caro,) ſopra la ſeconda Ficata del Padre Siceo, (d. i. del Molza,) con la Diceria de' naſi, (von eben

dem Caro.) 2) Ragionamenti etc. Nella nobil citta di Bengodi nell' Italia, altre volte più Felice, 1584, 8; wo noch beygefüget ist: Dialoghi doi di Ginevra e Rosana, composti da M. Pietro Aretino. 3) Ragionamenti etc. Per Andr. Melagrano, 1589, ohne Meldung des Ortes, aber vermuthlich zu Paris, drey Bände in 8. Clement gibt in Bibl. cur. Th. 2, S. 44. das Format 12 an, und glaubt, daß von dieser Ausgabe nur der dritte Theil vorhanden sey. 4) Capricciosi raggionamenti etc. ohne Jahr 1589, drey Bände in 12. Clement Bibl. cur. Th. 2, S. 45. 5) Ragionamenti etc. Cosmopoli, 1660, 8. dieß ist die vollständigste Ausgabe, welche noch am häufigsten vorkommt, und welche im Bayle v. Aretin, in den Menagianis, Th. 4. S. 238. in den Act. Erud. 1744, S. 511. in Vogts Catal. S. 47. und in Sinceri Nachr. von raren Büchern, Th. 1, S. 125. und 186. beschrieben wird.

In dieser letzten Ausgabe soll doch nur in einigen Abdrücken La Putana errante, ovvero Dialogo di Maddalena e Giulia von dem Aretin, zuerst seyn geliefert worden. Es ist in der Folge über dieses schmutzige Gespräch gestritten worden, ob es den Aretin oder den Laur. Veniero zum Verfasser habe, welchem letztern es viele ausdrücklich beylegen. Allein

Mazzuchelli beweiset sehr ausführlich und gründlich, daß man zwey ganz verschiedene Stücke unter einerley Titel unterscheiden müsse, eines in Prosa, welches von dem Aretin ist, und eines in Versen, und zwar in Ottava rima, von welchem Veniero der Verfasser ist. Das letztere wurde zu Venedig, 1531 und 1538 in 8, gedruckt. In der Vorrede zu der letzten vermehrten Ausgabe beklagt sich Veniero ausdrücklich, daß man den Aretin für den Verfasser seines Gedichtes gehalten; und aus einer Stelle in den burlesken Gedichten Aretins erhellet, daß er zu seiner prosaischen Putana durch die poetische des Veniero veranlasset worden.

Es sind die obigen Gespräche, wo nicht alle doch einzelnen Theilen nach in mehrere Sprachen übersetzt worden. Die dritte Giornata des ersten Theiles übersetzte Ferdinando Suares unter dem Titel Coloquio de Las Damas, in das Spanische, 1607, 8, aus welcher Uebersetzung Caspar Barth seine Lateinische machte, welche unter dem Titel: Pornodidascalus, s. Colloquium muliebre Pet. Aretini, Frankfurt, 1623. 1624, 8, Zwikau, 1660, 8, bekannt ist. Die Putana errante befindet sich nebst noch zwey Gesprächen Aretins Französisch in der Bibliotheque d' Aretin, welche der Aufschrift nach, zu Cöln bey Peter Marteau, ohne Jahr, in 12. heraus kam,

und eine bloße Sammlung ähnlicher schmutziger Stücke verschiedener Verfasser ist. Eine andere Französische Uebersetzung eines seiner Gespräche erschien unter dem Titel: Dialogue des Courtisanes de Rome, ohne Meldung des Ortes noch des Jahres in 12. Man hat auch eine deutsche Uebersetzung und unter dem Titel: Petri Aretini Italiänischer Hurenspiegel. Nürnberg, 1672, 4.

2. I sette Salmi de la penitentia di David, eine Paraphrase der sieben Bußpsalmen. Sie kam zuerst Venedig, 1534, heraus, und ist hernach sehr oft wieder aufgelegt worden: Venedig, 1536, 4; Florenz 1537, 8; Venedig, 1539, 8; ohne Ort, 1545, 8; Lyon, 1548, 12; Florenz, 1566, 8; unter dem Nahmen Partenio Etiro, Venedig 1627, 12, und 1635, 16, und Lyon, 1648, 12. Man hat auch zwey Französische Uebersetzungen, eine von Jean Baucelles, Lyon, 1540, 8, und die andere von Franc. de Rosset, Paris, 1605, 12.

3. I tre libri dell' Humanità di Cristo. Venedig, 1535, 4; ohne Jahr und Ort in 8. Mit dem vierten Buche vermehrt, Venedig, 1539, 8; ohne Ort, 1539, 8; Venedig, 1540, 1541, 1545, 1547, 8; unter dem Nahmen Partenio Etiro, unter welchem seine andächtigen Schriften nach seinem Tode wieder aufgelegt wurden, um sie vor dem Inder zu sichern, Venedig, 1628, und 1633, 8.

In das Französische übersetzt, von Jean Baucelles um 1549 Menage sagt sehr wahr, daß in allen Andachtsschriften des Aretin der Styl unausstehlich ist, so daß man wohl siehet, daß er sie bloß aus Eigennutz schrieb.

4. Il Genesi con la Visione di Noe, nella quale si vede i misterj del Testamento vecchio e del nuovo. Venedig 1538, 8; ohne Ort, 1539, 8; Venedig, 1541, 1545, 8: unter dem Nahmen, Partenio Etiro und dem Titel: Dello Specchio dell' Opere di Dio nello stato della natura. Venedig, 1628, 1629, 12, 1635, 24, und 1636, 12. Von dem Baucelles gleichfalls in das Französische übersetzt Lyon, 1542, 8. Es soll auch in das Lateinische und Deutsche übersetzt seyn. S. Clement Bibl. cur.

Die letzten Werke sind auch zusammen gedruckt worden, und zwar unter folgendem Titel: Al beatissimo Giulio III Papa, come il secondo, ammirando, il Genesi l' Humanita, di Cristo, e i Salmi. Venedig, 1551, 4.

5. La vita di S. Catherina vergine, divisa in tre libri. Ohne Jahr und Ort, in 8, doch erhellet aus der Zuschrift, daß es 1540 gedruckt worden. Man hat noch eine andere Ausgabe ohne Ort und Jahr gleichfalls in 8; ingleichen ohne Meldung des Ortes, 1541, 8; wie auch unter dem Nahmen Partenio

Etiro, Venedig, 1630, 1636, 12. Auch in das Französische übersetzt, um 1550.

6. La Vita di Maria Vergine; auch ohne Jahr und Ort, aber 1540, oder 1541, 8; ingleichen ohne Ort, aber mit der Jahrzahl, 1540, 8; auch unter dem Nahmen Partenio Etiro, Venedig, 1628, 1642, 12. Auch im vorigen Jahrhunderte in das Französische übersetzt.

7. La Vita di S. Tommaso Signor d' Aquino. Venedig, 1543, 8; auch mit den beyden vorigen zusammen, Venedig 1552, 4; ingleichen, allein, unter dem Nahmen Partenio Etiro, Venedig 1628, 1630, 1636, 12. Vendramino übersetzte es in Italiänische Verse, indessen scheint dessen Arbeit nicht gedruckt zu seyn.

8. La Cortigiana, Commedia. Venedig, 1534, 8; eb. 1535, 8; Mailand, 1535, 8; ohne Ort, 1537, 8; Venedig, 1539, 1545, 8; eb. 1550, 4, 1550, 1553, und 1589, 12. Maco aus Siena kommt nach Rom, des Gelübd seines Vaters zu erfüllen, und Cardinal zu werden. Da er weiß, daß er den rothen Huth nicht erhalten kann, wenn er nicht durch alle Cabalen des Hofes gehet, so wendet er sich an den Meister Andres, der ihn zum Hofmann machen soll. Dieser führet ihn in die Badstube und läßt ihn in eine

Kufe steigen, die er die Form der Cardinäle nennt. Nachdem er ihn rasiren und beräuchern lassen, so macht er ihm weiß, daß er nunmehr allen Verstand erhalten habe, der ihm fehlte, und reichte ihm einen Hohlspiegel. Da Maco siehet, daß sein Kopf um die Hälfte größer geworden, so bildet er sich ein, daß auch seine Verdienste gewachsen seyen, daß alle Weiber ihm nachlaufen würden, und daß er in kurzem Herr in Rom seyn würde. Aretin führete in dieser Komödie den Sacristan der Peterskirche und den Prior der Franciscaner aus dem Kloster Ara Cöli mit auf. Allein die Geistlichkeit war damahls noch nicht so kitzlich, daher das Stück zu Bologna 1537 öffentlich gespielet ward.

9. Il Marescalco, Commedia. Venedig, 1533, 1535, 1536, 8; ohne Ort, 1539, 8; Venedig, 1540, 1545, 8, und 1553, 12. Auch unter dem Titel: Il Cavallerizzo Com. Ingegnosa di Luigi Tansillo. Vicenza 1601, und 1610, 12. (Clement Bibl. cur. Th. 2, S. 43.) Ein Herzog von Mantua hat einen Marschall, der ein Feind des andern Geschlechts war. Der Herzog stellte sich, als wollte er ihn verheirathen, und verspricht seiner künftigen Braut 400 Ducaten zur Aussteuer. Der Geitz siegt endlich über seine Abneigung, allein der Herzog stellt ihm einen jungen Menschen als ein Mädchen verkleidet vor. So

bald der Marschall den Scherz merkt, bekommt er seine ganze fröhlige Laune wieder. Dieses und das vorige Stück bestehet bloß aus einzelnen unverbundenen Scenen; Aretin wollte sie völlig ausarbeiten, welches aber nicht geschehen ist.

10. L' Ippocrito, Commedia. Venedig, 1542, 8; eb. 1553, 12. Liseo, ein alter durch lauter Unglück zur Verzweifelung gebrachter Vater schöpft auf die Vorstellung des Heuchlers neuen Muth, und erhebt sich über sein Schicksal. Die Verfolgung seiner Schwiegersöhne und die Ausschweifungen seiner Töchter rühren ihn nicht mehr. Er verachtet sogar die Gunstbezeugungen, welche das Glück ihm erweisen will, woraus der Verfasser den Schluß macht, daß diese Göttin nach dem ihrem Geschlechte eigenen Eigensinn, ihre Wohlthaten denen versagt, welche sie suchen, und sie denen zuwendet, welche sie verachten. Dieses Stück enthält nichts von dem was der Titel verspricht, und man findet bloß ein paar einzelne Züge wider die Andächtler.

11. Il Filosofo, Commedia. Venedig, 1546, und 1549, 8. Alle Komödien Aretins sind sehr selten; aber diese ist die seltenste unter allen, daher auch niemand ihren Inhalt angegeben hat. Da die Inquisition alle Schriften Aretins auf das schärfste verbothen hatte, so nahm ein gewisser Jacob Do:

roneti um den Anfang des vorigen Jahrhundertes verschiedene Veränderungen mit den drey letzten Komödien vor, ließ die schmutzigsten Stellen weg, änderte die Titel, die Nahmen der Personen und die Vorreden, und gab sie unter dem Nahmen des berühmten Luigi Tansillo zu Vicenza, 1601 und 1610, in 8 heraus. den Marescalco nannte er Il Cavallerizzo, den Ippocrito, Il Finto, und Il Filosofo, Il Sofista.

12. La Talanta, Commedia. Venedig 1542, 1550, 1553, 12. Talanta, eine öffentliche Buhlerinn, beklagt sich, daß ihr ein Mohr und eine Sclavin entlaufen wären, welche Tinca, ein Neapolitanischer Capitän, und Vergolo ein Venetianer, ihr geschenkt hätten. Armillio, ein Edelmann aus Rom, der sich in die Sclavin verliebt hatte, stellt sich in die Talanta verliebt, damit er Zutritt in ihrem Hause haben möchte. Ueber ihren Verdruß betrübt begegnet er dem Blando, welchen er in Verdacht hat, daß er sie entführet habe. Er dringt daher in sein Haus, und erfähret hier, daß der vorgegebene Mohr die Frau des Marchetto, eines Sohnes des Vergolo ist, welche man schwarz gefärbet habe, daß aber die Sclavin ein junger verkleideter Mensch ist, der nachher mit der Tochter des Tinca verheirathet worden, und daß diese Verkleidungen aus keiner andern Absicht geschehen, als die Talanta zu prellen.

Diese Entdeckung heilet den Armillio von seiner ersten Liebe, und er heirathet nunmehr die Tochter des Blando; Vergolo und Tinca bezahlen den Werth der Sclaven, und Talanta söhnet sich mit ihrem alten Liebhaber Orsinio wieder aus.

Vier von diesen Lustspielen, nehmlich il Marescalco, la Corteggiana, la Talanta, und l' Ippocrito, wurden zu Venedig 1553, 12, wieder aufgelegt, und kamen hernach zusammen, 1588, 8, ohne Ort, aber vermuthlich zu Paris, heraus. Eine andere Ausgabe erschien bey Andrea del Melagrano, ohne Ort, 1589, 8, der sein Gespräch beygefüget war.

13. Lettere. Aretin gab von Zeit zu Zeit seine Briefe heraus, welche er an seine Gönner und Freunde schrieb, ohne einmahl seine Bettelbriefe zu unterdrücken. Jeden Theil dedicirte er, um sie noch einmahl bezahlt zu bekommen und dann verkaufte er sie, um sie noch zum dritten Mahle zu nutzen. Der erste Theil erschien zuerst, Venedig, 1537, Fol. und ist sehr oft wieder aufgelegt worden: Venedig, 1538 bey drey Verlegern, alle drey Ausgaben in 8; eine andere Ausgabe von eben dem Jahre zu Venedig und Fol. hat so wie eine der vorigen 25 neue Briefe. Ferner, Venedig, 1539, bey drey verschiedenen Verlegern in 8; eb. 1542, 8; eben daselbst unter dem Nahmen Partenio Etiro, und mit Weglassung der schmu-

zigsten Briefe, 1637, 8. Zweyter Theil: Venedig, 1538, F. und 1542, 8; ohne Ort, 1547, 8. Dritter Theil: Venedig, 1546, 8. Vierter: eb. 1550, 8. Fünfter: eb. 1550, 8. Sechster: eb. 1557, 8. Alle sechs Theile zusammen erschienen zu Paris, 1609, in sechs Bänden in 8, welche Ausgabe in Clement Bibl. cur. Th. 2, S. 41 beschrieben wird.

Noch gehöret dazu: Lettere scritte al Sign. Pietro Aretino da molti Signori, Communita, Donne di Valore, Poeti ed altri excellentissimi Spiriti. Venedig, 1552, zwey Bände in 8. Clement l. c. S. 43.

Viele andere seiner Briefe befinden sich in verschiedenen Büchern und Sammlungen zerstreuet, welche der Graf Mazzuchelli in seiner Lebensbeschreibung dieses Menschen sorgfältig angezeiget hat.

b. Poetische.

14. Laude di Clemente VII. Rom 1524, 4.

15. Esortazione de la Pace tra l' Imperatore, e il Re di Francia. Eb. 1524, 4.

16. Canzone in laude del Datario. Eb. ohne Jahr, in 4. Alle drey Gedichte sind von der äußersten Seltenheit, daher Mazzuchelli in

seinem Leben Aretins den Anfang und Ende jedes derselben hat abdrucken lassen.

17. Sonnetti lussoriosi. Ohne Jahr und Ort in 12. Es sind dieß die oben gedachten wollüstigen Gedichte, welche für 16 eben so schmutzige Figuren bestimmt waren. Ob sie wirklich unter die Kupferstiche gesetzt worden, ist unbekannt, weil noch niemand dieselben gesehen hat. Allein sie sind auch besonders in 12 gedruckt worden, da sie denn 23 Seiten ausmachen, und statt des Tittelblates eine der gedachten obscönen Stellungen enthalten. Sie sind gleichfalls von der äußersten Seltenheit.

18. Al gran Marchese del Vasto dui primi canti di Marfisa. Ohne Jahr und Ort in 4. Es muß zuerst um 1532, zu Ancona seyn gedruckt worden, worauf es zu Venedig wieder aufgelegt wurde. Eine neue mit dem dritten Gesange vermehrte Ausgabe erschien Venedig, 1537, 8; worauf es eben daselbst, 1540, 1541, 1544, 1545, 8, und 1630, in 24 wieder aufgelegt wurde. Vermuthlich bezahlte der Markgraf ihn nicht reichlich genug, daher er das Gedicht nicht vollendete, und das, was er schon fertig hatte, verbrennen ließ.

19. Stanze in lode di Madonna Angela Sirena. Venedig, 1537, 4; mit den folgenden Strambotti, eben das. 1544, 8; auch

in einigen Ausgaben der Stanze di diversi des Dolce.

20. De le lagrime d' Angelica, due primi Canti. Ohne Jahr und Ort, 1538, und 1543, 8. Auch dieses Gedicht ist nicht vollendet, obgleich die Markgräfinn von Vasto, welcher es dediciret ist, es schon als vollendet bezahlet hatte. Die drey letzten Gedichte sind auch unter dem Nahmen Partenio Etiro, zu Venedig 1630 in 24. zusammen heraus gekommen.

21. Strambotti alla Villanesca freneticati dalla Quartana con le Stanze de la Sirena. Venedig, 1544, 8. Dieses bittere Gedicht al facettissimo Trippa Cantianese staffieri d'ogni senza menda Duca d' Urbino zugeschrieben.

22. Ein Gedicht von fünf Gesängen auf die Markgräfinn del Vasto, welche Crescimbeni gesehen, und versichert, daß es Vennedig 1552, 8, gedruckt sey.

23. L' Horazia di Pietro Aretino. Venedig, 1546, 8; eb. 1549, 12. Eine Art von Trauerspiel in freyen Versen, welches Aretin sein Meisterstück nannte. Es ist überaus selten; aber ungegründet ist, daß es nur handschriftlich vorhanden ist, wie Boispreaux in seinem Leben Aretins vorgibt. Die Ausgabe von 1546 kommt in Vogts Catal. libr. rar. vor, und die von 1549 befindet sich in der Bodleyischen Bibliothek zu Oxford.

24. Capitolo in laude del Magnanimo Sig. Duca d' Urbino. Ohne Ort und Jahr in 8. Man hat auch: Capitoli di P. Aretino, Lod. Dolce, Franc. Sansovino, ed altri. Ohne Ort, 1540, 8; welches auf einer Auction in Holland mit 14 fl. bezahlt ward.

25. Ternari in gloria di Giulio II. e della Maestà della Reina Christianissima. Lyon, 1551, 8; welches doch noch nicht der erste Druck, sondern nur ein Nachdruck ist.

26. Li dui primi Canti di Orlandino. Stampato ne la stampa, pel Maestro della stampa, dentro de la Città, e casa e non di fuora, nel mille, vallo circa in 8. Es sollte ein burleskes Heldengedicht auf den Roland werden; indessen sind hier nur die Anfänge des ersten und zweyten Gesanges abgedruckt. Auch dieß Gedicht ist äußerst selten.

27. Combattimento poetico del divino Aretino, e del bestiale Albicante occorso sopra la guerra di Piemonte, e la pace loro celebrata nell' Accademia degl' Intronati di Siena. Ohne Ort, 1539, 8. Wider ein Gedicht des Joh. Alb. Albicante. Den ganzen ungesitteten Streit erzählt Mazzuchelli in Scritt. Ital. v. Albicante umständlich.

28. Viele einzelne Gedichte in den Sammlungen und Schriften anderer, welche Mazzuchelli in seinem Leben Aretins sorgfältig ange-

zeiget hat. Sieben Capitoli von ihm befinden sich z. B. in den Opere burlesche del Berni, del Molza, e d' altri. London, 1723, 8. Viele andere, besonders satyrische Gedichte, welche er bey seinem Leben handschriftlich ausstreuete, sind vielleicht nie gedruckt worden.

II. Ihm irrig beygelegte Schriften.

Außer den obigen hat man ihn von Zeit zu Zeit für den Verfasser mancher ärgerlicher Schriften ausgegeben, an welchen er doch keinen Theil hat, obgleich sein Charakter denselben völlig angemessen war. Die vornehmsten sind:

1. Die berüchtigte Schrift de tribus Impostoribus, welche er auch um deswillen nicht geschrieben haben kann, weil er viel zu wenig Latein verstand.

2. Dubbj amorosi di M. Pietro Aretino, ohne Jahr und Ort in 8; ist sicher von einem jüngern Verfasser und um 1600 gedruckt.

3. L' Alcibiade Fanciullo a Scuola di P. A. Oranges, 1652, 12. Ist gleichfalls von einem jüngern, ihm aber übrigens ganz ähnlichen Schweine. In dem Catal. Bibl. Vilenbrouniana, Amsterdam, 1741, 8, wird es Th. 3. S. 103. mit folgendem Ausspruche begleitet: Liber nefandus et abominabilis, dignusque ut

auctor

auctor ejus cum omnibus suis exemplaribus fuisset combustus. Nach Beyers Memor. libror. rar. S. 70 gibt es davon zwey Ausgaben unter einerley Anzeige des Jahres, welche aber vermittelst der Schrift leicht zu unterscheiden sind.

4. Ciualamenti del Grappa intorno al Sonetto, Poiche mia speme è lunga a venir troppo, dove si ciarla a lungo delle lodi delle Donne, e del mal Francioso. Mantua 1545, 8. Weil einige von dem Aretin entlehnte Ausdrücke darin vorkommen, so hat man auch diese schmutzige Schrift auf seine Rechnung geschrieben. Allein, weil darin die Priapea des Franco gelobt, und Broccardo und Franco, welche beyde Feinde Aretins waren, darin due divini spiriti genannt werden, so kann es wohl nicht leicht von ihm seyn. Zu geschweigen, daß er unverschämt genug war, alle seine Schriften, auch die schmutzigsten nicht ausgenommen, unter ausdrücklicher Meldung seines Nahmens heraus zu geben.

---

35. Nicolaus Flamel,

kein Goldmacher.

Wenn auf der einen Seite Marktschreyer und Fantasten von der Stimme des großen Haufen sehr oft zu außerordentlichen Männern erhoben werden, so müssen sich auf der andern zuweilen rechtschaffene, wenigstens ganz gewöhnliche und unschädliche Menschen zu den Thoren und Unholden rechnen lassen. Der letzte Fall ist freylich seltener als der erste; aber er ist doch nicht ganz ungewöhnlich. Wenigstens beweiset Flamel, daß er möglich ist.

Dieser Mann ist so viele Jahrhunderte hindurch von Adepten und Nicht-Adepten für eines der großen Lichter an dem Himmel der Goldköche gehalten worden, daß es beynahe niemanden mehr einfiel, auch nur einen Augenblick an der Wahrheit dieses Vorgebens zu zweifeln. Zwar sprach Nandé ihn von dem Besitze des Steines der Weisen frey, aber bloß um ihm ein anderes, vielleicht noch schimpflicheres Brandmahl aufzudrucken, indem er vorgab, Flamel habe sich 1393, als die Juden aus Frankreich verjagt wurden, auf eine betrügliche Art auf ihre Kosten zu bereichern gewußt, und der leichtgläubige Paul Lucas macht gar einen ewigen Juden aus ihm, der noch jetzt in Indien

herumwandere, und tausend Jahre zu leben bestimmt sey.

Es ist traurig, daß Mährchen, wenn sie sich einmahl in der Geschichte einschleichen, eben so schwer daraus zu vertreiben sind, als das Unkraut von einem Weitzenacker. Wer weiß, wie lange der ehrliche Flamel und seine Hausehre Pernelle sich noch zu den Goldmachern oder Betriegern hätten müssen zählen lassen, wenn sich nicht ein gelehrter und unverdrossener Franzose der neuesten Zeit die undankbare Mühe genommen hätte die Geschichte dieses theuren Ehepaares auf das sorgfältigste zu untersuchen. Er war dabey so glücklich, daß er in Paris noch alle die nöthigen Urkunden auffinden konnte, welche erfordert wurden, eine so vollständige und kritische Geschichte zu verfertigen, als man nur von sehr wenig Privat-Personen aus dem 14ten Jahrh. hat und haben kann *). Es erhellet daraus, daß Flamel

*) Es ist dieses der Abbé Steph. Franciscus Villain, welcher in seiner Histoire de la Paroisse de S. Jacques de la Boucherie à Paris, Paris, 1758, beyläufig von dem Flamel handelte, und bewies, daß sein hinterlassenes Vermögen bey weitem nicht so groß gewesen, als von der rüstigen Zunft der Goldmacher vorgegeben werde. Den leichtgläubigen Benedictiner Dom Pernety, dauerte es, daß ein so schönes Mährchen aus der Geschichte auf immer verwiesen werden sollte, daher er ein Schreiben in Frerons Année litteraire von 1758 einrücken ließ, worin er sich desselben auf das

ein rechtschaffener Bürger zu Paris war, der sich seiner Hände Arbeit nährte, und zwar ein ganz ansehnliches Vermögen hinterließ, aber nicht mehr, als er auf eine ganz begreifliche Weise erwerben konnte; wenigstens nicht so viel, daß er deswegen in den Verdacht der Goldmacherey, oder eines an den Juden begangenen Betruges verdächtig werden dürfte. Es wird das hoffentlich aus der folgenden Geschichte erhellen.

Die erste Hälfte seines Lebens ist sehr unbekannt, daher sich auch weder der Ort, noch das Jahr seiner Geburt mit Gewißheit angeben läßt. Allem Ansehen nach war er um 1340 oder bald nach diesem Jahre geboren.

eifrigste annahm, und dasselbe aus allen Kräften zu vertheidigen suchte. Dieß bewegte den Villain die ganze Geschichte nochmahls auf das genaueste zu untersuchen, worauf er sie mit allen nöthigen Urkunden, unter folgendem Titel heraus gab: Histoire critique de *Nicol Flamel* et de *Pernelle* sa femme. — — Par M. L. V. (Villain) Paris, 1761, 19 Bog. in gr. 12. Pernety konnte sich noch nicht zufrieden geben, und suchte daher in dem Année litteraire aus einer eigenhändigen Handschrift Flamels zu beweisen, daß er wirklich ein Goldmacher gewesen. Villain beantwortete auch diesen Einwurf auf das bündigste, in einer Lettre à M. .. sur celle que D. *Pernety* a fait inserer dans une des Feuilles de Mr. *Freron* de cette année 1762. Paris, 1762, 12. Aus diesen Quellen habe ich das folgende Leben dieses Mannes zusammen gezogen. Pernety kündigte zwar in seinem letzten Briefe eine weitläuftigere Widerlegung des Villain von einem erfahrnen Manne (vielleicht von einem Goldmacher) an, welche aber nicht erschienen ist.

La Croix du Maine versichert, daß er aus Pontoise gebürtig gewesen, und ein Vermächtniß, welches er nachmahls in seinem Testamente der Pfarrkirche Notre-Dame in der Vorstadt zu Pontoise hinterließ, macht dieses einigermaßen wahrscheinlich.

So viel ist gewiß, daß er wenigstens die größte Zeit seines Lebens in Paris gewohnt hat. Er nennet sich in allen noch vorhandenen Urkunden einen Bürger und Schreiber, und zuletzt gegen das Ende seines Lebens heißt er geschworner Abschreiber (Librarius juratus) der Universität zu Paris. Eben so unbekannt ist seine theure Hälfte Pernelle ihrer Herkunft nach. Vermuthlich war sie aus Paris; wenigstens hatte sie eine Schwester, welche daselbst verheirathet war, so wie sie, vor ihrer Heirath mit dem Flamel, schon zwey Männer in dieser Stadt gehabt hatte. Beyde waren arbeitsam und suchten etwas vor sich zu bringen, und Beyde waren so andächtig, als man es damahls zu seyn pflegte. Wenn ja ein Unterschied zwischen beyden war, so war es der, daß der Mann eine stärkere Portion Andächteley zu haben schien, als die Frau, welche sich vermuthlich lieber putzte, als betete, daher sie auch für eine Bürgerinn eine ganz hübsche Garde-Robe hinterließ. Nach dem Tode seiner Gattin hing Flamel ganz seiner Andacht nach, lebte dabey eingezogen und sparsam, und war-

tete seinen Beruf mit dem größten Fleisse ab, und vermehrte dadurch sein Vermögen, welches er, da er keine Kinder hatte, nach dem Geschmacke seiner Zeit zu milden Stiftungen verwandte.

Das ist mit wenig Worten das ganz einfache Leben dieses so ganz gewöhnlichen Mannes, welches man mit Gellerten noch kürzer so fassen könnte: er lebte nahm ein Weib und starb. Aber um begreiflich zu machen, wie Unwissenheit und Hang zum Wunderbaren ein ganz gemeines Ehepaar so heraus heben können, so muß ich dasselbe wohl ein wenig umständlicher erzählen, sollte ich dabey gleich Gefahr laufen, mehr als einen Leser in den Schlaf zu plaudern.

Flamel war arbeitsam und ein guter Wirth, daher er auch bereits vor seiner Heurath etwas vor sich gebracht hatte. Da er noch jung und in seinem Berufe geschickt war, so fiel es ihm nicht schwer, sich bey der Pernelle einzuschmeicheln, welche schon ein gewisses Alter hatte, und bereits Wittwe von zwey Männern war, aber ein ansehnliches Vermögen besaß. Wenn beyde einander geheirathet haben, ist nicht genau bekannt; allein es scheinet, daß sie 1372 noch nicht lange verheirathet gewesen; denn in diesem Jahre errichteten sie die noch vorhandene erste Donation, worin eines das andere zum Erben seines Vermögens einsetzte.

Beyder Vermögen muß nicht unbeträchtlich gewesen seyn. Pernelle brachte die Früchte ihrer Arbeit und ihrer beyden vorigen Heurathen zu ihrem Manne, Flamel aber, der so arbeitsam als haushältig war, vermachte ihr den Ertrag seines Fleisses und seiner Kunst.

Er war ein Schreiber und vor der Erfindung der Buchdruckerkunst war dieses Gewerbe gewiß einträglich. Alle gerichtlichen Acten, alle Befehle, Memoriale, Bittschriften, Rechnungen u. s. f. gingen durch die Hände eines solchen Mannes, und mußten oft mehrmahls abgeschrieben werden. Sie gaben Unterricht im Schreiben, und hatten die Söhne aus den vornehmsten Häusern zu ihren Schülern, welche ihnen ihre Bemühung gewiß reichlich bezahlten. Ueberdieß verfertigten sie alle Abschriften von Büchern, welche zu dieser Zeit sehr theuer bezahlet wurden. Weil nun des Schreibens sehr viel war, so hielt ein solcher Schreiber, wenn er Bürger und Meister war, oft sehr viele Leute, deren arbeitsame Hände zu seiner Bereicherung dienten. Es war daher kein Wunder, wenn solche Leute bey einer ordentlichen Wirthschaft zu Vermögen kamen, und Villain führet mehrere Beyspiele von solchen Schreibern dieser Zeit in Paris an, welche sich eigne Häuser kaufen konnten.

Nachdem Flamel und Pernelle ihr beiderseitiges Vermögen mit einander verbunden

hatten, so vermehrten sie dasselbe durch Fleiß und Haushältigkeit, und kauften von dem, was sie zurück legten, eine Menge kleiner Renten. Ihre erste Sorge war, wie es scheinet, dahin gerichtet, sich ein eigenes Haus zu bauen. Sie kauften daher in demjenigen Viertel, in welchem damahls die Schreiber wohnten, an der Ecke der Gasse Marivaux eine wüste Stelle, baueten sich ein Häuschen darauf und schmückten es mit Bildern und Inschriften nach dem Geschmacke ihrer Zeit aus.

Diese auf Stein gekratzte Figuren und Inschriften sollen nun, wie die Goldmacher wollen, geheimnißvolle Zeichen gewesen seyn, wodurch sich Flamel seinen Kunstgenossen als einen Adepten angekündiget habe. Ein Theil dieses Hauses stand noch 1756 so wie Flamel es hatte bauen lassen, daher Villain in seiner Hist. de la Paroisse de S. Iacques dasselbe nach allen Figuren und Aufschriften weitläufig beschrieb. Allein hieraus erhellet zugleich, daß nicht das geringste Alchymystische darin vorhanden war, sondern daß es Bilder von Heiligen und andächtigen Sentenzen waren, die die Unwissenheit der folgenden Zeiten nicht lesen konnte, und sie daher in ihrer Einfalt für große Geheimnisse hielt. Unter den Inschriften befanden sich nur zwey, welche nicht die Andacht zum Gegenstande hatten. Die eine war ein Distichon, welches Flamel vermuthlich von dem

Rathhause zu Paris entlehnet hatte, wo es neben der Bildsäule Enguerrand de Marigni stand. Die andere aber lautete so:

Chacun soit content de ses biens;
Qui n' a souffisance, il n' a riens.

Villain vermuthet aus diesen Worten, daß seine Zunftgenossen ihn wegen seiner reichen Heirath beneidet, daher er ihnen mit diesen Versen den Mund stopfen wollen. Dem sey wie ihm wolle, so wird man in diesen und den übrigen Inschriften eher alles als den Stein der Weisen finden, wenn man anders den Stein der Weisen noch in etwas andern, als in der Genügsamkeit und Zufriedenheit sollte suchen wollen.

Pernety machte den Einwurf, der aber zur Hauptsache nichts beyträgt, daß das noch vorhandene Haus viel zu klein sey, Kostgänger und zwar Kostgänger vornehmer Herren zu fassen. Daß Flamel dergleichen gehabt, ist aus Urkunden erweislich; er muß also auch den nöthigen Platz dazu gehabt haben. Villain beweiset daher, daß das heutige Haus Flamels, welches das Eckhaus an der Schreiber- und Marivaux-Gasse ist, nur die Hälfte seines ehemahligen Hauses sey, und daß dieses gleich nach seinem Tode getheilet worden, daher er in seinem Leben Platz genug gehabt haben könne.

Die Schreiber dieser Zeit hatten außer den Schreibstuben in ihren Häusern, gewisse

öffentliche Buden, wo sie oder einige ihrer Leute täglich zu finden waren, und wo jeder, der etwas zu schreiben oder abzuschreiben hatte, sie zu finden wußte. Auch Flamel hatte eine solche doppelte Bude, welche ihm und seiner Frau gemeinschaftlich gehörte, und da sie doppelt war, so ist solches ein Beweis, daß er vor andern viel zu thun hatte.

Flamel und seine Frau beschäftigten sich nach ihrer Heirath allem Ansehen nach bloß mit fleissiger Abwartung ihres Gewerbes, um ihr Vermögen nicht allein zu erhalten, sondern auch zu vermehren. Ohne Zweifel waren sie darin glücklich, und da sie keine Kinder hatten, so setzten sie einander 137$\frac{2}{3}$ zu ihren gegenseitigen Erben ein, welches sie nach der Zeit noch einige Mahl bestätigten; doch davon hernach.

Aber nunmehr gehet die geheimnißvolle hermetische Geschichte an, denn der Verfasser der hieroglyphischen Figuren, deren ich im folgenden gedenken werde, läßt ihn fünf bis sechs Jahr nach der ersten Donation, d. i. um 1379 seine alchymistischen Abenteuer anfangen, welche das einförmige Leben eines ehrbaren Bürgers auf einmahl aufheitern. Es ward ihm ein Buch zum Verkaufe gebracht, und er kaufte es für zwey Gulden. Es hatte einen Band von sauber gearbeiteten Kupfer, zarte Blätter von Baumrinden, die mit vielem Fleisse mit einer eisernen Spitze beschrieben waren. Der Verkäufer wußte nicht, was für

einen unermeßlichen Schatz er für ein Spottgeld hingab, und der Käufer ließ sich eben so wenig davon träumen. Eine Aufschrift mit großen vergoldeten Buchstaben enthielt eine Zuschrift an das Jüdische Volk von Abraham dem Juden, einem Fürsten, Priester, Leviten, Astrologen und Philosophen. Das Buch bestand aus drey Mahl sieben Blättern, (sehr geheimnißvoll gezählt,) und viele derselben enthielten sehr schön illuminirte Figuren. Die Schrift war lateinisch, schön, rein und gemahlt. Sie enthielt Trostgründe und Rathschläge für die Juden, aber außerdem auch eine Vorschrift, wie man die Metalle verwandeln könnte, in ganz gewöhnlichen Worten. Aber Jammer Schade war es, daß das primum agens nicht in Worten beschrieben, sondern nur in den Figuren abgebildet war. Kurz, es war das schönste Buch, welches man nur sehen konnte, daher es denn kein Wunder ist, daß Flamel so gleich ausrief, daß es den armen Juden müßte seyn geraubet worden.

Nunmehr läßt der Verfasser den Flamel so fortfahren: „Nachdem ich das Buch in meinen „Händen hatte, that ich Tag und Nacht nichts, als „darin studiren. . . Da ich nicht wußte, womit „ich den Anfang machen sollte, welches mich außer„ordentlich kränkte, so blieb ich zu Hause, und „seufzete alle Augenblicke. Meine Frau Per„nelle, welche ich kurz vorher geheirathet hatte,

„war darüber erstaunt, tröstete mich, und frag„te mich voller Muth, ob sie meinem Kummer „nicht abhelfen könne.“ Der gute Mann setzt hinzu, daß er seine Frau wie sich selbst geliebt, daher es ihm unmöglich gewesen, ihr etwas abzuschlagen. Er ward auch in der That so weich wie Wachs, und plauderte alles heraus. Er zeigte ihr den gekauften Schatz und machte schreckliche Augen; der schöne Einband, die Figuren und Bilder blendeten sie, und sie verliebte sich so sehr darein, wie ihr Eheherr.

Flamel hatte nun zwar das Buch, konnte aber so wenig Gold machen, als vorher. Er hätte gerne andere gefragt, getrauete sich aber nicht seinen Schatz jemanden zu zeigen. Doch er wußte sich zu helfen; er ließ einige Figuren abmahlen (sonderbar genug, der Legende nach war er unter andern auch ein Mahler, warum that er es denn nicht selbst?) und zeigte sie vielen vornehmen Gelehrten zu Paris, allein sie lachten den Gecken nur aus. Ein einziger, Nahmens Anselm, ein Licentiat der Medicin, und großer Goldkoch, verlangte das Buch zu sehen. Flamel war kein Thor, daß er es ihm gezeiget hätte, sondern läugnete, daß er es habe, und so war er denn wieder so klug als vorher.

So vergingen ein und zwanzig Jahr, in welcher lieben langen Zeit Flamel nicht aufhörte zu laboriren, zu sieden und zu kochen. Wo-

her er die Kosten zu einer so langwierigen Arbeit bekommen, die wohl eher die allerreichsten zu Grunde gerichtet hat, wird nicht gemeldet. Nachdem er endlich alle Hoffnung verlohren hatte, den Sinn der Figuren wegzukriegen, that er zu guter letzt ein Gelübd an den lieben Gott und den heiligen Herren Jacob in Gallicien, daß sie ihm einen Jüdischen Priester verschaffen möchten, der ihm die Figuren erklärte.

Gesagt gethan. Flamel rüstete sich zur Wallfahrt, und Pernelle läßt es sich endlich gefallen, sich von ihrem lieben Manne zu trennen. Freylich fehlte es nicht an Thränen; aber die süße Hoffnung, ihn als einen neuen Argonauten mit dem goldenen Vließe zurück kommen zu sehen, trocknete sie sehr bald wieder ab. Der Mann wanderte also nach Compostell, warf sich zu den Füßen des heiligen Apostels, und erfüllete sein Gelübd.

Ehe ich weiter gehe, muß ich bemerken, daß dieses wunderbare Buch den Juden, welche um diese Zeit aus Paris waren gejaget worden, gehöret hatte, von ihnen aber war zurück gelassen worden. Gesetzt, die ganze Geschichte mit dem Buche wäre wahr, so muß doch das Buch nichts Wichtiges enthalten haben, denn da müßte man keinen Juden kennen, wenn man glauben wollte, daß sie einen solchen Schatz sollten zurück gelassen haben, der sie allein we-

gen der Verfolgung hinlänglich schadlos halten konnte.

Eben so unbegreiflich ist, wie ein ehrbarer Bürger, der schon ein hübsches Vermögen, und dabey ein Gewerbe hatte, welches ihn reichlich ernährte, alles konnte stehen und liegen lassen, und über zwanzig Jahre lang solchen Hirngespinsten nachhängen, ohne völlig zu Grunde gerichtet zu werden. Nicht viel weniger seltsam ist, daß er bey dem heil. Jacob Hülfe von Juden suchte, die doch ihn, den Flamel jetzt eben so sehr hassen mußten, als er sie zu hassen verbunden war. Doch in solchen Mährchen muß man nicht alles so genau nehmen; also wieder zur Geschichte.

Unser Pilgrim traf auf seiner Rückreise von Compostell in der Stadt Lion einen jüdischen Medicum an, der ein Christ geworden war, und ward durch Hülfe eines Kaufmannes mit ihm bekannt. Das war ein überaus glücklicher Fund, denn Canches, so hieß der Medicus, war in den erhabenen Wissenschaften außerordentlich erfahren. So bald Flamel ihm seine Auszüge aus dem Buche gab, ward er vor Freuden entzückt, und erklärte ihm den Anfang haarklein. Aber er mußte den Schatz selbst sehen, daher entschloß er sich, mit seinem neuen Freunde nach Paris zu wandern. Beyde setzten sich zu Sanson zu Schiffe und kamen glück-

lich in Frankreich an; aber zu Orleans wird der Jude, den die Seereise zu sehr angegriffen hatte, plötzlich krank und stirbt, und nun lag die Freude wieder in dem Brunnen. Flamel war untröstlich, ließ aber doch den todten Freund in der Kirche des heil. Kreutzes begraben, und der Herausgeber der Hieroglyphen läßt ihn bey dieser Gelegenheit diese Worte sagen: „Gott „gebe seiner Seele die ewige Ruhe! denn er „starb als ein guter Christ, und wenn mich „nicht der Tod daran verhindert, so will ich ihm „in dieser Kirche ein Vermächtniß stiften, damit „alle Tage einige Messen für seine Seele sollen „gelesen werden.“

Dieser Umstand ist von keiner geringen Wichtigkeit. Flamel soll diese Schrift 1399 aufgesetzt haben, und da er erst 1418 starb, so hatte er in zwanzig Jahren wohl Zeit genug, an die Erfüllung seines Versprechens zu denken. Flamel machte auch in seinem noch vorhandenen letzten Willen sehr viele und wichtige Vermächtnisse, aber keines für eine Kirche in Orleans. Um noch gewisser zu gehen, schrieb Villain deßhalb an den Groß-Vicarius von Orleans, und dieser ließ in den Kirchen von Orleans die genaueste Untersuchung anstellen; allein man fand keine Spur von einem solchen Vermächtnisse; selbst die Nahmen Flamel und Canches waren den Canonicis Böhmische Dörfer. Wie ist es möglich, daß Flamel in seinem

seinem so weitläuftigen und wohl überdachten Testamente die Seele eines Freundes vergessen konnte, dem er, wie so gleich erhellen wird, so vieles zu danken hatte?

Der Pilgrim kommt indessen zu Hause, und seine theure Hälfte ist vor Freuden außer sich. „Wer, läßt man den Flamel sagen, uns „beyde in diesem Augenblicke sehen will, der „betrachte uns über der Thür der Kapelle des „heil. Jacobs in den Fleischbänken, neben mei„nem Hause, wo wir abgemahlt sind.“ Villain bemerket dabey, daß beyde über der gedachten Thür wirklich abgebildet sind, aber nicht abgemahlt, sondern ausgehauen. Ihre Mine verräth auch weder Freude noch Gram, sondern den Ernst, der der Stellung, worin man sie abgebildet hat, angemessen ist. Hätte Flamel je Ursache gehabt, sich in der Kleidung eines Pilgrims abbilden zu lassen, so wäre dieß der schicklichste Ort gewesen; allein dagegen siehet man ihn in der bürgerlichen Kleidung, so wie sie damahls getragen wurde. Ueberdieß war die Kirche S. Jacob schon zu Flamels Zeiten nichts weniger als eine Kapelle, und er sie in seinem Testamente selbst beständig eine Kirche nannte. Also wieder so viele Unwahrheiten als beynahe Worte.

Doch die Freude ward bald zu Wasser, denn Flamel kam zwar gesund zurück, aber ohne

ohne das gehoffte goldene Vließ. Doch hatte ihm sein Freund unterweges die meisten Figuren erkläret, und ihm gute Vorschriften gegeben; also ging das Kochen und Laboriren wieder an. Es wurde eine Menge Kohlen verbrannt, viele Oefen abgenützt, unzählige Schmelztiegel zerbrochen und vieles Geld in Rauch verwandelt. Endlich ging ihm wenigstens von einer Seite ein Licht auf; durch die Gnade Gottes und der heiligen Jungfrau fand er endlich das, was er so lange gesucht hatte, nehmlich die prima principia. (Warum hatte ihm denn der superkluge Medicus diese nicht gesagt? Er hatte ihm ja die Figuren erklärt, worin sie enthalten waren, und ihm sonst gute Vorschriften gegeben; aber gerade das Wichtigste hatte er ihm verschwiegen.) Nach zwanzigjähriger Arbeit befand sich Flamel also an dem Anfange des großen Werkes, und in drey Jahren, in welchen er nichts that als studiren, den Rosenkranz beten, fleißig lesen, und allerley Processe versuchen, kam er zum Ende. Man frage nicht, was in dieser Zeit aus seiner Bude, seiner Schreibstube, seinen Schülern ward; die Legende läßt sich darauf weislich nicht ein, sondern fähret lieber so fort:

Endlich fand er, was er wünschte. Die erste Projection machte er auf Quecksilber, und verwandelte ein halbes Pfund in Silber, wel-

ches feiner war, als das aus den Bergwerken. „Es geschahe dieses, läßt man den Flamel sa„gen, den 17ten Jan. an einem Montage um „Mittag, in meinem Hause in der alleinigen „Gegenwart der Pernelle, im Jahre Christi „1382". Diese Zeitbestimmung ist merkwürdig, doch davon hernach.

Flamel fing die Arbeit, mit neuem Muthe belebt, mit seiner Pernelle von neuem an, und verwandelte nunmehr eben so viel Quecksilber in das feinste Gold. „Es geschahe dieses, „sagt er, in meinem Hause in dem alleinigen „Beyseyn der Pernelle, den fünf und zwanzig„sten des folgenden Aprill in eben demselben „Jahre, Abends um fünf Uhr."

Ohne Zweifel sollte diese genaue doppelte Zeitbestimmung der Geschichte desto mehr Glauben geben; allein zum Unglück wirket sie gerade das Gegentheil, und deckt die ganze Erdichtung völlig auf.

Zu Flamels Zeit und fast noch zwey Jahrhunderte nach ihm, fing man das Jahr um Ostern an zu zählen. Die erste Projection soll den 17 Jan. 1382. geschehen seyn, weil das 1382te Jahr noch bis Ostern reichte und so weit ist die Sache richtig; nur Schade, daß es die zweyte nicht auch ist. In dem gedachten Jahre fiel Ostern auf den 6ten Aprill, folglich zählte man den 25ten Aprill, da die zwey-

te Projection geschehn seyn sollte, bereits neunzehn Tage von dem Jahre 1382. Folglich kann sie nicht in eben demselben Jahre geschehen seyn, wie man doch den Flamel sagen läßt.

War es möglich, daß Flamel, da er die Zeiten auf das genaueste bestimmen wollte, einen solchen Fehler begehen konnte? Einen Fehler, der zu seiner Zeit von einem jeden ganz unbegreiflich seyn würde, indem man damahls in Frankreich keine andere Art der Jahrrechnung kannte? Einen Fehler, der bey ihm noch unbegreiflicher seyn muß, da er als Schreiber so viele Urkunden in seinem Leben abgeschrieben hatte, und folglich mit der Jahrrechnung auf das genaueste bekannt seyn mußte?

Aber das ist nicht der einzige Fehler wider die Zeitrechnung in diesen Angaben. Der vorgegebene Flamel sagt: „es geschahe dieß den „17ten Jan. an einem Montage, 1382.“ Aber in dem gedachten Jahre fiel der 17te Jannuar nicht auf einen Montag, sondern auf einen Freytag.

Schon aus diesen Umständen wird es wahrscheinlich, daß nicht nur die ganze Geschichte, sondern selbst die ganze dem Flamel beygelegte Schrift, worin man ihn diese Geschichte erzählen läßt, zu einer Zeit erdichtet worden,

da man in Frankreich das Jahr bereits mit dem 17ten Januar anfing, denn nur auf diese Art der Jahrrechnung passen beyde Zeitbestimmungen. Diese Aenderung der Jahrrechnung trug sich in Frankreich um 1560 zu, folglich muß das ganze Vorgeben bald nach dieser Zeit seyn geschmiedet worden, und zwar lange nach dieser Zeit, nachdem die ehemalige Art der Jahrrechnung bereits vergessen war, sonst würde sich der Erdichter leicht vor diesem Fehler haben hüthen können. Ein Edelmann aus Poitou P. Arnauld, Herr de la Chevalerie, gab Flamels Schrift unter dem Titel: Le livre des figures hierogliphiques de Nic. Flamel, zu Paris, 1612, in 4 heraus, und gab dabey vor, daß er sie aus dem Lateinischen übersetzt habe. Allein die eben gedachten Fehler wider die Zeitrechnung machen es sehr wahrscheinlich, daß er die ganze Schrift erdichtet hat; denn zu Flamels Zeit und noch lange nach ihm konnte ein Mensch mit gesunden Sinnen dergleichen Schnitzer wohl nicht machen. Ueberdieß hat sich auch noch niemand gefunden, der von dem vorgegebenen lateinischen Originale etwas gesehen oder gehöret hätte. Ich werde noch ein Paar Mahl auf diese Schrift kommen müssen.

Doch von diesem Mährchen wieder zur wahren Geschichte, wenn sie gleich nicht so prächtig klingen sollte, als ein Schauspiel, in wel-

chem man das Quecksilber gleich zu ganzen Pfunden in Gold verwandelt. Man bauete um diese Zeit die Schwibbögen auf dem Gottesacker der unschuldigen Kinder, und zwar, wie es scheinet nach und nach, auf Kosten wohlhabender Bürger, welche das ihrige als ein verdienstliches Werk dazu beytrugen, daher man an den meisten Schwibbögen noch jetzt die Wappen und Nahmen derjenigen Bürger lieset, welche sie bauen ließen. Flamel und Pernelle, welche durch ihren Fleiß und gute Haushaltung ein ansehnliches Vermögen vor sich gebracht hatten, und keinem andern an Andacht etwas nachgaben, ließen gleichfalls einen Schwibbogen aufführen, welcher noch vorhanden ist, und die Jahrzahl 1389 hat, zum Beweise, daß er in diesem Jahre gebauet worden. Man siehet noch daran die Anfangsbuchstaben seines Nahmens N. F., allein die Figur eines schwarzen Mannes, und andere symbolische Zeichen, welche die hermetische Legende daran gesehen hat, waren zu des Villain Zeit nicht mehr zu sehen, ohne Zweifel, weil sie niemahls vorhanden gewesen. Dagegen las man daran noch folgende Reimen:

Hélas mourir convient
Sans remede homme et femme
— — — nous en souvienne
Hélas mourir convient
Le corps — — —

Demain peut-être dampnés
A faute — — —
Mourir convient
Sans remede homme et femme.

Ohne Zweifel ist es wegen dieser und noch einiger anderer ähnlicher Aufschriften geschehen, daß man ihn zum Poeten gemacht, und auf dem Französischen Parnasse neben dem Jehan de Mehun gestellet hat. Allein ich sehe nicht, wie es folgt, daß er die Reime, die er an seine Gebäude schreiben lassen, nothwendig selbst gemacht haben muß, und wenn er sie auch selbst zusammen gestoppelt hätte, so ist er um deswillen doch noch kein Poet. Auf eben die Art hat man ihn auch zu einem Mahler gemacht. Wir haben in dem vorigen eine Aufschrift gesehen, die er von dem Rathhause zu Paris geborgt hatte; wäre er selbst ein Reimer, ich will nicht einmahl sagen ein Dichter gewesen, so würde er sich wohl nicht mit fremden Federn geschmückt haben.

Nachdem Villain sein Buch heraus gegeben, ist Flamels Schwibbogen wieder erneuert worden, daher denn die obigen Reime nicht mehr daran zu sehen sind.

Ueberdieß ist dieser Schwibbogen und noch ein anderer, dessen im folgenden wird gedacht werden, sehr klein, unbedeutend und kunstlos, so wie ein jeder Bürger ihn konnte aufführen

lassen; und dennoch belegen die hermetischen Legenden-Schreiber sie mit dem Nahmen prächtiger Gebäude, zu einem Beweise, wie sehr sie alles, was nur von weitem in ihren Kram dienet, zu vergrößern pflegen.

Eben so wenig verdienet das Portal an der Kirche des heil. Jacob, welche seinem Hause gegen über lag, und welches er und seine Frau gleichfalls in diesem Jahre bauen ließen, den Nahmen eines prächtigen Werkes, ob es gleich für die damahlige Zeit ganz artig ist. Man siehet in demselben das Bildniß der heil. Jungfrau in Stein gehauen, welche das Kind Jesu auf den Armen hält. Ihr zur Rechten stehet der heil. Jacob, der Patron der Kirche, und vor ihm kniet Petrus. Zur Linken stehet Johannes der Täufer, vor welchem Pernelle kniet. Der Mann und die Frau beten die heilige Jungfrau an, der erste mit den Worten: Sancta Maria, intercede pro populo, die letzte aber mit dem Stoßgebethchen: Sancta Virgo Maria ora pro nobis. In der Einfassung siehet man zehn Engel, wovon zwey eine Rolle halten, worauf die Worte stehen: Ecce Mater Dei Regina coelorum, ista salus humani generis. Unter dem Portale siehet man noch vier kleine langgekleidete Personen, welche Rollen halten, auf deren einen die Worte: Credo in Deum, und auf der andern Dominum nostrum stehen; die übrigen waren nicht mehr

lesbar, allein der Inhalt läßt sich leicht errathen, da das Ganze die beyden ersten Artikel des apostolischen Glaubens enthält. Es gehöret warlich ein Goldmacherglaube dazu, in diesen und noch einigen ähnlichen Aufschriften alchymistische Geheimnisse zu finden. Wären sie es, ey nun, so wäre nichts gemeiner als solche Geheimnisse, denn man kann sie in allen Kirchen, auf allen Gottesäckern und Grabsteinen finden.

Borel, der in seinem Tresor des Recherches et Antiquités Gauloises, Paris 1655, 4, gleichfalls des Flamel Leben, aber ganz in dem Geschmacke und nach den Legenden der Goldmacher erzählet, sagt, „daß der größte Theil „der Kirche S. Jacob von ihm herrühre, wie aus „den daselbst befindlichen Aufschriften in Stein „und in Holz, ingleichen aus den Fenstern er„helle, wovon einige für hieroglyphisch gehal„ten würden, besonders aber das, worauf man „eine Weinkelter sehe."

Villain merket dabey an, daß fast die ganze Kirche von freywilligen Wohlthaten gebauet worden, daß aber außer dem schon genannten Portale, und allenfalls einer kleinen hölzernen Kapelle unten am Thurme, nichts von dem Flamel herrühre, indem die übrigen Theile von andern, welche ausdrücklich daran genannt würden, aufgeführet worden. Es fänden sich darunter Bürger, deren Wohlthaten ungleich wichtiger wären, als Flamels Beytrag.

Es fånden sich auch in dieser Kirche keine andere Aufschriften mehr, die dem Flamel zugehörten, als die an dem Portale, seine Grabschrift, und eine ehemahlige kupferne, deren im folgenden wird gedacht werden. Was die gemahlten Fenster betreffe, so sey noch manches davon übrig, besonders aber die Abbildung der Weinkelter, wo Christus die Kelter vermittelst eines Rades drehe, mit den Worten aus dem Esaias: Torcular calcavi solus. Derjenige muß den Kopf gewiß sehr voll Hieroglyphen haben, wer in diesen und andern åhnlichen andåchtigen Figuren Hieroglyphen finden will. Die Vorstellung Christi mit der Kelter ist so gewöhnlich, daß man wohl nicht leicht eine alte Kirche antreffen wird, wo sie nicht sollte seyn angebracht worden. Ueberdieß ist aus den Urkunden der Kirche erweislich, daß das so gerühmte hieroglyphische Fenster erst 1536 folglich weit über hundert Jahr nach dem Flamel verfertiget worden, welches schon aus dem weit bessern Geschmacke der Mahlerey erhellet.

Borel und die hermetische Zunft sind nicht besser daran, wenn sie vorgeben, daß man auf einem andern Fenster, seiner Grabståtte gegen über Flamels Bild in einer reichen Kleidung sehe, woraus sie denn den sehr wichtigen Schluß machen, daß er folglich den Stein der Weisen müsse besessen haben. In einer Kapelle ungefåhr dem Grabe Flamels gegen über sahe man sonst freylich eine solche reich geklei-

dete Figur in einem Fenster; allein es war nichts weniger als Flamels Bild, sondern das Bild einer berühmten obrigkeitlichen Person, des Jean de S. Romain, der seiner Würde gemäß in einem langen Rocke von Goldstück, mit einem Purpurmantel, und einen Amtskragen um den Hals. Das war nun wohl nicht die Kleidung eines Schreibers, überdieß ließ das beygefügte Wapen keinen Zweifel übrig, wen das Bild vorstellen sollte. Es gehet den Goldmachern wie jenem Pfarrer, welcher in dem Monde nichts als Kirchthürme sahe; da ihr Kopf von dem Steine der Weisen überläuft, so sehen sie ihn auch überall. Uebrigens ist das Fenster jetzt nicht mehr vorhanden, indem es schon einige Zeit vor 1757 weggeschaffet worden.

Die beyden eben gedachten Bauwerke zogen, so unbedeutend sie auch waren, doch die Augen der Mitbürger auf den Flamel, und man fing an, ihn für einen wohlhabenden Mann zu halten. Aber ohne Zweifel kam er auch dadurch in Schulden, wie aus dem folgenden erhellen wird; zu einem deutlichen Beweise, daß sein Vermögen so groß nicht war, daß man seine Zuflucht zu ungewöhnlichen und wunderbaren Mitteln nehmen müßte um sich dasselbe zu erklären.

Doch es ist nunmehr Zeit, daß wir sehen, was dieses haushältige Ehepaar für sich

selbst that. Da Pernelle schon ein gewisses Alter erreicht hatte, und sie unbeerbt waren, so trugen sie Sorgen einander ihr Vermögen durch eine gegenseitige Schenkung zu versichern, zumahl da sie dasselbe durch gemeinschaftlichen Fleiß erworben hatten. Es geschahe dieses in einer noch vorhandenen Urkunde, welche den 7ten Aprill $137\frac{2}{3}$ unterzeichnet ist. Um sie noch gültiger zu machen, so wiederholten sie selbige den 18ten Sept. 1386, und da es in der ersten Urkunde nur geheissen hatte, daß sie diesen Schritt aus gegenseitiger Liebe thäten, so fügen sie in der Bestätigung noch die Verfügung hinzu, daß des zuerst sterbenden Theiles Vermögen zu verdienstlichen Werken bestimmt werden solle, wozu es der überlebende entweder noch bey seinem Leben, oder in seinem Testamente verwenden soll, und zwar aus der Ursache, „damit es ihm nicht an Mitteln fehle, „seinem Stande gemäß zu leben". Wozu war diese Vorsorge nöthig, wenn dieses Ehepaar vier Jahre vorher die Entdeckung des Steines der Weisen gemacht hätte, welche eine unerschöpfliche Goldgrube für dasselbe gewesen seyn würde, denn nach der Legende war Pernelle in dem großen Werke eben so erfahren, als ihr Mann. Was hatten sie für eine Ursache gehabt ihre entfernkern Erben um ihren rechtmäßiger Weise gehörigen Theil zu bringen, wenn sie in dem Besitze eines so großen Schatzes gewesen wären.

Pernelle hatte eine Schwester Nahmens Isabella, welche an einen Weinschenken, Nahmens Jean Perrier verheirathet war. Mit diesem hatte sie nun zwar keine Kinder, allein sie hatte drey Kinder von ihrem ersten Manne, Wilhelm Lucas. Diese waren die eigentlichen Erben der Pernelle, wenigstens eines Theiles des ihrem Manne zugebrachten Vermögens, und sahen natürlicher Weise dazu scheel, daß sie übergangen wurden, und daß Pernelle alles ihrem Manne, und nach ihm der Kirche vermachen wollte. Sie und ihre Mutter mochten daher der Pernelle keine Ruhe lassen, sie zur Aenderung ihrer Schenkung zu bewegen und da diese dem Anschein nach veränderlich und weichherzig war, so veranlaßte der Mann eine neue Bestätigung der Schenkung welche gleichfalls noch vorhanden ist, und den 18ten Sept. 1388 ausgefertiget wurde, und diese ward den 5ten Aug. 1396 nochmahls wiederholet, da Pernelle ihrem Ziele sich immer mehr näherte, und ihre Schwesterkinder ihren Entschluß von neuem mochten wankend gemacht haben.

Der Erfolg zeigte, daß das Mißtrauen des Mannes, welches ihn zu so vielen Bestätigungen bewogen hatte, nicht ungegründet gewesen war; denn kaum war ein Jahr nach der letzten verflossen, so ward Pernelle krank, und nunmehr machte sie den 25ten Aug. 1397 wirklich ein Testament, dessen Umständlichkeit

und genaue Bestimmtheit beweiset, daß sie schon lange damit umgegangen seyn muß. Zugleich erhellet aus demselben nicht undeutlich, daß ein fremder Einfluß dabey mit im Spiele gewesen. Sie spricht darin sehr kaltsinnig von ihrem Manne, der ihr bis dahin so werth gewesen war, hebt alle vorhergegangene Schenkungen auf, und setzte drey ganz fremde Personen zu Vollziehern ihres Testamentes ein. In einem der Artikel verordnet sie, daß in ihrem Nahmen jemand zu Fuße zur Kirche unserer Frau zu Boulogne sur Mer wallfahrten sollte, wofür derselbe für Livres, (nach jetzigem Gelde 16 bis 17) bekommen sollte. So unbedeutend der Umstand an sich ist, so hat doch die hermetische Legende davon Gelegenheit genommen, vorzugeben, Pernelle habe der Kirche zu Boulogne unermeßliche Reichthümer vermacht.

Man kann sich leicht einbilden, daß Flamel mit diesem Testamente sehr unzufrieden war, wodurch ihr Vermögen, welches er durch so viele Urkunden gesichert zu seyn glaubte, ihm dennoch entrissen wurde. Vermuthlich ließ er es weder an Vorstellungen noch an Bitten fehlen; denn Pernelle machte zehn Tage darauf, nehmlich den 4ten Sept. ein gleichfalls noch vorhandenes Codicill, worin sie das vorige Testament wieder aufhob, ihren Schwesterkindern ein für allemahl 300 Livres vermachte und alles übrige so ziemlich auf den vorigen Fuß setz-

te. Jezt erscheint auch der Mann wieder mit unter den Vollziehern des Testamentes. Doch wer weiß, ob diese wankelmüthige Frau es dabey würde gelassen haben, wenn sie mehrere Zeit gehabt hätte, sich zu besinnen; allein zum Glücke forderte der Himmel sie sechs Tage darauf, nehmlich den 11ten Sept. ab, und befreyete dadurch den Mann von der Furcht, sich noch einmahl von ihr getäuscht zu sehen.

Das erste, was einem jeden Leser bey dieser Geschichte einfallen wird, ist wohl das, daß es dem Flamel gar sehr um das Bischen Vermögen seiner Frau zu thun war, und daß diese eben so ängstlich besorgt war, dasselbe in die besten Hände zu bringen. Wie viel Unruhe, Sorge und Ueberlegung verursachte dieses Vermögen seit 24 Jahren beyden Theilen? Wie viele Kunstgriffe und Ueberredungen mögen nicht, so wohl von Seiten ihres Mannes, als ihrer Schwesterkinder, seyn gebraucht und in Bewegung gesetzt worden, und doch waren nicht weniger als sechs feyerliche und gerichtliche Urkunden nothwendig, ehe Flamel zu dessen Besitze gelangen konnte. Wäre sein Schmelztiegel so unerschöpflich gewesen, als die Zunft der Goldköche vorgibt, so wäre er ja wohl der unerklärbarste Thor unter dem Monde gewesen, daß er sich um ein Vermögen, welches, wie am Ende erhellen wird, zwar beträchtlich, aber immer noch mäßig war, wenigstens mit

der hermetischen Fundgrube in keine Vergleichung kam, so viele ängstliche Mühe gegeben, so viele nahe Verwandte sich zum Feinde gemacht, und so viele Stunden mit unnützen Sorgen und Vorstellungen verdorben hätte, die er wenigstens bey dem Schmelztiegel mit weit größerm Wucher zubringen konnte.

Daß Pernelle den 11ten Sept. 1397 gestorben ist, ist aus den vorhandenen Acten über die Vollziehung ihres Testamentes zu ersehen; und doch läßt man in der dem Flamel beygelegten Schrift über die hermetischen Figuren, ihn sagen, daß seine theure Hälfte 1413 gestorben sey. Doch da die Goldmacher mit unermeßlichen Summen so freygebig sind, so ist leicht zu begreifen, daß es ihnen auf ein Paar Dutzend Jahre eben nicht ankommen kann.

Der Tod der Pernelle hatte ihren Mann zwar vor seiner veränderlichen Frau in Sicherheit gesetzt, aber nicht vor der Habgier ihrer Verwandten. Vermuthlich wußten sie von dem Codicille nichts, daher sie schreckliche Augen machten, als dasselbe geöffnet wurde. Sie ließen es dabey nicht bewenden, sondern fingen einen Prozeß an, der aber noch den 30ten Oct. eben desselben Jahres zu Flamels Vortheil entschieden wurde; doch sollte er für einen Theil des Nachlasses Caution machen, welches wenigstens ein Beweis ist, daß man

von seinem Vermögen damahls nur sehr mäßige Begriffe hatte. Es kommen in den noch vorhandenen gerichtlichen Acten noch mehrere Umstände vor, welche hinlänglich beweisen, daß Flamel keine außerordentliche Goldgrube besessen habe, wenn es noch eines weitern Beweises bedürfte; z. B. daß Flamel gerichtlich genöthiget werden mußte, den Schwesterkindern seiner Frau außer den 300 Livres, welche Isabelle bekam, noch ein Almosen um Gottes Willen zu geben. Wie schimpflich wäre das für den Flamel gewesen, wenn er der unermeßlich reiche und dabey großmüthige und freygebige Mann gewesen wäre, wofür man ihn ausgibt!

Pernelle hatte in ihrem letzten Willen eine Menge kleiner Vermächtnisse gemacht, und da ihr hinterlassenes Vermögen in vielen oft eben so kleinen Renten bestand, so hatte Flamel in den ersten Jahren nach ihrem Tode alle Hände voll zu thun, und eine Menge Prozesse zu führen, wovon zum Theil die Acten noch vorhanden sind. Diese Prozesse, und die Auszahlung der 300 Livres an die Isabelle, erforderten baares Geld, und da auch noch einige Schulden vorhanden waren, welche beyde Eheleute noch gemeinschaftlich gemacht hatten, so sahe Flamel sich genöthiget, ein Grundstück zu verkaufen, um den dringendsten Bedürf-

nis-

nissen abzuhelfen. Wieder ein Beweis, daß sein Schmelztiegel ihm nicht einmahl wenige hundert Livres verschaffen konnte.

Ganz natürlich wird man begierig seyn, zu wissen, wie groß denn das Vermögen gewesen, welches Pernelle ihrem Manne hinterließ, und um dessen Besitz er sich vier und zwanzig Jahre lang so viele saure Mühe gab. Zwar läßt sich das Vermögen, welches Pernelle zu ihrem Manne brachte, so genau nicht angeben; allein es ist noch das gerichtliche Inventarium vorhanden, welches wenige Wochen nach ihrem Tode von dem beyderseitigen Vermögen aufgenommen wurde, um die Vermächtnisse der Pernelle in Sicherheit zu setzen, und hieraus siehet man, daß beyde Eheleute damahls zusammen besaßen: an Hausgeräth und beweglichen Gütern, 108 Livres, 19 Sols; an beständigen jährlichen Renten 294 Livres, 2 Sols, und an Leibrenten, 59 Livres, 8 Sols. Außer dem besaßen sie noch ein doppeltes eigenes Haus, dessen eine Hälfte 1429 für 14 Livres, und die andere Hälfte 1438 auch für 14 Livres vermiethet ward, ingleichen eine Bude, welche 1434, 8 Sols jährlichen Zins gab. Daß Flamel sein damahliges Vermögen aufrichtig angegeben, und nichts verschwiegen, erhellet aus dem Umstande, daß die Verwandten seiner verstorbenen Frau dabey gegenwärtig waren, welche einen jeden

Unterschleif, und wenn er auch noch so klein gewesen wäre, gewiß würden bemerket haben.

Dieß war also das ganze große Vermögen beyder Eheleute, welches, wenn man auch noch so reichlich rechnet, und einige Leibrenten an Wein und Getraide mit dazu schläget, höchstes auf 471 Livres jährliche Einkünfte betrug. Hierzu kommt noch, daß sie 388 Livres 14 Sols dringende Passiv-Schulden, und dagegen nur 284 Activ-Schulden hatten, folglich noch über 100 Livres schuldig blieben, welche man von der obigen Summe noch abziehen muß. Villain hat den damahligen Werth des Geldes genau berechnet, und so wohl die beständigen, als die Leibrenten zu Capital angeschlagen, und gefunden, daß der ganze Reichthum Flamels gleich nach dem Tode seiner Frau, in jetzigem Gelde berechnet, höchstens 40000 Livres Tournois, oder etwas über 10000 thlr. an Capital betragen hat; für einen Schreiber immer ein ansehnliches Vermögen, aber doch wahrlich nicht so ansehnlich, daß man dabey den Schmelztiegel mit zu Hülfe nehmen müßte, zumahl da er den größten Theil desselben erheirathet, und nicht einmahl selbst erworben hatte.

Aus einer andern Urkunde, welche die Vollzieher des Testamentes unter sich errichteten, ersiehet man zugleich auf das genaueste,

was Flamel als Usufructuarius von dem hinterlassenen Vermögen seiner Frau vermöge der gegenseitigen Schenkung zu genießen hatte. Die Kosten der Vollziehung des Testamentes mit Einfluß der Proceß-Kosten, und des Legates an die Isabelle betrugen 829 Livres, 3 Sols und 6 Denkers, und nach deren Abzug blieben ihm zusammen noch 182 Livres jährlicher Renten übrig.

Da dieses in lauter kleinen Zinsen und Renten bestand, so fand er auch nach Berichtigung des Nachlasses seiner Frau, außer seinen gewöhnlichen Berufsgeschäften hinlänglich zu thun. Da er sich dabey als einen erfahrnen und rechtschaffenen Mann bewies, so ernannte Jean Perrier, ein Priester und Pfarrer zu Paris, ihn 140⁴⁄₅ mit zu seinem Testaments-Vollzieher. Da ein solches Aemtchen auch einen kleinen Gewinn abwarf, und er ohnehin schon bequem leben konnte, so hieng er nun wieder seiner Neigung zum Bauen nach, eine Neigung, welche ihn in der Folge zu dem Nahmen eines großen Architecten gebracht hat. Das erste, was er bauete, war ein neuer Schwibbogen auf dem Gottesacker der unschuldigen Kinder, und ein Grabmahl für seine verstorbene Wohlthäterinn. Beyde wurden, wie es scheinet, noch vor 1407 gebauet. Die Figuren von Bildhauerarbeit, welche

sich an dem Schwibbogen befinden, haben den hermetischen Phantasten wieder viel zu schaffen gemacht; indessen enthalten sie nichts, was nicht der Zeit und den Umständen vollkommen angemessen wäre.

Die vornehmste Figur ist Christus, welcher stehend abgebildet ist, wie er mit der rechten Hand segnet, und in der Linken die Weltkugel hält. An dem Fußgestelle siehet man zwey Engel, welche auf Instrumenten spielen. Drey andere Engel, wovon ihrer zwey Rollen halten, auf welchen man die Worte lieset: O Pater omnipotens! O Iesu bone! umgeben das Haupt des Erlösers, und bilden eine Art Glorie. Auf der linken Seite kniet Flamel zu den Füßen Pauli, und Pernelle zu den Füßen Petri. Beyde halten gleichfalls Rollen; auf der Rolle Flamels stehen die Worte: Dele mala quae feci, und auf der Pernelle Rolle: Christe, precor, esto pius. Die hinter ihnen stehenden Engel sagen auf ihren Rollen: O Rex sempiterne! und Salve Domine angelorum! In der Corniche über diesen Figuren siehet man das jüngste Gericht, die vier Evangelisten mit ihren Symbolen, und den Märtyrer-Tod der unschuldigen Kinder; lauter hermetische, geheimnißvolle Bilder in den Augen der Goldhasen, ob man sie gleich auf jedem Gottesacker häufig genug findet. Und nunmehr darf man sich auch nicht wundern, daß das

Dintenfaß, welches auf der einen Seite eine Hand hält, als das Wahrzeichen des Stifters, wider des Teufels Dank ein Schmelztiegel seyn muß. Ich übergehe die übrigen Figuren, ob sie gleich eben so goldhaltig seyn sollen, indem der Unsinn schon aus den vorigen, so wie aus Flamels ganzer Geschichte hinlänglich erhellet.

Ein anderer Bau, welchen Flamel zwar nicht allein aufführete, aber an welchem er doch Theil hatte, ist das Portal der Kirche der heil. Genevieve der kleinen oder des Ardens, welches laut der Ueberschrift 1402 von den Almosen mehrerer aufgeführet wurde. Dem Geschmacke seiner Zeit gemäß, und nach einer besondern ihm eigenen Eitelkeit, nach welcher er sich immer gern selbst zur Schau ausstellte, eine Eitelkeit, welche einen wahren Adepten sehr schlecht kleidet, ließ er sich über dem Theil, welchen er hatte bauen lassen, in Stein gehauen aufstellen. Damahls konnte eine solche Figur nicht über 4 bis 5 Livres kosten, indem die vier kolossalischen Figuren auf dem Thurme der Kirche des heil. Jacob, nach 1521 nicht mehr als 20 Livres kosteten. Folglich können dergleichen Figuren, deren er mehrere von sich aufstellen ließ, nicht zum Beweise seines ungeheuren Reichthumes dienen. In allen diesen Figuren ist er in der damahls gewöhnlichen bürgerlichen Kleidung, aber nie als

ein Pilgrim abgebildet, wie Borel und andere ähnliche Träumer wollen.

Diese lassen ihn auch die alte Kapelle bey dem Hospitale S. Gervais aufführen, welche 1411 gebauet wurde. Allein in den noch vorhandenen Urkunden wird der ganze Bau ihm keinesweges zugeschrieben; wohl aber hat er das Portal derselben aufführen, und seinem Geschmacke zu Folge mit andächtigen Figuren auszieren lassen, wobey denn seine Wenigkeit auch nicht vergessen wurde.

Die Adepten, deren Augen alles nicht bloß doppelt, sondern oft zehnfach sehen, geben vor, die öffentlichen Gebäude, welche Flamel aufführen lassen, wären fast unzählig; andere schränken sie auf drey Kapellen und vierzehn Hospitäler ein, welche Flamel und Pernelle noch gemeinschaftlich gebauet haben sollen. Die Wahrheit reducirt die drey Kapellen auf ein Paar Portale, wovon zwey noch dazu nicht einmahl mehr in die Lebenszeit der Pernelle gehören, und auch zu diesen hat Flamel nur einen Theil der Kosten gegeben. Wir wollen sehen wie sehr nunmehr auch die vierzehn Hospitäler zusammen schwinden werden. Zum Glück sind die dahin gehörigen Urkunden noch alle vorhanden, welche hoffentlich mehr Glauben verdienen werden, als Volksmährchen und Goldmacherwind.

Flamel war andächtig und eitel; er besaß nach dem Tode seiner Frau mehr, als er bey seiner Sparsamkeit gebrauchte, und hatte, allem Ansehen nach, keine nahe Verwandte. Er ging daher gegen das Ende seines Lebens mit etwas um, das seine bisherigen Bauwerke allerdings übertraf. Er wollte ein Haus bauen, in welchem arme Reisende umsonst wohnen könnten. Er wählte zu dem Ende eine wüste Gegend, in der damahligen Vorstadt, in der heutigen Gasse Montmorency, wo er ohnehin schon ein Häuschen besaß, und wo Grund und Häuser wohlfeil waren, denn er erhielt den nöthigen Platz von dem Priorate S. Martin, welchem derselbe gehörte, gegen einen Erbzins von 10 Sols, und eben so viele Lehenwaare bey einem neuen Prior; doch mit der Bedingung, daß er keine Kapelle dabey sollte bauen lassen, woraus erhellet, daß sein Gebäude nicht zu einem Hospitale, sondern bloß zu einer unentgeldlichen Herberge bestimmt war. Das Haus, welches Flamel damahls bauete, ist noch vorhanden, aber aus den noch vorhandenen Contracten und Rechnungen erhellet, daß ihm der ganze Bau nicht über 200 Livres gekostet haben kann, zu deren Aufbringung er denn weder Blasebalg noch Schmelztiegel nöthig hatte. Auch dieses Haus wurde auf seine Art mit andächtigen Figuren ausgeschmückt, welche noch daran befindlich sind; allein es scheint, daß er sein Vorhaben in der Folge geändert haben muß, denn bey seinem

Tode waren alle Wohnungen in diesem Hause vermiethet. Fand er etwa, daß diese Freygebigkeit seine Kräfte überstieg, indem er von der Hälfte seines Vermögens nur den Nießbrauch hatte?

In der Folge kaufte er in dieser Gegend noch einige eingegangene Häuser oder Grundstellen, zu welchen er zum Theil nicht ohne kleine Kunstgriffe gelangte, so daß er außer seinem Hause in der Schreiberstraße, in der Gasse Montmorency zusammen fünf Häuser hatte, welche er aber nicht einmahl alle aufbauete. Eines davon, welches im Ankaufe 60 Livres gekostet hatte, wurde ihm geschenkt; das größte, welches ein Eckhaus war, bezahlte er mit 155 Livres, und ein kleines nur mit 19 Livres; lauter Summen, die seine natürlichen Einkünfte, bey seiner Sparsamkeit gewiß nicht überstiegen.

Damahls regierete Carl 6 in Frankreich, und da dieser immer Geld brauchte, und es auf alle nur mögliche Art zu bekommen suchte, so war es nichts ungewöhnliches, daß wohlhabende Bürger gezwungen wurden, dem Hofe eine gewisse Summe, unter dem Nahmen eines Darlehens zu geben. Flamel hatte sich durch sein Bauen und Häuser kaufen ausgezeichnet, und vermuthlich hielt man ihn für reicher, als er wirklich war. Er hatte schon gleich nach dem Tode seiner Frau dem Hofe ein Darlehn

von 100 Franken geben müssen, und jetzt (etwa um 1414,) ward er wieder auf 30 Franken taxiret. Man hat noch ein Stück von seinem eigenhändigen Briefe, worin er einen Freund wegen dieser Auflage um Rath fraget, und sehr darüber wimmert, weil sie nicht nur seinem Vermögen schade, sondern auch seinen Freyheiten, als eines geschwornen Schreibers der Universität nachtheilig sey. Wer in seinem Kohlensacke eine unerschöpfliche Goldquelle hat, wird sich wohl schämen, um eine Kleinigkeit von 30 Franken so viel Umstände zu machen. Und dennoch gibt dieser Umstand dem Borel, oder wem er das Mährchen abgeborgt hat, Gelegenheit zu erdichten, der Requeten-Meister Cramoisy sey selbst zu dem Flamel gekommen, das Darlehn von ihm für den König zu fordern, und da habe sich denn dieser ihm als einen Adepten zu erkennen gegeben, und ihn mit einem ganzen Kolben voll Gold-Tinctur bestochen. Abgeschmackter kann wohl nichts leicht erdichtet werden.

Je älter Flamel ward, desto begieriger scheint er auch geworden zu seyn, sein Vermögen zu vermehren. Eines seiner Lieblingsmittel war, daß er Erbzinsen, welche auf verfallenen Häusern und Grundstücken hafteten, folglich nicht waren bezahlet worden, wohlfeil kaufte, dann Klage erhob, das Grundstück subhastiren, und es sich für einen geringen Preis zuschlagen

ließ. Dabey gewann er bald, bald verlohr er aber auch; überdieß ward er dadurch in mannigfaltige Prozesse verwickelt, zu welchen er überhaupt geneigt gewesen zu seyn scheinet. Würde sich der Mann wohl so viele zweydeutige Mühe gegeben, sich so viele Sorgen und Verdruß gemacht haben, wenn er ein sicheres und leichteres Mittel gehabt hätte Reichthum zu erwerben? Er haderte dabey oft um eine sehr unbedeutende Kleinigkeit. Villain beschreibt aus den Acten einen weitläuftigen Prozeß, dessen Ende er nicht erlebte, und welchen er um eines Erbzinses willen von fünf Sols anfing.

Flamel, der seine Sorgen zwischen der Verwaltung und Vermehrung seines Vermögens und zwischen der Verbesserung seines künftigen Zustandes theilte, ging bereits mehrere Jahre vor seinem Tode mit seinem Testamente um, und da der Mann in allen Stücken sehr groß in Kleinigkeiten war, so scheint er hier diese ganze Kraft seiner Seele zusammen gefaßt und erschöpfet zu haben. Es ist in der That ein sonderbares Stück; es ist außerordentlich weitläufig, und enthält eine ungewöhnliche Menge von Vermächtnissen und Stiftungen; aber eben dadurch war es auch ungemein geschickt, bey dem großen Haufen Aufsehen zu machen. Aber wenn man es bey dem Lichte besiehet, (Denn Villain hat es aus der noch vorhandenen Urkunde abdrucken lassen,) so kann man nicht umhin, über die Schwachheit des Mannes zu lächeln, der das

für seinen Stand ansehnliche, aber doch immer noch sehr mäßige Vermögen in so viel kleine Theile, oft von wenigen Sols, zerstückelte, wobey man sich keine andere Absicht denken kann, als daß er noch nach seinem Tode seine Eitelkeit befriedigen, und viel Geräusch von sich machen wollte. Es kommt noch dazu, daß seine Vermächtnisse sein nachmahls gefundenes Vermögen weit überstiegen, wodurch die Vollzieher seines Testamentes nachmahls in so viele Verdrüßlichkeiten verwickelt wurden.

Die Vermächtnisse seines letzten Willens lassen sich in drey Classen theilen; einige sind Legata, welche ein für alle Mahl bezahlet werden sollten; andere sind ewige Stiftungen, und noch andere endlich Leibrenten. Zu den Legaten gehörete baares Geld, die übrigen Vermächtnisse aber waren auf die Einkünfte von seinen Grundstücken angewiesen. Die Legata betrugen zusammen, (alles mit eingeschlossen, was nicht zu den beyden folgenden Classen gehörte, z. B. neunzehn silberne Kelche für so viele Kirchen, wovon doch jeder noch nicht drey Mark wog,) 1440 Livres Parisis, oder 1800 Livres Tournois, welche nach jetzigem Gelde 12234 Liv. 15 Sols oder etwa 3058 Thaler ausmachen. Wäre auch dieses alles bar vorhanden gewesen, so war es denn für einen wohlhabenden Bürger nichts außerordentliches, und es würde kaum seyn bemerket worden, wenn er

es an zwey bis drey Personen vermacht hätte; aber da er es unter so viele Personen und Stiftungen vertheilte, so mußte es nothwendig Aufsehen machen. Aber auch das fand sich nach seinem Tode nicht einmahl, indem das vorhandene bare Geld, und die aus den Mobilien gelösete Summe kaum hinreichte, den vierten Theil der Legaten zu bezahlen, daher die Executores die Grundstücken mit zu Hülfe nehmen mußten.

Wenn man der hermetischen Legende glaubt, so haben Flamel und seine Frau vierzehn Kirchen und eben so viele Hospitäler in Paris gebauet, und mit reichlichen Einkünften versehen. Nun wenn das wahr wäre, so würde man bald an den Schmelztiegel glauben müssen. Doch die vielen aus seiner Zeit noch vorhandenen und zum Theil ihn selbst betreffenden Urkunden wissen kein Wort davon; aber das Testament gibt den Schlüssel zu diesem Mährchen. Er vermachte in der That an vierzehn Orten, und zwar theils Kirchen theils Hospitäler, — — und was denn? — — jedem einen jährlichen Zins von 10 Sols. — In der That ein großer Abschlag. Und auch dieses nicht einmahl umsonst, alle Jahr sollte jeder dieser 14 Orte an einem bestimmten Tage einen Kapellan in die Jacobi-Kirche schicken, welche eine Messe für ihn lesen sollten. Vierzehn Geistliche, die alle an einem Tage in die eine Kirche kamen, und für einen Verstorbenen Mes-

se lasen, mußten freylich Aufsehen machen. Der Pöbel staunte und glaubte, das geschehe aus Erkenntlichkeit für die unermeßlichen Reichthümer, die der glückliche Mann den vierzehn Kirchen und Hospitälern vermacht habe. Der Goldmacher hört das, nimmts auf Treu und Glauben an, vergrößerts auch noch ein bischen und pflanzt das Mährchen fort. Doch was Wunder? Die Herren bringen ja ihre Tage unter dem Blasebalge zu, daher der Wind nothwendig ihr liebstes Element ist.

Eine andere Verordnung in dem Testamente zielte gleichfalls darauf ab, Geräusch zu machen. Dreyzehn Blinde aus der Stiftung der Quinze-Vingts sollten alle Monathe im Jahre von einem Geistlichen mit vorgetragenem Kreutze in Prozession in die Jacobi-Kirche ziehen, und eine Messe für ihn anhören, und dafür bekam die ganze Gesellschaft jedesmahl 2 Liv. 7 Sols Parisis.

Nachdem nun Flamel auf diese und andere Arten reichlich so wohl für seine Eitelkeit, als auch für seine Seligkeit gesorgt hatte, so starb er den 22ten März vor Ostern 1417 d. i. nach unserer Jahrrechnung 1418, wie aus den noch vorhandenen Rechnungen hinlänglich erhellet. Sein Tod war das Signal zu vielen und langwierigen Streitigkeiten und Prozessen, welche theils von seinem zerstreueten in lauter kleinen Renten bestehenden Vermögen,

theils von der Menge seiner kleinen Vermächtnisse, theils aber auch von dem Zustande seines Vermögens selbst herrührten, wobey ich mich aber nicht lange aufhalten werde.

So lange Flamel lebte, konnte das Testament der Pernelle, wegen der gegenseitigen Schenkung nicht vollzogen werden. So bald er aber verstorben war, war die Vollziehung ihres Testamentes das erste, woran die beyderseitigen Executores dachten. Man fand sogleich Lücken in dem von der Pernelle hinterlassenen Vermögen, welche Flamel durch seine Schwindeley in dem Ankaufe ungangbarer Erbzinsen verursacht hatte, und wegen welcher man die Executores der Pernelle in Anspruch nehmen wollte. Mit Flamels Vermächtnissen ging es nicht viel besser; denn ein Theil der Erbzinsen, auf welchen sein Vermögen beruhete, ging noch während der Zeit, da die Executores mit der Vollziehung beschäftiget waren, verlohren, weil sie auf ruinirten Grundstücken hafteten, und die meisten übrigen verschwanden in der Folge, so daß 20 Jahr nach seinem Tode das wenigste von seinen Vermächtnissen mehr im Gange war. Da Andacht und Eitelkeit die herrschenden Leidenschaften dieses Mannes waren, so würde er für die Befriedigung beyder gewiß besser gesorget haben, wenn er andere Mittel besessen hätte, zu Reichthümern zu gelangen, als jeder anderer gewöhnlicher Mensch hat.

Die Prozesse, welche nach seinem Tode über seine Verlassenschaft entstanden, dauerten wenigstens bis 1440, denn bis dahin gehen die noch vorhandenen Acten.

Unter den noch vorhandenen und diese Erbschaft betreffenden Stücken ist das Haupt-Inventarium, welches die Testaments-Vollzieher gleich nach seinem Tode aufnahmen, nicht mehr vorhanden; allein man kann sein Vermögen, welches er bey seinem Tode hinterließ, aus andern Umständen sehr genau bestimmen. 1426 legten die Executores Rechnung ab, was sie in den sieben Jahren aus Flamels Vermögen eingenommen hatten, und dieses betrug in allem 2052 Liv. 10 Sols Parisis; theilet man diese in sieben Theile, so kommt auf das Jahr ungefär 280 Liv. Allein, da unter der obigen Summe auch der gefundene baare Vorrath, und die aus den Mobilien gelösete Summe, welche beyde Posten doch nicht bekannt sind, mit begriffen sind, so wird man das von Flamel für seinen Theil verlassene Vermögen nicht über 250 Liv. jährliche Renten annehmen können. Das ist nun das so oft gerühmte ungeheure Vermögen dieses Wundermannes, welches in erdichteten Zahlen so oft mit dummen Erstaunen ist angegaffet worden. Und noch dazu ruheten diese Einkünfte größtentheils auf sehr unsichern Grundstücken,

daher sie auch von Jahr zu Jahren abnahmen, bis sie fast völlig verschwanden.

Man siehet nunmehr von selbst, wie Flamel in den Verdacht eines ungewöhnlich großen Vermögens gekommen, woraus denn ganz natürlich die fernere Muthmaßung floß, daß er dieses Vermögen auf einem außerordentlichen Wege müsse erlanget haben. Er besaß ein für seinen Stand zwar ansehnliches Vermögen, welches aber doch immer nichts außerordentliches war. Allein er verstand die Kunst, mit diesem Vermögen ein ungewöhnliches Geräusch zu machen, und es weit größer darzustellen, als es wirklich war. Der große Haufe, der sich immer nur an den äußern Schein hält, nimmt nicht allein diesen für wahr an, sondern vergrößert ihn auch noch aus der ihm eigenen Liebe zum Wunderbaren, und da man ihm einmahl ein ungeheures Vermögen beylegte, wenigstens ein Vermögen, dessen Erwerb aus seiner Hanthirung nicht begreiflich war, so war es ganz natürlich, ihn für einen Mann auszugeben, der Gold machen könne. Macht es doch der Pöbel noch in unsern Tagen so; siehet er einen Mann, der sich durch Haushältigkeit und Fleiß mehr erwirbt, als sein stumpfer Kopf begreifen kann, so hat er entweder einen Bund mit dem Gott sey bey uns! oder er hat einen Schatz gefunden, oder er muß auch Gold machen können.

Alles das ist sehr natürlich; auch das ist nicht unbegreiflich, daß die Zunft der Goldhasen diese Volksmährchen ergreift, sie weiter ausschmückt, und für baare Münze verkauft, weil diese Herren sich an Verstande und Einsichten selten von dem großen Haufen unterscheiden. Aber daß auch Schriftsteller besserer Art, wie z. B. Borel in seinem Thresor des Recherches et Antiquités Gauloises, solche Erdichtungen für wahr halten, und sie weiter fortpflanzen können, würde unbegreiflich scheinen, wenn man nicht die Macht der Einbildungskraft unter dem Monde kennete.

Indessen scheinet es, daß selbst der große Haufe nicht einig gewesen, woher Flamel sein großes Vermögen bekommen habe, denn es muß schon eine sehr alte Ueberlieferung seyn, daß er sich nicht sowohl durch den Stein der Weisen als vielmehr durch allerley mit den eben damahls aus Paris vertriebenen Juden gespielten Betriegereyen bereichert habe. Unter den Neuern hat Gabriel Naude' (in den Naudaeanis, und in den Obſervatt. Ital.) dieses Vorgeben vor andern wahrscheinlich zu machen gesucht. Flamel sagt er, war ein Schreiber oder Notarius und war den Juden 1393 und 1394 in ihren Prozessen bedient. Da sie damahls aus ganz Frankreich vertrieben, und ihre Güter confisciret wurden, Flamel aber alle

Schulden, die sie ausstehen hatten, wußte, so verglich er sich insgeheim mit ihren Schuldnern, nahm von jedem eine Summe Geldes, wogegen er sie bey dem Könige nicht angab, und dadurch kam er in kurzem zu einem so großen Reichthume.

Die Sache ist nicht unmöglich, klingt wenigstens wahrscheinlicher, als das Vorgeben seiner Geschicklichkeit Gold zu machen, daher auch alle, welche nicht an hermetische Geheimnisse glauben, diese Erzählung weiter fortgepflanzet haben. Allein, zum Unglücke ist sie eben so sehr ein Mährchen, als das erste Vorgeben; denn in seiner obigen Geschichte, von welcher sich jeder Umstand mit noch vorhandenen Urkunden belegen läßt, findet sich keine Spur einiges mit den Juden gehabten Verkehres. Selbst der Grund, aus welchem seine Verbindung mit den Juden allenfalls begreiflich werden könnte, ist erdichtet. Flamel war kein Notarius, sondern ein bloßer Abschreiber oder Copist, und als ein solcher konnte er keine Prozesse führen. Aus den noch vorhandenen Urkunden erhellet, daß er sich in seinen eigenen Rechtshändeln immer anderer Personen zu Advocaten und Notarien bedienet, und ein so haushältiger Mann, als er war, würde diese Kosten gewiß ersparet haben, wenn er gekonnt hätte.

Daß Pernelle und ihr Mann endlich gestorben, würde für jeden nur halb gesunden Verstand keines weitern Beweises bedürfen, weil doch ein jeder Mensch sterben muß. Zum Ueberflusse sind in dem gegenwärtigen Falle Zeit, Ort und übrige Umstände aus Urkunden erweislich. Aber für die hermetische Zunft, deren eherner Glaube selbst Brocken der ersten Größe verschlingt, gelten alle solche Beweise nichts. Diese weidet sich mit dem Mährchen, daß beyde noch wirklich leben, und noch mehrere Jahrhunderte zu leben haben. Pernelle, sagt die Legende, stellete sich krank und starb dem Vorgeben nach, da man denn an ihrer Statt ein hölzernes Bild auf den Gottesacker der Unschuldigen begrub. Sie selbst reisete munter und gesund nach der Schweitz, wo sie ihren theuren Nicolaus erwartete, der nach einiger Zeit eben dieselbe Komödie spielet, ein langes Testament und große Stiftungen macht, und sich ein feyerliches Leichenbegängniß halten läßt; aber in der Stille zu seiner Pernelle reiset, und mit ihr die Welt durchwandert, indem beyde vermöge des vollkommenen Elexirs, oder der Universal-Medicin von der höhern Art die Kraft haben tausend Jahre zu leben.

So abgeschmackt auch das Vorgeben ist, so ist es doch wirklich noch Bescheidenheit gegen die fast ganz unbegreifliche Unverschämt-

heit, mit welcher Paul Lucas, der auch wegen anderer Mährchen so berüchtigte Reisebeschreiber, behauptet, einen seiner Collegen selbst gesprochen, und von ihm dessen wahre Geschichte erfahren habe. Wunders halber will ich die ganze Mähre hersetzen; sie stehet in seinem Voyage de la Grece, Th. 2. S. 106 f. In Brousse lernte der Windbeutel einen Usbeckischen Dervis kennen, dessen äußeres Ansehen gleich etwas besonderes versprach; und das war denn kein Wunder, weil er schon weit über hundert Jahr alt war. Er sagte dem Franzosen, es wären ihrer sieben, welche in der Welt herumwanderten, um immer vollkommner zu werden. Wenn sie von einander gingen, so nähmen sie Abrede, in welcher Stadt sie sich wieder treffen wollten, und dahin kämen sie denn nach 20 Jahren zusammen. Diesmahl war Brousse der Sammelplatz der sieben Weisen, und ihrer vier waren bereits zugegen. In dem Gespräche mit dem Dervis kamen sie auch auf den Stein der Weisen, dem der Türke eine prächtige Lobrede hält und unter andern auch sagt, daß man vermittelst desselben sein Leben auf 1000 Jahre bringen könne. Lucas lacht, und führt den Flamel an, der ungeachtet seines philosophischen Steines doch wie andere Menschen sterben müssen. Der Dervis läugnet das, und versichert, daß er ihn mit seiner Frau noch vor drey Jahren in Indien gesehen habe, und daß Beyde seine ver-

trautesten Freunde wären, und nun folgt ihre schöne Geschichte.

Unsere Weisen, sagt der Dervis, finden sich in allen Secten. Zu Flamels Zeiten lebte ein solcher in der Jüdischen Nation, der aus Neigung seine Glaubensbrüder in Frankreich zu besuchen, aus Asien nach Paris ging, und daselbst einen Rabbiner kennen lernte, der auch an der Goldkrankheit darnieder lag, die er ihm heilte, indem er ihm 90 Pfund Bley in so viel feines Gold verwandelte. Der Rabbiner wird hitzig, und sucht den Tausendkünstler bey sich zu behalten; da aber dieser auf seinen Vorsatz, wieder nach Asien zu gehen, bestehet, so ermordet er ihn, und erobert auf diese Art alle seine Geheimnisse. Allein die Sache wird verrathen, und der Rabbiner wird lebendig verbrannt. Kurz darauf werden die Juden aus Frankreich vertrieben. Flamel, der menschlicher gesinnet war, als andere Pariser, nahm sich ihrer unter der Hand an, daher viele derselben ihm ihre Geschäfte anvertraueten. Unter andern gab auch ein Jüdischer Kaufmann ihm alle seine Schriften und Handelsbücher in Verwahrung, und unter diesen befanden sich auch die Schriften des ermordeten Weisen. Flamel schloß aus den Figuren sogleich auf hermetische Geheimnisse, reiset nach Spanien und läßt sich die Schriften von den dasigen Juden übersetzen. Hiermit gehet er wieder nach Pa-

ris, fängt mit seiner Frau an zu arbeiten, entdeckt das Geheimniß und erwirbt große Reichthümer. Seine Freygebigkeit, und die großen Gebäude, die er aufführen läßt, machen Aufsehen, und er befürchtet in Verhaft genommen zu werden. Er beschließt also Frankreich zu verlassen; seine Frau stirbt zum Scheine, reiset aber nach der Schweitz. Bald darauf besticht Flamel die Aerzte und Geistliche, läßt sich ein Leichenbegängniß halten, und reiset seiner Frau nach. Von dieser Zeit an haben Beyde ein philosophisches Leben geführet, und halten sich bald in diesem, bald in einem andern Lande auf. — So geschickt wußte Lucas, oder wer sonst Erfinder dieser Geschichte ist, alle Volksmährchen von dem Flamel in ein einziges zusammen zu schmelzen.

Da nun, wie aus dem obigen erhellet, Flamel nichts weniger, als ein Adeptus war, so folget ganz natürlich, daß er auch nicht Verfasser der vielen alchymystischen Schriften seyn kann, welche ihm beygeleget werden, und welche alle Goldköche noch jetzt mit großer Ehrfurcht anstaunen. Er ist es auch gewiß nicht, und alle, welche unter seinem Nahmen herumschleichen, sind ihm zuverlässig untergeschoben. Indessen hat man in Ansehung dieses Punctes doch wirklich einigen Schein gehabt, wenigstens mehr, als bey den übrigen Erzählungen, die man auf dessen Rechnung verbreitet hat.

Einige dieser Schriften sind in der That von seiner Hand, wie aus seinem beygefügten Nahmen, und der Zeit, wenn er die Schrift vollendet, deutlich genug erhellet. Das ist nun wohl nicht zu läugnen; aber wenn sie auch wirklich alle von seiner Hand wären, und alle seinen Nahmen aufzuweisen hätten, so würde daraus doch noch nicht folgen, daß er auch Verfasser derselben ist. Er war ein Abschreiber, schrieb also alles ab, was ihm abzuschreiben gegeben wurde, ohne sich um den Inhalt zu bekümmern, und da war denn nichts gewöhnlicher, als daß die Abschreiber ihren Nahmen, und die Zeit, wenn sie die Abschrift vollendet, darunter setzten. Da Flamel geschworner Abschreiber der Universität war, so scheinet diese Unterschrift seines Nahmens um der Glaubwürdigkeit der Abschrift willen, noch nothwendiger gewesen zu seyn. Wer mit den Handschriften der mittlern Zeit nur ein wenig bekannt ist, dem darf man alles das nicht beweisen. Es ist also ganz natürlich, daß Flamel allerley Bücher abschreiben mußte. Naude versichert zu Rom, in der Bibliothek des Cardinals Bagnio den Roman de la Rose des Johan de Mehun und des Clopinel gesehen zu haben, welchen Flamel abgeschrieben, und solches mit seinem Nahmen bestätiget habe. In den Bibliotheken Frankreichs werden solcher Bücher gewiß noch mehrere seyn. Unter diesen von ihm abgeschriebenen Büchern werden

nun ohne Zweifel auch alchymistische gewesen seyn, weil die hermetische Thorheit schon lange vorher durch die Araber unter den Christen war verbreitet worden, und man mehrere genannte und ungenannte Goldmacher dieser Zeit kennet. Es kann auch seyn, daß Flamel aus Geitz mit Büchern dieser Art einen besondern, ihm einträglichen Handel getrieben, weil es zu allen Zeiten Thoren gegeben hat, welche dergleichen Unsinn theuer bezahlen. Aber daraus folgt wieder nicht, daß er alle diese Bücher auch selbst verfertiget hat, wie der gemeine Irrthum will. Wer weiß indessen, ob nicht eine oder die andere solcher von ihm bloß copiirter Schriften zu dem ganzen Mährchen von seiner hermetischen Weisheit Anlaß gegeben, oder dasselbe doch wenigstens mächtig unterstützet hat. Doch dem sey, wie ihm wolle, so sind mir folgende Schriften bekannt geworden, welche man theils früher, theils später ihm beygeleget hat.

1. Sommaire philosophique, welches unter den Kunstliebhabern auch unter dem Nahmen des Roman de Flamel bekannt ist. Es ist ein altes hermetisches Gedicht, welches aus 656 Versen bestehet, und der Sprache nach gar wohl in die Zeiten Carls 6 gehöret. Es schließt sich so:

Dont prierai l' Haut Createur
Qu' il doint la grace à tout bon coeur

D' Alchymistes qui sont sur terre,
Briévement le poulet conquerre,
Pour puis en être alimenté
Nourri et très-bien substanté,
Comme ce peu qu' ici déclare
Me vient du haut Dieu notre Pere
Qui pour sa bénigne bonté,
Le m' a donné en charité:
Donc vous fais ce présent petit
Afin que meilleur appetit
Ayés cherchans et suivans train,
Qu' il vous montre soir et matin:
Lequel j'ai mis sous un Sommaire,
Afin qu' entendiez mieux l'affaire
Selon des Philosophes sages,
Les dits, qu' entendez d' avantage.
Ie parle un peu ruralement:
Par quoi je vous prie humblement,
De m' excuser et en gré prendre
Et à fort chercher toujours tendre.

Weder hier noch in dem ganzen Werke kommt die geringste Spur vor, aus welcher man etwas zur Entdeckung des Verfassers schließen könnte. Auch der Titel Sommaire philosophique ist neu; denn nach dem Borel soll es ein Auszug aus der ähnlichen Schrift des Trevisan, eines andern berühmten Goldkoches seyn. Aber was brauchte ein Adept, der in dem Werke selbst versichert, daß er das große Geheimniß drey Mahl gemacht habe, sich mit

fremden Federn zu schmücken? Ohne Zweifel fand ein Fantast die Handschrift in einer alten Bibliothek und glaubte ihr dadurch einen höhern Werth beyzulegen, wenn er sie dem Flamel zuschrieb, den die Mährchen des Volkes bereits zu einem Goldmacher erhoben hatten. Dieser Fantast war nun allem Ansehen nach Jacob Gohorry, ein Pariser; wenigstens ist er der erste, welcher diese Schrift herausgegeben, und sie zugleich dem Flamel beygelegt hat. Er gesellete ihr noch zwey ähnliche Schriften anderer Verfasser zu, und ließ alle drey unter folgendem Titel drucken; La transformation metallique, trois anciens traités en rime Françoise; savoir: la Fontaine des Amoureux de science, par I. de la Fontaine. Les remonstrances de nature à l' Alchymiste, par Iean de Meung. Le Sommaire philosophique de Nic. Flamel, Paris 1561, 8. Seit dieser Zeit ist das Ding mehrmahls gedruckt, und in mehrere Sprachen übersetzt worden. Lateinisch stehet es in dem Museo hermetico reformato et amplificato. Frankfurt, 1677, 1678. in 4. Deutsch in Flamels Chymischen Werken an das Licht gestellet von F. R. (Fridrich Rothscholz,) Nürnberg in 8.

2. Le Livre des Figures hieroglyphiques de Nic. Flamel, ainsi qu' elles sont en la quatrième arche du Cymetiere des Innocens à Paris — traitant de la transmuta-

tion metallique, non jamais imprimé. Traduit de Latin en François par P. Arnauld, Sieur de la Chevallerie, Gentilhomme Poictevin. Diese Schrift erschien mit noch zwey andern zuerst unter folgendem Titel: Trois traitez de la Philosophie naturelle, du très-ancien Philosophe Artephius. Lat. Franc. Plus les Figures Hieroglyphiques de Nic. Flamel et le vrai Livre de la Pierre philosophale du docte Synesius. Paris, 1612, 4; und mit einem bloß neuen Titel, eben daselbst, 1659, und abermahls, 1682, 4. S. davon Clement Bibl. cur. Th. 2, S. 149. Deutsch stehet es: Zwey auserlesene Chymische Büchlein, 1. das Buch der hieroglyphischen Figuren Nic. Flamelli, und 2. das wahrhafte Buch des gelahrten Griechischen Abts Synesii. Ohne Ort, 1680, 8. Man läßt den Flamel hier nicht allein die vorgegebenen hieroglyphischen Figuren an dem von ihm gebauten Schwibbogen auf dem Kirchhofe der Unschuldigen beschreiben, sondern auch die ganze Geschichte erzählen, wie er zu dem Steine der Weisen gekommen. Ich habe bereits oben bemerket, daß alles die albernste Erdichtung von der Welt ist, von welcher der vorgegebene Uebersetzer ohne allen Zweifel der Urheber ist, zumahl da das lateinische Original noch von niemand ist gesehen worden.

3. Quelques remarques ou maximes chymiques de Nic. Flamel et de Bernard Tre-

visan; befand sich handschriftlich in Thevenots Bibliothek, mit welcher es in die königliche zu Paris gekommen ist. Vermuthlich ist es auch gedruckt und in mehrere Sprachen übersetzt, wenn es anders mit folgenden eine und eben dieselbe Schrift ist: Annotationes Chymicae ex Democrito, Gebro, Lullio Villanovano, aliisque autoribus. Basel, 1600, 8; ingleichen mit Bernh. Trevisani Schrift de chymico miraculo. Basel, 1583, 8, und Strasburg, 1613, 8, in dem ersten Theile des Theatri chymici.

4. Kleinod der Philosophie oder das Original der Begierde. Ohne Ort, 1669, 8; ist mir nur aus der Uebersetzung bekant.

5. Der Abbt Pernety will in der gleich anfangs gedachten Widerlegung des Villain einen von dem Flamel 1414 eigenhändig geschriebenen Psalter gesehen haben, welcher an dem Rande mit einer alchymischen Schrift in einer sehr dunkeln allegorischen Schreibart beschrieben sey. Pernety gibt zwar nicht an, wo dieser Psalter befindlich sey; allein, da Flamel ein Schreiber war, so ist es sehr möglich, daß er mehr als einen Psalter abgeschrieben hat. Allein, daß er zugleich Verfasser der an dem Rande geschriebenen alchymistischen Possen sey, ist nach dem vorigen wenigstens höchstens unwahrscheinlich. Die Sache wird dadurch noch unwahrscheinlicher, daß diese Schrift an sei-

ner Frauen Schwestersohn, Colin, gerichtet seyn soll, dessen Glück er dadurch machen wollen; ein sonderbares Glück, einen armen Menschen mit einem unverständlichen Geschwätz zu beschenken, den er, wenn er wirklich die goldne Kunst verstanden hätte, auf eine weit leichtere und bessere Art hätte glücklich machen können. Aus der wahren Geschichte erhellet, daß Flamel sich nach dem Tode seiner Frau um ihre Schwesterkinder nicht weiter bekümmert; wenigstens kommen sie in den vielen vorhandenen Urkunden mit keiner Sylbe weiter vor.

6. Annotationes ad Dionysium Zachariam. Ohne Ort, 1602, 8; auch in dem Theatro chymico, Strasburg, 1613, Th. 1; ingleichen in des Joh. Jac. Manget Bibliotheque Chymique. Genf, 1702. Diese Schrift führet den Beweis ihrer Erdichtung so gleich an ihrer Stirn, indem Zacharias um 1550, also über anderthalb Jahrhunderte nach dem Flamel lebte.

7. Borel und Lenglet du Fresnoy in der Histoire de la Philos. Hermet. führen noch mehrere Schriften von ihm, welche vermuthlich nur in den Handschriften herumschleichen, z. B. La vraye Pratique de la noble science d' Alquimie ou les Laveures de Flamel; La Musique Chymique de Flamel; Le grand Eclaircissement de Flamel, welches doch dem Borel zu Folge bloß ein Stück eines größern Wer=

kes eines gewissen Christophe Parisien seyn soll; Le Desir desiré, ou le Livre des six paroles, und andere mehr, welche, wenn sie wirklich aus seinem Zeitraume sind, und seinen Nahmen am Ende führen, allenfalls von ihm können seyn abgeschrieben, aber wohl schwerlich verfertiget worden. Denn wenn er auch Fantast genug dazu gewesen wäre, so hatte doch der Mann, wie aus seinem Leben erhellet, theils mit seinem Gewerbe, theils mit der Verwaltung seines Vermögens zu viel zu thun, als daß er für solche betrügliche Possen hätte Zeit übrig behalten können; der Nahme betrügliche Possen ist gewiß nicht hart, denn noch hat keiner aus diesen und andern ähnlichen Skarteken Gold machen gelernet, wohl aber haben viele tausend schwache Köpfe Verstand, Vermögen und Gemüthsruhe dadurch verlohren.

8. Nichts desto weniger sind die ihm beygelegten Schriften mehr als einmahl zusammen gedruckt worden, wenigstens in Deutscher Sprache. So gab Johann Lange sie zu Hamburg zweymahl heraus, nehmlich 1673 und 1681, in 8, und Friedrich Rothscholz, der eifrige Verehrer solches Unsinnes ließ sie zu Nürnberg, ohne Meldung des Jahres, aber um 1730, in 8 gleichfals wieder auflegen. Da ich keine dieser Sammlungen gesehen habe, so weiß ich auch nicht, was von den im vorigen angezeigten Schriften darin befindlich ist.

36. Pierre de Montmaur, ein Niederträchtiger. *)

Hat je die Satyre ihre muthwillige Geissel über einen Elenden geschwungen, haben je die größten Köpfe ihrer Zeit ihren Witz und Laune über einen Niederträchtigen ergossen, und hat je ein Mensch alle solche Anfälle mit der dämmsten Gleichmüthigkeit ertragen und dabey seine Disteln mit langöhriger Unempfindlichkeit gekäuet, so war es Pierre de Montmaur. Vielleicht rührte diese Verläugnung seiner selbst von dem Bewußtseyn her, daß dieß das einzige Mittel war, seinen Nahmen zu verewigen, der ohne diese Denkmahle des bittersten Spottes gewiß nicht würde auf die Nachwelt gekommen seyn.

Montmaur gleicht mehrern großen Männern wenigstens darin, daß sein Vaterland ungewiß ist. Menage sagte im Scherze, er sey in regione Pedana, in dem Lande der Pedanterie gebohren. Der Verfasser der Histoire de la Vie et

*) Baile in seinem Diction. vornehmlich aber: Histoire de *P. de Montmaur* par M. de *Sallengre*. Haag, 1751, zwey Bänden in 8, wo doch die zusammen gedruckten Satyren auf den Montmaur den größten Theil des Werkes ausmachen.

de la Mort du Grand Mogor läßt ihn aus Cahors herstammen, und sagt, daß seine Mutter daselbst als eine feile Weibsperson gelebt habe. Auch Feramus gibt Quercy für sein Vaterland aus. Montmaur selbst soll Cahors für seine Vaterstadt ausgegeben haben, vielleicht nur, seinen wahren Ursprung zu verbergen, denn Baluze, der es sehr wohl wissen konnte, versicherte den Sallengre, daß Belaille, ein Dorf in Unter=Limousin, zwischen Tulle und Brive, sein wahrer Geburtsort gewesen.

Daß er von dem niedrigsten Stande gewesen, würde man schon aus seiner niedrigen Denkungsart und ungebildeten Sitten schließen können, wenn es auch sonst nicht bekannt wäre. In der Marmitodeificatione sagt Merkur zur Lucina: „du weißt zuverlässig nicht, „wer seine Mutter war, und selbst Jupiter, der doch „alles weiß, hat seinen Vater nie gekannt.„ Doch was Jupiter nicht wußte, das wußte Baluze, der den Sallengre versicherte, daß sein Vater ein Bauer gewesen. Diese geringe Abkunft würde ihm gewiß nicht zum Nachtheil gereichet haben, wenn er sie nicht durch seine Sitten sein ganzes Leben hindurch verrathen hätte. Kein Schriftsteller hat das Jahr seiner Geburt aufgezeichnet, und Sallengre erfuhr bloß durch Umwege, daß er 1576 geboren worden.

Nachdem er seine Mutter verlohren hatte, kam er nach Bourdeaux und studierte daselbst

selbst bey den Jesuiten; allein, da er blutarm war, so mußte er seinen nothdürftigen Unterhalt damit erwerben, daß er den übrigen Schulkindern die Bücher nachtrug. Da die Jesuiten ein gutes Gedächtniß an ihm bemerkten, so machten sie sich viele Hoffnung von ihm, nahmen ihn in ihrem Orden auf, und schickten ihn nach Rom, wo er die Grammatik drey Jahre mit Beyfall lehrete. Allein die Freude war von keiner langen Dauer, denn ehe man es sich versieht, ist Montmaur nicht mehr in dem Orden. Er gab vor, die Jesuiten hätten ihn seiner schwächlichen Gesundheit wegen entlassen; allein wer den Geist des Ordens kennet, wird das nicht sehr wahrscheinlich finden. Ueberdieß verrieth Montmaur in der Folge den stärksten und dauerhaftesten Körper, so wie man ihn von einem Menschen von seiner geringen Herkunft nur erwarten konnte. Andere behaupteten daher, er habe falsche Empfehlungsschreiben ausgegeben, und dabey das Siegel des Provinzials nachgemacht, daher man ihn aus dem Orden gejagt habe.

Was nun auch die Ursache seiner Entlassung aus dem Orden gewesen seyn mag, so begab er sich nach Avignon, wo er das Handwerk eines Charlatans trieb, und sich damit viel Geld erwarb. Allein, der Magistrat jagte ihn und alle Fremden aus der Stadt, daher er sich nach Ton=

louse und nach einigem Aufenthalte nach Paris begab. Was er in Toulouse angegeben, wird nicht gemeldet; allein in Paris legte er sich auf die Rechtswissenschaft, ward Advocat, und fing an fremde Prozesse zu führen. Allein da er zu ungeschickt, und vielleicht auch zu ungesittet war, so wollte niemand ihm seine Rechtshändel anvertrauen, daher gab er auch dem Justinian den Abschied. In der Ungewißheit, womit er nunmehr sein Brodt erwerben sollte, hörte er, daß der Cardinal Richelieu den Dichtern viel Gutes erweise, und sogleich ward er ein Poet, verfertigte Anagrammen, Akrosticha und andere poetische Tändeleyen. Zuweilen hob er sich bis zur Elegie, wovon noch eine übrig ist.

Ob der Cardinal seine hungrige Muse gefüttert habe, ist nicht bekannt. Man weiß nur, daß er 1617 Lehrer des Roger de Choiseul ältesten Sohnes des Carl de Choiseul, Marquis de Praslin ward, welcher zwey Jahre darauf die Würde eines Marechal de France erhielt. Montmaur muß sich früh mit einiger Kenntniß der Griechischen Sprache gebrüstet haben, denn man pflegte ihn damahls nur den Griechen zu nennen; indessen wird aus dem folgenden erhellen, daß seine Kenntniß dieser Sprache von keiner großen Bedeutung war. Zwar ward er 1623 wirklich königlicher Professor der Griechischen Sprache zu

Paris; allein er hatte diese Beförderung nicht seinen Verdiensten, sondern bloß dem bey dem Marquis de Praslin ersparten Gelde zu danken, indem er diese Stelle dem Hieronymus Goulu abkaufte. Montmaur bekleidete diese Stelle 25 Jahr, und starb den 7ten Sept. 1648 in einem Alter von 74 Jahren. Die eigentlichen Umstände seines Lebens sind also sehr kurz und unbedeutend; allein zum Glück ist sein Charakter für den Geschichtschreiber desto fruchtbarer.

Er war nicht ohne Fähigkeiten; besonders besaß er ein außerordentliches Gedächtniß, daher er zu den Sprachen geschickt war, vieles gelesen hatte, und das Gelesene nicht selten an den schicklichsten Orten wieder anzubringen wußte. Er besaß auch Witz; nur Schade, daß er von der boshaftesten Art war, und seiner schlechten Erziehung wegen nicht selten in das Niedrige fiel. Bey diesen Umständen hätte er immer ein guter, mittelmäßiger Professor seyn können, dergleichen es so viele gibt, hätte nicht sein niederträchtiger Geitz das wenige Gute in ihm ganz verdorben, und ihn sehr frühe zu einem Gegenstande des Spottes und der Verachtung gemacht. Er konnte, da er unverheirathet war, von seiner Professur sehr gemächlich leben, indem er überhaupt 5000 Livres jährliche Einkünfte gehabt haben soll; allein er

zehrte lieber auf anderer Kosten, und machte aus dem Schmarotzen sehr bald ein ordentliches Handwerk, welches ihm desto besser gelang, da man ihn wegen seines boshaften verläumderischen Witzes gern an den Tafeln der Großen hatte, zumahl da er für eine gute Mahlzeit gern einen Spaß mit sich machen ließ. In solchen Gesellschaften war es auch leicht, mit ein wenig sehr seichter Gelehrsamkeit zu glänzen, denn daß des Montmaur Kenntnisse von dieser Art waren, erhellet aus seinen Werken, welche Adrian de Valois unter dem Nahmen Quintus Januarius Fronto heraus gab, und welche noch tief unter dem Mittelmäßigen sind, und den schwachen Kopf und unverschämten Schwätzer in seiner ganzen Größe darstellen.

Daß auch sein Witz gerade von der unwürdigsten Art war, erhellet daraus, weil er immer nur in Anagrammen und Anspielungen bestand, welche letztere oft schmutzig, allemahl aber boshaft waren. Seine Ausschweifung in solchen Kindereyen machte, daß man dergleichen Wortspiele in Frankreich lange Zeit Montmorismes nannte, so wie man in Griechenland, solche Wortspiele vorbringen, γοργιαζειν nannte, weil der Redner Gorgias darin sehr stark war.

So unbedeutend nun auch seine Gelehrsamkeit, und so groß seine Abneigung vor allen gelehrten Beschäftigungen war, so unbe-

gränzt war doch seine Ruhmredigkeit und Prahlerey, welche desto unerträglicher war, je weniger sie mit ein wenig Geschmack gewürzt war. Da er über dem Schmarotzen auch seine Vorlesungen versäumte, und daher befürchten mußte, daß man ihm seine Professur nehmen möchte, so ließ er einmahl anschlagen, daß er über den Hesychius lesen wollte. Hier ist sein Anschlag selbst, welcher den Windbeutel in seiner ganzen Größe darstellet.

Cum Deo Petrus de Montmaur, Graecarum Litterarum Regius Professor, Hesychii recondita eruditione refertas Glossas visendas, fruendas proponet, lectissimis parenchiresibus earundem praestantiam patefaciet; auctorem eximium non fuisse alienum a Christianis pietatis nostrae sacris praefationis epicheremate demonstrabit; arduis vocibus explanationem asseret, vetustis novitatem, novis auctoritatem, obsoletis nitorem, obscuris lucem, fastiditis gratiam, dubiis fidem, in omnibus vero Deum quaeret et in Deo omnia, quo digna (ipso faciente) proferentur, ne quid piis cogitationibus, his praesertim sacris statis ceremoniis et esurialibus feriis pereat. Τα καλα ἔξω. Die Martis hora 7 antemeridiana, in auditorio Franciae novo.

Man bemerke, daß er die Woche nur eine Stunde lesen will, und noch dazu zu einer Stunde, in welcher die ganze Pariser Welt

noch schläft. Es war daher kein Wunder, daß er keine Zuhörer hatte, und man ihn nur die Stimme dessen, der da schreyet in der Wüsten nannte.

Am besten erhellen seine Gelehrsamkeit, seine Prahlerey und seine Unverschämtheit aus folgender Geschichte, welche Nicolaus Bourbon dem Claude de Mesmes, Grafen d' Avaux in einem lateinischen Briefe erzählet. Bourbon kam einmahl mit dem Montmaur bey dem Kanzler zusammen, und der Unhold hatte daselbst, wie gewöhnlich das große Wort, und citirte bey Gelegenheit einer Stelle Pauli, worin er auf die Fechter und Verdammten anspielet, eine Menge Griechischer und lateinischer Schriftsteller. Bourbon setzte ein Mißtrauen in seine Anführungen, und rieth der Gesellschaft, ihm nicht eher zu glauben, bis er die angeführten Stellen vorwiese; und dabey hatte es damahls sein Bewenden. Als Bourbon nach Hause gekommen war, schlug er die vorgegebenen Stellen nach und fand, daß von allem, was der Wintbeudel vorgegeben hatte, auch nicht ein Wort wahr war. Als dieser zwey Tage darauf wie gewöhnlich, wieder zu dem Kanzler zu Tische kam, zog man ihn mit seinen angeführten Stellen auf; allein er war unverschämt genug, die Wahrheit seines Vorgebens zu behaupten, und schrie, ehe noch die Tafel geendigt war, gebt mir den Hesychius, den Mani-

lius, den Strabo u. s. f. Bourbon holt die Bücher, und die ganze Gesellschaft stehet voller Erwartung der Dinge, die da kommen sollten, denn obgleich jeder den Mann kannte, so machte doch die große Zuversicht des Menschen die Gesellschaft zweifelhaft. Die verlangten Bücher werden vor den Kanzler auf den Tisch gelegt, und zwey Requeten-Meister, verschiedene Grafen, Aebte und andere Personen vom Stande stellen sich um ihn herum. Der Kanzler eröfnet das Verhör, bestimmt die Streitfrage, und fordert nunmehr den Montmaur auf, seine Beweisstellen aufzuschlagen. Allein dieser fängt nunmehr an zu schikaniren und Ausflüchte zu suchen, klagt über die Ausgaben und fordert andere, bringet Sachen auf das Tapet, welche nicht dahin gehören, und sucht sich auf alle nur ersinnliche Art aus dem Handel zu ziehen. Nachdem der Streit anderthalb Stunden gedauert hatte, that der Kanzler den Ausspruch, daß Montmaur falsch citiret habe, worauf ein allgemeines Gelächter den Beschluß machte. Der Holländische Gesandte, d' Espesses, welcher mit bey der Komödie gegenwärtig war, machte aus dem Stegereife folgende Verse darauf:

Monmor c'est fait de ta mémoire,
Tu bronches sous le vieux Bourbon,
Tous les Auteurs te font faux bond,
Si tu n'as recours au Grimoire.

In der Marmitodeificatione wird eine andere ähnliche Geschichte erzählet. Bey einer feyerlichen Versammlung der Universität entstand ein lebhafter Streit zwischen dem Bischofe von Paris und dem Rector, wer von beyden den Vortritt haben sollte. Da der Streit auf der Stelle nicht ausgemacht werden konnte, so verglich man sich, an einem gewissen Tage zusammen zu kommen, und über die Sache zu rathschlagen. Montmaur gehörte zwar nicht mit dazu; allein weil er erfahren hatte, daß es bey dieser Gelegenheit eine gute Mahlzeit gebe, die er sich gerne mit zu Nutze machen wollte, so trat er ungebethen in die Versammlung, redete selbige an, und sagte, daß sie sich unnöthige Mühe mache, indem die Frage längst entschieden sey. Gerson sage nehmlich ausdrücklich, daß der Rector der Universität den Rang vor den Bischöfen habe, Rector Universitatis praecedere debet Episcopos. Diese Worte waren ein Donnerschlag für die Bischöfe, und die Zuversichtlichkeit, mit welcher Montmaur den Ausspruch that, verstattete keine Einwendung, denn wer hätte glauben sollen, daß ein Professor unverschämt genug seyn würde, so etwas zu behaupten, wenn er nicht Grund für sich gehabt hätte. Indessen stieg doch einem derselben ein Bedenken auf, daher er den Schwätzer bath, die Stelle vorzuweisen. Montmaur forderte mit der ihm eigenen Stirn Gersons Opera, und fing an zu blättern, und blätterte eine

lange Weile. Da sich die verlangte Stelle immer nicht finden wollte, so schmähete er bald auf sich selbst, bald auf das Buch, bald auf die Ausgabe. Endlich forderte er die Baseler Ausgabe, (eine seiner gewöhnlichen Behelfe;) allein man sagte ihm, daß Gersons Werke niemahls in Basel wären gedruckt worden. Nun schreyet er, so geben sie mir die mit der alten Gothischen Schrift. — Sie kommt, er blättert und blättert — ha! schreyt er endlich triumphirend, ἑυϱηκα, ἑυϱηκα, hier ist sie, legt die Finger auf die eine Stelle des Buches und zeiget sie von weiten. Die Bischöfe erschrecken zum zweyten Mahle, und stehen auf, sich durch den Augenschein von der demüthigenden Wahrheit zu überzeugen, — aber auf einmahl fällt dem Windbeutel das Buch aus der Hand, die Stelle verblättert sich, und so viel er auch von neuem sucht, so kann er sie doch nicht wieder finden. Er wird böse, beißt sich in die Nägel, und stampft mit dem Fuße, und sucht auf diese Art seinen Betrug zu verbergen. Allein die Bischöfe bemerkten nunmehr den Kniff, lasen ihm den Text und schalten ihn einen Betrieger. Doch das focht ihn weiter nicht an, wenn er damit nur eine Mahlzeit Essen erkaufen konnte.

Da seine ganze Gelehrsamkeit entweder Wind, oder wenn es hoch kam, bloßer seichter Gedächtnißkram war, so darf man sich nicht

wundern, daß er bey einer gewissen Gelegenheit die Stelle in Virgilius,

— Est mollis Flamma medullas,

nicht exponiren konnte, und behauptete est stehe hier für habet; daß er den Dio mit dem Dionysius verwechselt; daß er einmahl ein ganzes Capitel aus einem Briefe Pauli las, und glaubte, daß er ein Capitel aus dem Marco läse, und bey jedem Worte den schönen Styl des Evangelisten bewunderte, u. s. f.

Da er sich an den Tafeln der Großen immer gern mit Stellen aus Griechischen Schriftstellern brüstete, weil er wußte, daß immer die wenigsten Anwesenden diese Sprache verstanden, daher er hier ungestraft lügen konnte: so pflegte man ihn nur den Griechen zu nennen. Indessen kann es seyn, daß man ihm diesen Beynahmen gegeben, um ihn von dem Requeten-Meister Montmor, der mit ihm zu einer Zeit lebte, zu unterscheiden.

Montmaur wohnte in dem Collégio Boncour, welches auf einem Hügel liegt, und dieser Umstand ward von der Laune seiner Spötter vortreflich genutzt, denn man sagte, er habe sich bloß darum in dem höchsten Theile der Stadt einquartiret, um den Rauch aus den Feuermauren desto besser beobachten zu können. Sehr schön druckt den Gedanken Feramus folgender Gestalt aus:

Qua posuit stabiles Parisina academia sedes
In monte excelso, mons eminet altior. Illic
Exigua parvos habitat mercede penates
Non illic studia, et docti vicinia Phoebi
Pellexere hominem, sed ut hinc toti incubet
urbi,
Majoresque alto speculetur vertice fumos,
In tua jejunus ruiturus prandia, *Memmi*,
Vel famose tuae, *Bonelli*, fercula mensae,
Seu vestras, *Hanequine*, dapes tanta arte pa-
ratas,
Et quicunque alii mensa praestatis opima
Luculli illustres, Maecenatesque beati.

Allein, wenn er von dieser Lage den Vortheil hatte, daß er aus seiner Höhe jeden Tag die geschäftigsten Küchen wittern konnte, so hatte sie wieder den Nachtheil, daß er von denjenigen Tafeln, an welchen er gewöhnlich schmarotzte, zu entlegen war, daher er sich ein Pferd zulegen mußte, und dieses Pferd war unter den witzigen Köpfen seiner Zeit eben so berühmt, als der Rossinante des Don Quixote, vermuthlich weil es viele Aehnlichkeit mit demselben hatte. Aus Geiz gab er demselben nichts zu fressen, sondern der arme Gaul mußte warten, bis er seinen Herrn zu einer wohlbesetzten Tafel trug, und dann kam es auf den Wirth oder dessen Leute an, ob sie aus Mitleiden auch seinen Gaul füttern wollten oder nicht. Oft war er auch dreist genug ausdrücklich zu verlangen, daß man sein Pferd nicht vergessen möchte.

Ich habe schon bemerkt, daß dem Montmaur keine Niederträchtigkeit zu groß war, wenn er nur damit die Füllung seines Wanstes erkaufen konnte. Er war daher das gewöhnliche Ziel des Spottes und der Laune an denjenigen Tafeln, welche er zu brandschatzen pflegte. Indessen ist nicht zu läugnen, daß er seinen Witz in solchen Fällen oft sehr gut anzubringen wußte. Er speisete einmahl bey dem Kanzler Seguier, und als das Essen aufgetragen wurde, schüttete der Bediente eine Schüssel Brühe über ihn her. Montmaur sahe wohl, daß die Sache angestellet war, ließ sich aber nichts merken, sondern sahe bloß den Kanzler an, und sagte: Summum jus, summa injuria. Man bemerke hier das Wortspiel mit dem Worte jus, auf welchen sein Witz fast immer gestimmet war.

Menage hatte ihn in einer seiner Satyren auf das unbarmherzigste herum genommen, und ihn unter andern in einen Papagey verwandelt. Man las ihm das Stück vor, um ihn zu kränken; allein er antwortete ganz kaltblütig: „gut, so wird es mir wenigstens nicht „an Wein fehlen mich zu baden, noch an ei„nem Schnabel, um mich zu vertheidigen.“ Und als man die Verwandlung sehr schön fand, so erwiederte er: „was ist es denn nun für „ein Wunder, daß ein so großer Schwätzer,

„als Menage ist, einen guten Papagey ge„macht hat!“

Unter vielen andern Untugenden hatte Montmaur auch diese, daß er in jeder Gesellschaft von Anfang bis zu Ende das große Wort haben wollte. Da der beissendste Spott, und selbst die niedrigste Behandlung nicht im Stande war, ihn zu erzürnen oder ihn nur aus seiner unempfindlichen Gleichgültigkeit zu bringen: so beredeten sich einige Spötter, ihn bey dieser schwachen Seite zu fassen, und ihn nicht zum Worte kommen zu lassen. Der Streich sollte an einem Tage ausgeführet werden, da sie mit dem Montmaur bey dem Präsidenten de Memes speisen mußten. Die Verschwornen begaben sich sehr zeitig zu dem Präsidenten, damit ihr Gegner nicht Zeit hatte, sich vor ihnen des Gespräches zu bemeistern, und beredeten sich, daß so bald einer aufgehöret hätte, zu reden, der andere anfangen, und allenfalls den Montmaur, wenn er das Wort nehmen wollte, überschreyen sollte. Der Urheber des Streiches war ein Advocat, dessen Vater Gerichtsfrohn war, und dieser Umstand verdarb den ganzen Spaß. Nachdem sich die Gesellschaft auf das Beste auf ihre Rollen vorbereitet hatte, trat Montmaur herein, und der Advocat rief ihm sogleich entgegen: Krieg! Krieg! Montmaur antwortete ganz gelassen: „sie sind ein sehr „ausgearteter Sohn, denn ihr Vater schreyet

„nur Friede! Friede!“ Die Bosheit erregte ein allgemeines Gelächter, die Verschwornen kamen aus aller Fassung, und der verschämte Advocat konnte die ganze Mahlzeit kein Wort vorbringen, dagegen der Schmarotzer es sich desto besser schmecken ließ, und die ganze Tafel mit seinem gewöhnlichen Geschwätz unterhielt.

Man hat noch einige andere Einfälle von ihm aufbehalten, welche ihm den Nahmen eines witzigen Tischgastes erwerben könnten, wenn nicht seine Niederträchtigkeit ihn ein Paar Grade tiefer setzte. Er speisete einmahl in einer großen Gesellschaft seiner Freunde, wovon einige plauderten, andere sangen, und andere lachten „Ey, meine Herren, sagte er, seyn sie „doch ein wenig stille, man weiß ja sonst nicht, „was man isset.“

Allein nur selten war sein Witz so unschuldig; gemeiniglich war er bitter und beleidigend, und noch dazu waren es die meisten Mahle mehr Schmähungen und Verläumdungen als Witz; denn eine seiner liebsten Unterhaltungen bestand darin alles das zu verachten, was andere hochschätzten, und jeden der besser war, als er, und wie viele waren deren nicht? über seine boshafte Zunge springen zu lassen. Sein Geitz sein Schmutz, sein niederträchtiges Schmarotzen, konnte ihn verächtlich machen; allein die unbegränzte Verachtung anderer, die Ruhmredigkeit bey aller seiner Un-

wissenheit machte ihn verhaßt, und war die wahre Ursache, welche ihn zu dem Ziele des Spottes aller witzigen Köpfe seiner Zeit machte.

Baile sucht die Ursache dieser Erscheinung im einem Grunde, der dem Montmaur ein wenig zu viel Ehre macht. Er sagt, dieser Unhold hätte durch seine Belesenheit, und durch seinen Witz alle übrige schönen Geister in den glänzenden Gesellschaften verdunkelt, und dieß habe sie denn bewogen, sich gleichsam wider ihn zu verschwören, und ihn gemeinschaftlich lächerlich zu machen. Allein diejenigen Männer, welche den Unhold an ihren Tafeln duldeten, wie z. B. der Kanzler Seguier, der Präsident de Memes u. s. f. waren selbst grundgelehrte Männer, und ihre Gesellschaft war immer die ausgesuchteste. Hier konnte nun Montmaur mit seiner seichten Belesenheit gewiß eben so wenig glänzen, als mit seiner Unverschämtheit, und es ist gewiß, daß sie ihn nicht wegen seiner Gelehrsamkeit zur Tafel zogen, sondern um an ihm einen lustigen Rath zur Beförderung der Verdauung zu haben. Und dann waren diejenigen, welche sich wider ihn vereinigten, insgesammt solche Männer, die den Montmaur wahrlich weder wegen seines Witzes, noch wegen seiner Gelehrsamkeit zu beneiden Ursache hatten, wie sogleich erhellen wird.

Balzac ist der Zeit nach der erste, welcher sich an ihn wagte, indem er bereits 1621 seine Indignationem in Theonem Ludimagistrum Ex-Iesuitam, Laudatorem ineptissimum eminentissimi Cardinalis Valetae, wider ihn schrieb. Auf ihn folgte der Parlements-Advocat, Carl Feramus, dann Menage, Hadrian de Valois u. s. f. Sehr viele darunter sind wahre Meisterstücke des boshaften Witzes, daher Hadrian de Valois sie schon 1643 zusammen drucken ließ, worauf man sie 1655 zu Nürnberg wieder auflegte, und da sich diese Ausgaben selten gemacht hatten, so gab Sallengre sie in der gleich zu Anfange genannten Schrift von neuem heraus. Sie verdienen, daß ich noch ein Paar Augenblicke dabey stehen bleibe. Sie sind theils in lateinischer, theils in französischer Sprache abgefaßt.

I. In lateinischer Sprache.

1. Macrini Parasitogrammatici ἡμέρα, d. i. Geschichte eines Tages des Montmaur; ein lateinisches Gedicht von dem Parlements-Advocaten Carl Feramus, von welchem man theils noch einige Gedichte, theils noch ungedruckte Commentarien über das Landrecht von Boulonois hat. Vor dem Gedichte siehet man den Montmaur zu Pferde, welcher noch nicht gegessen hat, und daher nach der Thurm-

uhr

uhr blickt, welche über zwölfe weiset. Er geräth darüber in Verzweifelung, und treibet seinen Rossinante mit Spornen und Schlägen an; aber vergebens, der dürre ausgemergelte Gaul gehet seinen trägen Schritt ungestört fort, vermuthlich weil er kaum den noch gehen kann. Zur Vergrößerung des Unglückes verfolgen ihn auch noch die Hunde, und zerren an einer alten Decke, welche die Stelle der Schabracke vertritt. Unter dem Kupfer lieset man folgende Verse:

In furias agitur virgaque et calcibus urget
Impatiens lassum nil miseratus equum;
Scilicet impransus duodenam suspicit horam
Parceret an tardo tunc Parasitus equo.

Das Tagewerk ist in vier Theile getheilet. Erster Theil. Montmaur setzt sich in aller Früh zu Pferde, und reitet in der Stadt herum, eine Mittagsmahlzeit zu erhaschen. Nachdem er an verschiedenen Orten abgewiesen worden, wird er endlich bey dem Präsidenten de Mesmes angenommen. Er setzt sich zu Tische, und nachdem er weidlich gegessen und getrunken hat, so fällt ihm sein Gaul ein, der indessen Hungers sterben will, und er bittet den Präsidenten sich seiner gleichfalls zu erinnern. Feramus drückt das sehr schön so aus:

Postquam lassa fames, ardorque resedit edendi,
Incaluitque mero Macrinus, torquet in omnes
Lumina convivas, et nos, ait, ecce beati
Vivimus; at similis non est fortuna caballi.

Heu! male jejunum laſſatumque arduus ille
Iupiter aſpexit, ſed non occurrit egenti;
Tu melior Memmi, periturоque aequior unus,
Speratam ſpondes demum indulgere ſalutem
Et ſervare duos vis exoratus in uno.
Sic fatur, vinoque humentia lumina terſit
Pro lacrimis; riſit Paraſiti rhetoris artem
Memmius et riſu ſanxit ſua vota roganti.

Montmaur fångt nunmehr an die Alten, ſo wie die Neuern, die Lebendigen und die Todten über ſeine boshafte Zunge ſpringen zu laſſen, bis endlich der Pråſident ihn ſchweigen heiſſet, und ihm drohet, daß er ihm ſonſt ſeine Tafel auf immer verbiethen wolle. Zweiter Theil. Die Tafel wird aufgehoben, und man ſtehet auf; aber zum großen Verdruſſe des Montmaur, der immer mehr Appetit bekommt, je mehr er iſſet. Plötzlich ſchlågt ihn ſein Gewiſſen wegen ſeiner Verlåumdungen; doch nur, weil er befürchtet, künftig nicht mehr angenommen zu werden. Zu dem Ende bittet er den Pråſidenten auf das demüthigſte um Vergebung, und da er ſie erhålt, ſo iſt er vor Freude auſſer ſich; er will dem Pråſidenten zu Füſſen fallen, ſtolpert aber und fållt ſich das Geſicht blutrünſtig. Dritter Theil. Montmaur gehet aus dem Zimmer, ſich das Blut in dem Geſichte abzuwiſchen, und ſiehet bey dieſer Gelegenheit nach ſeinem Gaule. In dem Stalle findet er das Stallgeſinde eſſen, ſetzt ſich zu demſelben und iſſet mit einem ſolchen Heißhunger, daß in kurzem nichts mehr übrig iſt. Zugleich trinkt er ſo viel und ſo lange, daß er endlich

umfällt, und wie ein Sack da liegt. Die Stallknechte fangen an, um ihn herum zu tanzen und zu singen; aber, wer nicht erwacht, ist Montmaur, der nur desto stärker schnarcht. Vierter Theil. Endlich fangen sie an, ihn mit ihrem Harne zu benetzen, und würden ihn noch benetzen, wenn nicht ein alter Eseltreiber ihn aus Mitleiden auf die Seite geschaffet hätte. Dies ist der Inhalt des Gedichtes, welches sehr schöne Stellen hat, und größten Theils in einer reinen, fließenden und dichterischen Sprache geschrieben ist.

2. Vita Gargilii Mamurrae Paradisitopaedagogi &c. Leben des Erzschmarozers Montmaur. Aegid. Menage verfertigte dieses Leben bereits 1636. Es scheinet, daß es anfänglich nur handschriftlich herum gegangen ist, bis Valois es in der oben gedachten Sammlung 1643 abdrucken ließ, und Menage es nachmals auch in seine Melanges, Paris 1652. 4, aufnahm, aber viele Veränderungen und Zusätze darin anbrachte. Es war dies des Menage erstes Werk, der damals nur 24 Jahr alt war; nichts desto weniger ist es so voll Witz und Laune, daß man es immer für des Menage Meisterstück gehalten hat. Die Ironie wird darin vom Anfange an bis zu Ende auf das vollkommenste unterhalten, und es enthält keine Zeile, ja kein Wort, welches nicht seine Wirkung thäte. Witz und Gelehrsamkeit gehen darin in gleichem Schritte, und die Sprache ist so rein, daß man einen Schriftsteller aus dem goldnen Zeit-

alter zu lesen glaubt. Es ist keines von denen Stücken, deren größtes Verdienst die Neuheit ist; je öfter man es lieset, desto schöner findet man es. Vor dem Leben stehet ein Kupfer, worauf man einen großen Kochtopf siehet, in welchem Montmaur stehet, und den um ihm her versammelten Köchen und Küchenjungen ein Collegium über die Kochkunst lieset. Darüber stehen die Worte aus dem Virgil: Illa se jactet in aula. Aula und Olla sind einerley, wie aus der Aulularia des Plautus erhellet.

3. Gargilii Macronis Parasitosophistae Metamorphosis, d. i. Verwandlung des Schmarotzers Montmaur in einen Papagey. Ein sehr schönes lateinisches Gedicht, von welchem Menage gleichfalls Verfasser ist. Montmaur höret, daß man nur auf den Parnaß klettern dürfe, wenn man ein vortreflicher Dichter werden wolle, und so gleich macht er sich auf den Weg. Nachdem er lange herum geirret ist, kommt er endlich daselbst an, und bittet die Musen um Erlaubniß, den Berg besteigen zu dürfen, die ihm aber abgeschlagen wird. Montmaur will den Berg mit Gewalt ersteigen, und ob er gleich mehrmals zurück gestoßen wird, so fängt er doch immer wieder von vorne an, bis sich endlich Jupiter darein mischt, den Unhold zu Boden stürzet, und ihn in einen Papagey verwandelt. Ausser diesen beyden Stücken hat Menage noch verschiedene kleinere Gedichte und Epigrammen sowohl in Griechischer als Lateinischer Sprache auf den Mont-

maur gemacht, worunter manche nicht ohne Verdienst sind.

4. Petri Monmauri Graecarum litterarum Professoris Regii opera in duos Tomos divisa, quorum unus solutam orationem, alter versus complectitur. Iterum edita et notis illustrata a Quinto Ianuario Frontone. Lutetiae, 1643. 4. Das war einer der bittersten Streiche des Hadrian von Valois, der sich unter dem auf dem Titel angenommenen Namen verborgen hatte. Die ganzen Werke seines Helden machen kaum sieben bis acht Octav-Seiten, und mit den Anmerkungen etwa vier Bogen aus. Der erste prosaische Theil ist theils ein unbedeutender Brief, theils ein kleiner Aufsatz wider den Busbec, der von dem Parlamente übel gesprochen hatte. Er gab sie 1632 heraus, da Busbec schon gestorben war, daher er sich nicht verantworten konnte. Der poetische Theil bestehet aus einem Gelegenheitsgedichte auf den Tod des Prinzen Eleonore von Orleans, Herzogs von Fronßac. Alle drey Stücke sind noch unter dem Mittelmäßigen. Die Ironischen Anmerkungen drehen jeden Gedanken des armen Montmaur auf das Lächerliche. Der prächtige Titel hat manchen Bibliographen verleitet, diese Opera für sehr wichtige und ernsthafte Werke zu halten.

5. Attici Secundi G. Orbilius Musca, sive Bellum Parasiticum. Johann Franciscus Sarasin, Intendant des Prinzen von Conti, ist Verfasser dieses Schmarotzerkrieges, worin Gelehrsamkeit und Laune sehr glücklich vereiniget

sind. Der Verfasser beschreibt darin eine Verschwörung, von welcher Orbilius, d. i. Montmaur, das Haupt ist. Er wirbt eine Armee, welche aus lauter Schmarotzern bestehet, den Parnaß zu bestürmen, und alles mit Feuer und Schwert zu verheeren, um sich dadurch an den Dichtern zu rächen, durch deren Schuld er von so vielen fetten Tafeln war verwiesen worden. Aber ein einziger Blick von dem Hunger, den diese Herren ärger als den Tod selbst scheuen, zerstreuet die ganze zahlreiche Armee. Orbil wird mehr todt als lebendig gefangen gemacht, und nach Urtheil und Recht gehenket.

6. Monmori Parasitosycophantosophistae. ἀποχυτραποθέωσις. Dieses überaus seltene Stück, welches zu Paris, ohne Meldung des Jahres, in Octav gedruckt wurde, ist von einem ungenannten Verfasser; aber eben keines der vorzüglichsten, indem es eine mittelmäßige Nachahmung des Spieles des Seneca über den Tod des Kaisers Claudius ist. Indessen hat es einzelne gute Stellen, und liefert zugleich manche Anekdoten zu dem Leben des Montmaur. Der Inhalt ist dieser. Montmaur, der seiner Gewohnheit zu Folge, bey einem der Großen in Paris speisen will, schleicht sich in die Küche, um zu sehen, wie sie bestellet ist. Da er einen großen Topf mit drey Füssen über dem Feuer stehen siehet, so will er hinein gucken, plumpt aber selbst hinein, und wird mit dem Dampfe gen Himmel gehoben. Unter Weges begegnen

ihm Jupiter, Saturn und Merkur, die ihn fragen, wer er sey. Nachdem er seinen Namen gesagt, fängt er an, auf den Merkur zu schimpfen, und verlangt von dem Jupiter einen Platz in dem Himmel. Hierauf versammeln sich die Götter, darüber zu rathschlagen, und Merkur nimmt das Wort zuerst, schildert die Unverschämtheit und Laster des Schmarotzers, und verlangt, daß man ihn wie den Tantalus bestrafen sollte, nur daß anstatt des Wassers Wein genommen und Schinken, Bratwürste und andere Gerichte vor ihn gesetzet würden. Da der Schmarotzer, sagt Neptun, jederzeit ein Feind von meinem Reiche gewesen ist, so will ich, daß ihm ein Trichter in den Mund gesetzet werde, und er alles Wasser trinken müsse, was die Danaiden hinein gießen werden. Aber Bacchus dachte anders. Weil, sagt er, Montmaur sein ganzes Leben hindurch auf meinen Altären geopfert hat, so verdient er einen Platz in dem Himmel. Apollo, Momus und Komus geben ihre Stimme auch, und da Jupiter siehet, daß seine Sanduhr ausgelaufen ist, so wäget er die Stimmen; aber da die Wage im Gleichgewichte stehet, und die Sache an sich sehr schwer ist, so verschiebt er das Urtheil bis auf einen andern Tag, und befiehlet dem Montmaur, indessen in dem Luftraume zu warten.

7. Metamorphosis Parasiti in Caballum. In diesem Gedichte, welches über 200 Verse enthält, wird Montmaur in seinen Gaul, und die

ser in den Montmaur verwandelt. Die Verse sind leicht, rein und voller Feuer. Der Verfasser ist Abraham Remi, Professor der Beredsamkeit zu Paris, welcher 1646 starb, aber eigentlich Ravaud hieß, ob man ihn gleich von seinem Geburtsorte, einem Dorfe in Beauvaisis, nur Remi nannte. Er gab seine Lateinischen Gedichte, 1646, in 12. noch selbst heraus. Er besaß überaus viel Witz, eine seltne Lebhaftigkeit und dabey einen feinen und richtigen Geschmack. Der Vers, worin Remi die zänkischen, streitbaren Philosophen

Gens ratione furens, et mentem pasta chimaeris

nennt, gefiel dem Menage so wohl, daß er seine beste Pfründe darum geben wollte, wenn er ihn gemacht hätte. Sehr gut wird der Contrast geschildert, da der an die fetten Tafeln gewöhnte Montmaur, nachdem er in seinen Gaul verwandelt worden, strenge Diät halten muß, sein ausgemergeltes Pferd aber an seine Statt an volle Tafeln kommt.

8. Monmori Rhetoris de auctorum Satyra et janitorum fuste conquerentis umbra; ein kleines Gedicht eines Ungenannten, der den Schatten des Montmaur citiret. Dieser beklaget sich bitterlich über die wider ihn bekannt gemachten Satyren, über die Prügel, welche er von den Thürstehern bekommen, und über die Unbarmherzigkeit, mit welcher man ihn von den reich besetzten Tafeln vertrieben habe.

9. Iulii Pomponii Dolabellae in Panphagum Dipnosophistam; ein noch kleineres Gedicht von dem Johann Sirmond, dem Neffen des P. Sirmond, Beichtvaters Ludwigs 13, der sich in seinen Streitschriften Jul. Pompon. Dolabellam zu nennen pflegte.

10. Basilii Storgae in Brutidium Epigramma; ein Epigramm von acht Zeilen, von einem Unbekannten.

11. Marci Natalis in Suillium Cupiennionem ad Sextum; auch ein Epigramm von 8 Zeilen, wovon entweder Abraham Remy oder auch Johann Sirmond Verfasser seyn soll.

12. Iani Ursini Mantuani Elegia in Porcium Latronem; ein sehr witziges Gedicht, dessen wahrer Verfasser gleichfalls unbekannt ist. Montmaur wird darin redend eingeführet, wie er den Wein und das Wohlleben der Tafel erhebt. Er erkläret, daß Bacchus sein Apoll, und Ceres seine Muse ist, und daß er keine andere Gottheiten kenne.

13. Horatii Gentilis Perusini de Mamurio Dictatore Epigrammata duo. Wer dieser Horatius Gentilis ist, ist gleichfalls unbekannt.

14. Funus Parasiticum sive L. Biberii Curculionis Parasiti mortualia etc. Ein überaus witziges prosaisches Stück des Nicolaus Rigault, der es schon 1596 zu Poitiers verfertigte, worauf es 1601 zu Paris in 4 ge-

druckt wurde. Es ist nicht eigentlich auf den Montmaur verfertiget, passet aber sehr wohl auf ihn, daher man es von jeher den Schriften wider ihn beygesellet hat. Es befindet sich auch in Kirchmanns Schrift de Funeribus Romanorum, Leiden, 1672. Rigault war erst neunzehn Jahr alt, als er dieses Meisterstück des Witzes verfertigte.

15. Naenia in funere Parasiti Becodiani decantata; eine gereimte Leichen-Prose, wie man sie in den katholischen Kirchen bey den Todtenmessen abzusingen pflegt. Sie fängt sich an:

Dies illa, dies irae
Quae Gommaurum jussit ire
Intra lacum mortis dirae.
Urbs tamen gens atque regnum,
Laetitiae dedit signum,
Lacrymis censens indignum.
Soli gemunt Comedones,
Popinones et Lurcones,
Defuncti commilitones.
De pectore ructant planctus,
Et mixtim prodeunt ructus,
Erumpunt ab imo flatus u. s. f.

II. In Französischer Sprache.

1. Testament de Goulu; ein sehr witziges Gedicht von dem Sarrasin.

2. Requete de Petrus Montmaur, Professeur du Roi en Langue Hellenique à Nosseigneurs de Parlement; ein schönes Gedicht von 300 Versen, welches nur in der Hand-

schrift bekannt war, bis Sallengre es seiner Sammlung einverleibte. Es soll von Menage seyn; wenigstens hat man es unter seinen Papieren gefunden, so wie es auch mit dessen Requete des Dictionnaires viele Aehnlichkeit hat.

3. L' Anti-Gomor; eine Sammlung von 73 Sonnetten, Epigrammen, Rondeaux u. s. f. in welchen bewiesen wird, daß Montmaur ein Schmarotzer, Verläumder, u. s. f. ist; welche doch nicht alle von gleicher Güte sind. Der Verfasser ist ein bekannter Dichter, Charles Vion, Seigneur de Dalibray, von welchem man viele Gedichte und Uebersetzungen in Prosa hat.

4. Metamorphose de Gomor en Marmite; von eben demselben Dalibray. Folgende zwey Verse hat man darin als etwas besonders bemerket:

Son Colet de pourpoint s' étend et forme un cercle,
Son Chapeau de Docteur s' aplattit en couvercle;

weil es die beyden einzigen Wörter dieser Art sind, die sich reimen, und die hier sehr glücklich mit einander verbunden worden.

5. Le Barbon; ein Werk des Balzac, das aber keines seiner besten ist, weil es aus lauter spitzfindigen und fein gesponnenen Gedanken bestehet, welche weder Gründlichkeit noch Wahrscheinlichkeit mehr haben. Es kam zu Paris,

1648, 8, zuerst heraus, und ist seitdem mehrmahls wieder aufgelegt worden.

6. Le Parasite Mormon, Histoire comique. Es erschien zu Paris, 1650, 8 und der Abt de la Mothe le Vayer, der Sohn des berühmten Zweiflers dieses Nahmens, ist der Verfasser. Es ist in Prosa und die stärkste unter allen wider ihn heraus gekommenen Schriften.

* * *

Das sind die in des Sallengre Sammlung befindlichen Stücke; aber sie sind bey weitem nicht alles, was wider diesen Elenden zu seiner Zeit heraus kam. Viele Stücke sind vergessen worden und verlohren gegangen; viele mochten auch nicht des Aufhebens werth seyn. Unter die guten Stücke dieser Art gehören noch drey Französische Gedichte des Scarron, voller Witz und bitterer Laune, und ein Epigramm von Furetiere, welches ich ganz hersetzen will:

Montmaur ne trouve dans la Bible
Rien d' incroyable ou d' impossible,
Si non quand il voit que cinq pains
Rassasierent tant d' humains,
Et que pour comble de merveilles
Il en resta douze corbeilles,
Bon Dieu, dit il, pardonne moi,
Ce miracle excede ma foi,
Sans doute le texte en ajoute,
Que n' étois-je la pour le voir?
Ie ne crois pas que ton pouvoir
En eut fait rester une croute.

Ferner ein lateinisches Epigramm von d' Espesses, zwey Lateinische Gedichte des berühmten Nicol. Heinsius, und noch ein Epigramm des verkappten Horatius Gentilis. Alle diese Stücke hat Sallengre noch seiner Vorrede einverleibt. In dem letzten wird ihm Schuld gegeben, er habe den Thorwärter in dem Collegio Harcourt ermordet, daher er geraume Zeit im Verhafte gesessen, und sich nur vermittelst des Geldes von dem Stricke befreyet habe. Da von seinen übrigen Gegnern keiner dieses Umstandes gedenket, welchen sie wohl schwerlich würden verschwiegen haben, wenn er gegründet wäre, so ziehet man ihn billig so lange in Zweifel, bis er besser bewiesen wird; denn man muß auch dem Teufel sein Recht widerfahren lassen. Eben so verhält es sich mit der Beschuldigung mit der Sodomiterey, welche in einer von dem Bayle angeführten Schrift wider ihn vorgebracht wird.

Diese Schrift ist in Französischen Versen und hat den Titel: Histoire de la Vie et de la mort du grand Mogor. Außer dem führt er noch ein anderes Gedicht wider den Montmaur an, welches den Titel hat: Eloge historique du Sr. Gomor. Und dergleichen Stücke mögen noch mehrere in den Bibliotheken verborgen seyn.

Ich wiederhole es, was ich bereits zu Anfange dieses Lebens gesagt habe: ich kenne keinen Privat-Menschen, mit welchem sich die Satyre so viel zu schaffen gemacht, oder auf

welchen sie von allen Seiten so viele in Bitterkeit getauchte Pfeile abgeschossen hätte; daher er es denn freylich wohl sehr arg gemacht haben muß. Was ihm dabey noch zum Troste gereichen konnte, war dieß, daß die größten Gelehrten und witzigsten Köpfe seiner Zeit seine Gegner waren.

Hoc tamen infelix miseram solabere mortem
Aeneae magni dextra cadis.

Aber wie verhielt sich der Unhold dagegen? Er, der ungereizt, die ganze Welt verläumdete, dem es weder an Witz, noch an Unverschämtheit fehlte, sich zu vertheidigen? — Er schwieg und stellete sich, als wenn er alle diese Angriffe verachtete, entweder, weil er sich seinen Gegnern nicht gewachsen fühlte, und dann könnte ihm sein Stillschweigen noch zu einiger Ehre gereichen; oder auch, welches wahrscheinlicher ist, weil er zu unempfindlich war, und keiner dieser Pfeile, so sehr er auch in Galle getaucht war, durch die dicke Haut dringen konnte, welche sein Gefühl umgab.

Um diese seine Unempfindlichkeit abzubilden, mahlte man daher einen Esel, der bis an dem Bauche in Disteln ging, mit der Ueberschrift: Pungant dum saturent.

Bayle wundert sich, daß keiner von der Universität sich seines so verfolgten Mitbruders nur auf einige Art angenommen habe. Ich glaube, man kann daraus den gegründeten Schluß machen, daß er bey allen eben so ver-

haßt und verächtlich war, als außer der Universität. Abraham Remi, der ihn in seinen magern Gaul verwandelte, war sogar sein eigener College, denn er war königlicher Professor der Beredsamkeit.

Eine andere Frage ist freylich, ob sich die bittern Angriffe seiner Feinde auf ihn nach den Grundsätzen einer vernünftigen Moral vertheidigen lassen, und ob sie, wenn er ja die Geißel der Satyre verdiente, die Sache nicht übertrieben haben.

Der Präsident Cousin, der dem Menage nach seinem Tode eine Lobrede hielt, tadelt ihn wegen seiner Satyren auf den Montmaur nicht undeutlich; allein er war auch kein Freund des Menage, denn ob sie gleich eine Zeitlang auf einem sehr guten Fuße lebten, so war doch die Freundschaft von keiner Dauer, denn Menage war einer von den unglücklichen Köpfen, die keinen witzigen Einfall unterdrücken können, sollte er auch den besten Freund kosten. Als Cousin heirathete, machte Menage folgendes Epigramm auf ihn:

Le grand Traducteur de Procope
Faillit à tomber a syncope
Au moment qu' il fut ajourné
Pour consommer son mariage;
Ah! dit il, le pénible ouvrage,
Et que je suis infortuné!
Moi qui fais de belles harangues,
Moi qui traduis en toutes Langues,
A quoi sert mon vaste savoir,

Puisque par tout on me diffame
Pour n' avoir pas eu le pouvoir,
De traduire une fille en femme.

Und von dieser Zeit an wurden sie die unversöhnlichsten Feinde.

---

37. David Joris,

ein Mystiker.

Hat je ein aufrichtiger Schwärmer zu der Klage Ursache gehabt, daß ihm von den herrschenden Kirchen zu viel geschehen, so ist es gewiß dieser. Zwar war er noch glücklich genug, daß er in Frieden alt werden und sterben konnte; allein desto grausamer wüthete man nach seinem Tode wider seine Asche und wider seinen Nahmen. Drey Jahre nach seinem Tode ward sein Körper zu Basel ausgegraben und unter dem Galgen verbrannt, und von dieser Zeit an gibt es kein Schmähwort, mit welchem man ihn nicht begrüßet, und keinen Fluch, mit welchem ihn nicht Katholiken eben so sehr als Lutheraner und Reformirten beleget hätten. Es sey ferne von mir, daß ich sein Vertheidiger werden wollte; er war allerdings ein Schwär-

mer, aber ein mystischer oder wenn man lieber will, ein theosophischer Schwärmer, ein Schwärmer von der unschädlichern Art, wie Jacob Böhm, und so viele tausend andere in allen Religionspartheyen zu allen Zeiten gewesen sind, und noch sind; und in so fern verdiente er Mitleiden und Belehrung, vielleicht auch Spott und Verachtung, aber nicht den hohen Grad von Wuth, mit welchem man wohl noch jetzt in theologischen und selbst in litterarischen Schriften sein Andenken zu verfolgen pfleget.

Das Leben dieses Mannes wartet noch auf einen verständigen und unpartheyischen Geschichtschreiber, der mit den nöthigen Nachrichten hinlänglich versehen ist, besonders was seinen Aufenthalt in den Niederlanden vor seiner Niederlassung in Basel betrifft, der noch am meisten einer Aufklärung bedarf. Denn was wir bis jetzt von ihm haben, rühret theils von seinen Freunden, größtentheils aber von seinen Feinden her, die sich mehr mit seinen irrigen Meinungen, welche sie, wie aus dem folgenden erhellen wird, nicht einmahl verstanden, oder wohl gar vorsetzlich verdrehen, als mit den Umständen seines Lebens abgeben, und was sie davon haben, aus Volkssagen und Verläumdungen zusammen raffen. Ich liefere in der gegenwärtigen Nachricht, was ich kann, finde aber für nöthig, zuvörderst diejenigen Quellen anzugeben, welche bis jetzt vorhanden sind, weil daraus die Beschaffenheit der bisher von ihm verbreiteten Nachrichten begreiflich wird.

Die erste Nachricht von ihm machte die Universität zu Basel drey Jahre nach seinem Tode bekannt. Sie ist in lateinischer Sprache abgefaßt und hat die Aufschrift: Dav. Georgii Holandi Haeresiarchae vita et doctrina, quamdiu Basileae fuit; tum quid post ejus mortem, cum cadavere libris ac reliqua ejus familia actum sit. Per Rectorem et Academiam Basilens. in gratiam amplissimi Senatus ejus urbis conscripta. Basel 1559, 7 Bog. in 4; worauf sie noch in eben demselben Jahre zu Wittenberg in 8 nachgedruckt, und auch mit in Schardii Script. rer. Germ. Th. 3 gesetzt ward. Zu gleicher Zeit, als die lateinische Ausgabe in Basel erfolgte, kam daselbst auch eine deutsche Uebersetzung in 4 heraus, welche eben daselbst, 1596, in 8, wieder aufgelegt ward. Vermuthlich ist es eben dieselbe Uebersetzung, welche zu Ulm, 1717, 8, wiederholet ward. Eine andere Uebersetzung befindet sich in den deutschen Actis litterar. Th. 3, S. 139, (Leipzig, 1715, 8.) Eine französische Uebersetzung erschien zu Basel, 1560, 8, und eine Holländische in den Niederlanden. Diese Nachricht ist in Ansehung der historischen Umstände sehr zuverlässig; nur Schade, daß sie nur den letzten Theil seines Lebens betrifft. Allein in Ansehung der ihm beygemessenen Irrthümer verräth sie eben so wenig Kenntniß und Einsicht als alle nachfolgende; daher gab ein ungenannter Anhänger des David Joris noch in dem Jahre 1559, vermuthlich in holländischer Sprache, ei-

ne Widerlegung der baselschen Schrift heraus, welche ich nur aus der Uebersetzung in Gottfr. Arnolds Kirchen- und Ketzerhistorie kenne, wo sie die Aufschrift führet: Gegenbericht auf eine Lästerschrift, genannt, David Geörgen aus Holland, des Erzketzers, wahrhaftige Historie seines Lebens und verführerischen Lehre. Sie stehet daselbst zweymahl, nach einer fehlerhaften Uebersetzung, Th. 2, S. 300, und nach einer verbesserten, Th. 4, S. 247.

Als nach des David Joris Tode der Prozeß gegen ihn und seine Schriften erhoben ward, gab die Universität die letztere dem Johann Acronius, einem Medico, der dabey Professor der Mathematik war, sie zu untersuchen, und Bericht darüber zu erstatten, weil er, als ein Friesländer von Geburt, der holländischen Sprache am besten kundig war. Dieser schrieb den 28sten Jul. 1559 einen weitläufigen Brief an einen ungenannten Landsmann, worin er ihm alles, was ihm von dem Joris bekannt war, berichtigte, und ihm zugleich die 45 Irrthümer meldete, die er in dessen Schriften gefunden habe, die denn freylich sehr ungeheuer klingen, weil Acronius die Sprache der Mystik und Theosophie eben so wenig verstand, als des Schwärmers übrige Gegner. Indessen enthält dieser Brief manche sonst unbekannte Umstände, und verdient in Ansehung derselben desto mehr Glauben, weil der Verfas-

ser mit dem Joris umgegangen war, auch seinem Begräbnisse beygewohnet hatte. Er stehet in des Simon Abbes Gabbema Epistolis illustr. et claror. viror. Harlingen, 1663, 8, und mit blos verändertem Tittelblatte, Gröningen, 1666, S. 140-167, und ist auch deutsch in Arnolds Zusätzen zu seiner Kirchen- und Ketzerhistorie, Frankfurt, 1703, 4, S. 299 zu finden. In den Athenis Rauricis wird S. 334 unter Acronii Schriften eine Historia Davidis Georgii cum argumento ejus doctrinae 45 aphorismis expresso, ohne weitere Umstände der Ausgabe angegeben. Das ist unstreitig der jetzt erwähnte Brief; denn eine andere Geschichte hat Acronius vermuthlich nicht heraus gegeben.

Der Zeit der Abfassung nach würde nunmehr Nicol. Blesdiks Schrift folgen müssen; allein, weil sie erst 1642 gedruckt worden, so will ich ihrer weiter unten gedenken. Genug, seit der baselschen Schrift ward öffentlich geraume Zeit lang nichts Erhebliches von dem Joris bekannt. Allein als gegen das Ende des 16ten Jahrhunderts, die Streitigkeiten mit den Wiedertäufern und Joristen in den Niederlanden und Ostfriesland eine neue Lebhaftigkeit bekamen, ward auch des Joris Andenken erneuert, und ihre Gegner unterließen nichts, sein Andenken auf das schimpflichste zu brandmarken. Anton von Deventer, Prediger zu Uttermoer bey Lehr in Ostfriesland, hatte sich Joristischer Irrthümer verdächtig gemacht, wenigstens des Joris Wunder-

buch erhoben und empfohlen, daher die Geistlichkeit von Ostfriesland 1590 eine Versammlung hielt, und dreyen Predigern, Johann Brummelkamp, Petrus Gellius, und Johann Mercator, und dem Ubbo Emmius, der damahls Rector zu Lehr war, auftrug, das Wunderbuch zu untersuchen. Die drey Geistlichen überließen die Sache dem Schulmanne, und dieser zog die Sätze, welche ihm irrig schienen, heraus. Allein, Anton fand darin die Meinung seines Freundes nicht, sondern behauptete, daß Emmius den Joris nicht verstanden, und ihm daher Irrthümer angedichtet habe, die ihm nie in den Sinn gekommen wären. Emmius fing seine Untersuchung von neuem an, las auch andere Schriften des Joris und gab nunmehr heraus: Ein grundtlick Bericht van der Lere und Geist des Erzketters David Ioris. Ohne Ort, 1597, 8; und mit dem etwas veränderten Titel: Grondelicke Onderrichtinghe u. s. f. Middelburg, 1599, 8. (S. davon Clement Bibl. cur. Th. 8, S. 25, und Baumgartens hall. Bibl. Th. 5, S. 258.) Was Emmius in dieser Schrift von des Joris Leben bekannt machte, war, ausser dem, was er aus der Baseler Schrift hatte, sehr unzuverlässig, und zum Theil aus Volksnachrichten und Gerüchten hergenommen; die irrigen Meinungen aber waren lauter aus dem Zusammenhange gerissene Sätze.

Da auch zugleich ein Arminianer Caspar Grevinchovius 1599 in holländischer Sprache einen

gründlichen Bericht von der Taufe und Wiedertaufe herausgab, worin des David Joris gleichfalls nicht zum Besten gedacht wurde, und auch mehrere in den Schriften dieser Zeit sein Andenken verunglimpften, so gab einer seiner Anhänger, der sich unter dem Nahmen D. Andreas Huygelmumzoon verbarg, in holländischer Sprache eine Widerlegung der groben, unverschämten und greiflichen Lügen des Ubbo Emmen — wider das Leben und Lehre des David Jorisſoon, heraus, wobey zugleich auch Entdeckung der Lügen und Unwahrheiten des Casparis Grevinchovii und anderer Lästerer — widerlegt werden. Ohne Ort, 1600, 12; welche Schrift Gottfr. Arnold in einer Uebersetzung ganz in seine Kirchen- und Ketzerhistorie, Th. 4. S. 262 eingerücket hat. In Baumgartens hall. Bibl. Th. 5, S. 249, wo dieser Schrift bey Gelegenheit der obigen Schrift des Emmius gedacht wird, heißt es, Emmius habe nie erfahren können, wer der Verfasser dieser Schrift sey. Dagegen wird in Joh. Andr. Schmids Introd. Sagittariana in Histor. eccleſ. Th. 2, S. 679 versichert, Emmius habe in der folgenden Gegenantwort ausdrücklich versichert, daß des Joris Schwiegersohn, Doct. Bernhard Kirchen unter dem angenommenen Nahmen verborgen sey.

Emmius, der war in dieser Schrift zu bitter widerlegt worden, als daß er hätte schweigen können. Er gab demnach heraus: Den David-Joriſchen Gheeſt in Leven ende Leere u. s. f.

Haag, 1603, 8; worin er seines Gegners Gründe zu widerlegen, und die dem Joris Schuld gegebenen Laster und Irrthümer weitläuftiger zu behaupten sucht. Aber ohne auch hier auf den Grund seiner ganzen Schwärmerey zu gehen, und die Quelle und den Umfang derselben zu zeigen, läßt er es wieder bey einzelnen, theils wahren, theils mißverstandenen und übertriebenen Irrthümern bewenden, und begnügt sich zu zeigen, daß Joris alle Ketzereyen der ersten Kirche in sich vereiniget habe. S. von dieser Schrift: Baumg. hall. Bibl. Th. 5, S. 250 und Clement Bibl. cur. Th. 8, S. 27.

Auf diese Art hätte der Streit ewig dauern können; allein da der Gegentheil nunmehr schwieg, so blieb er vor der Hand liegen. Doch da die Secte in Niederdeutschland fortdauerte, und es folglich mit der orthodoxen Kirche immer etwas zu streiten gab, so kamen in der Folge von Zeit zu Zeit ähnliche Schriften heraus. Eine der bekanntesten ist die, welche Jacob Stolterfoth, Prediger zu Lübeck, unter dem Titel herausgab: Historia von David Georgen, einem heillosen Mann und gotteslästerlichen Ketzer, aus Jac. Aug. Thuano, Jobe Fincelio, Ad. Henric-Petri, Joh. Wigando und Luc. Osiandro zusammen gezogen, mit angefügten Notis und Erinnerungen. Lübeck, 1635, 19 Bog. in 4; und mit Weglassung der Anmerkungen und Ausschweifungen, auch in Thomasii Hist. der Weisheit und Thorheit, Th. 1, S. 60 f. Man

würde sich sehr irren, wenn man hier neue, sowohl historische als dogmatische Aufklärungen erwarten wollte, indem Stolterfoth ausser den auf dem Titel angegebenen Schriften, die doch nur beyläufig von dem Joris gehandelt haben, ganz der Baselschen Schrift folgt; man findet hier folglich nichts, als die alten bereits bekannten Beschuldigungen in die plumpesten Schmähungen eingewickelt. Die Anmerkungen des Verfassers sind so elend als möglich, und bestehen nicht einmahl aus Widerlegungen des Schwärmers, sondern aus einem allgemeinen überall zusammen gerafften, und mit Schmähungen gewürzten Allerley. Hier ist der Anfang seiner Anmerkung zu der Baseler Execution, S. 99, zur Probe. „Daß „Gotteslästerer billig mit Ernst zu strafen, und „ein Exempel an ihnen zu statuiren sey. Die „Obrigkeit zu Basel erkennet das für billig und „recht, und wird demnach mit dem verstorbenen „David Georg, und seinen Schriften und Contrafey ein solcher Prozeß angestellet, daß andre „für solchen Greueln einen Abscheu haben mögen. „So befahl Gott der Herr selbst, daß man jenem „Lästerer mußte hinaus für das Lager führen, und „mit Steinen zu todt werfen, und machte dabey „die ernstliche Verordnung: welcher des Herren „Nahmen lästert, der soll des Todes sterben, die „ganze Gemeine soll ihn steinigen. Welches Urtheil auch an den Naboth und Stephano vollzogen, welche man für Gotteslästerer gehalten und angeklagt, wiewohl ihnen daran groß

„Unrecht geschehen", und so gehet das Gewäsch noch Paar Seiten fort.

Ein Paar Jahre darauf machte sich ein Prediger im Eyderstädtischen, Christian Moldenits, in dessen Gegenden sich des Joris Anhänger damahls gleichfalls sehr ausbreiteten, viel mit ihnen zu schaffen. Er schrieb zwischen 1633 und 1643 so wohl eine Historie des Lebens und der Schriften des David Joris in zwey Theilen; als auch einen kurzen und summarischen Inhalt der Lehre und des Glaubens des David Joris, 1642, und auch in Arnolds Kirchenhist. Th. 4, S. 232; ingleichen ein Bedenken, was von der suspecten David Joristen ihrer zweifelhaft gesetzten Confession zu halten. Einige andere ähnliche Schriften hinterließ er bey seinem Tode handschriftlich. Ich kenne die erste Schrift nur aus Mollers Cimbriam litteratam, habe aber Ursache zu zweifeln, daß sie einige neue Aufklärung sollten gewähren können.

Während der Unruhen, welche diese Secte in dem vorigen Jahrhunderte erregte, erschien auch eine Schrift, welche allem Ansehn nach das beste Licht in der Geschichte dieses Mannes hätte anzünden können. Ich meine die Schrift des eigenen Schwiegersohnes des Joris, des Nicolaus Blesdijk, welche er bereits 1559 und 1560 aufgesetzet hatte, welche aber erst jetzt unter dem Titel herauskam: Historia vitae, doctrinae ac rerum gestarum Dav. Georgii, Haeresiarchae, conscripta ab ipsius genero, Nic. Blesdikio.

Nunc primum prodit in lucem ex musaeo Iac. Revii. Deventer, 1642, 8, wo sie 189 Seiten ausmacht. Blesdik hieß eigentlich Nicolaus Mainardi oder Maineritz, bekam aber von seinem Geburtsorte Blesdiik bey Steenwich, der Gewohnheit dieser Zeit zu Folge, den Namen Blesdik. Er hatte, wie es scheint, studieret, mochte aber in den Wissenschaften nicht weit gekommen seyn, indem er sich zu den niederdeutschen Wiedertäufern hielt, und bey dieser Gelegenheit dem Joris bekannt wurde, der ihn mit nach Basel nahm, und ihm wenige Jahre vor seinem Tode seine Tochter zur Ehe gab. Allein, entweder mochte er seines Schwiegervaters Schwärmerey einsehen, oder als ein Gelehrter auf die Ehre, das Haupt der Secte zu seyn, Anspruch machen; genug, er entzweyte sich mit seinem Schwiegervater, der ihn denn förmlich in den Bann that, in welchem Banne er sich noch befand, als das Ungewitter in Basel über des Joris Familie ausbrach. Da er also bereits mißvergnügt war, so gab er entweder aus Rache, oder um sich bey dem Rathe zu Basel ein Verdienst daraus zu machen, 1559 eine Schrift ein, worin er alle Irrthümer des verstorbenen Joris entdeckte, sich aber dabey ausbedang, daß man sie nicht bekannt machen sollte*). Dieser Aufsatz scheinet die erste Grundlage zu der gegenwärtigen Schrift gewesen zu seyn, denn S. 61 heißt es,

*) Ich entlehne alle diese Umstände aus des Acronii oben genannten Briefe.

nachdem er seines Schwiegervaters Irrthümer erzählet hatte: Scripta vel potius in chartis annotata fuerunt haec in inclyta Basilea, a. 1559, et nunc denuo ex schedis non modo disjectis et laceratis et situ obductis recollecta, mense Aug. 1576; woraus erhellet, daß er damahls noch gelebt haben müsse. Er ward nach dem Vorgange in Basel, und nachdem er sich von der Secte losgesagt hatte, Prediger in der Pfalz, wo er auch gestorben ist. Indessen war diese Schrift nur ein Theil eines größern Werkes, worin er die ganze Geschichte der Wiedertäufer vorgetragen hatte, welches aber verlohren gegangen ist. Blesdik wollte, aus einiger Achtung vor seinem Schwiegervater, diese Schrift bey seinem Leben nicht drucken lassen, obgleich Abschriften davon bekannt geworden zu seyn scheinen. Eine derselben kam nach seinem Tode an den Ubbo Emmius, der sie in seinen oben gedachten Schriften nützte und heraus zu geben versprach, aber nicht Wort hielt, bis sie nach dessen Tode an den Jacob Revius kam, der sie endlich herausgab. Blesdik hätte freylich die besten Nachrichten von dieses Mannes Leben geben können; allein es scheinet doch, daß er sich in Ansehung seiner frühern Jahre mit Gerüchten und Volkssagen behelfen müssen. Die Schrift ist selten, aber sonderbar ist es freylich, daß Arnold in seiner Ketzergeschichte, der den Joris eben so sehr, als alle übrige Schwärmer unter seine Flügel nimmt, von dieser Seltenheit einen Grund hernimmt, ihr ganzes Daseyn zu bezweifeln. S.

von diesem Buche Baumg. hall. Bibl. Th. 5, S. 255, und Clement Bibl. cur. Th. 4, S. 293.

Von geringerer Bedeutung sind: Historia Davidis Georgii, welche aus der baselschen Historie, Ubbone Emmio, Blesdikio und andern kürzlich zusammen getragen. Ohne Ort und Jahr in 4; Fridrich Jessens, damahligen Diaconi zu Tönningen, aufgedeckte Larve David Georgii. Kiel, 1670, 8; worin er, wie er selbst gestehet, seines Schwiegervaters, des obigen Moldenitii Schriften vorzüglich gebraucht hat; und endlich, Carl Gottl. Zeidlers Disp. sistens historiam Dav. Georgii ejusque asseclarum. Wittenberg, 1701, 4. Der kurze Auszug aus des berufenen Ketzers David Georgii Lehr und Leben, ohne Ort, 1699, 8, soll von einem Anhänger des Schwärmers, und eine versteckte Vertheidigung desselben seyn.

Gottfried Arnold handelt in seiner Kirchen- und Ketzergeschichte zweymal von dem Joris; einmahl Th. 2, S. 286 - 292, wo er dessen Geschichte und Irrthümer aus den bisher gedachten Quellen, doch mit sichtbarer Theilnehmung, erzählet, und darauf von S. 293 - 311 verschiedene Vertheidigungsschriften desselben ganz einrückt und das zweytemahl, Th. 4, S. 232 - 433, wo er verschiedene Schriften theils David Joris selbst, theils seiner Anhänger und Gegner abdrucken lassen. Das wichtigste darunter ist die Uebersetzung des Lebens Dav. Joris aus einer

niederländischen Handschrift, dessen Verfasser sich zwar nicht genannt hat, aber seinen Held genau gekannt zu haben scheinet. Er ist freylich ein Anhänger und Verehrer desselben, daher er auch alle Umstände in ein mystisches Licht stellet, und an alle seine Offenbarungen von ganzem Herzen glaubt; allein es enthält doch viele bisher unbekannte Umstände, und ist sehr ausführlich, nur Schade, daß es nur bis 1539 geht.

Ausser diesen fehlt es auch nicht an Schriftstellern, welche beyläufig, mit mehr oder weniger Umständlichkeit von ihm gehandelt haben, wohin ausser den Verfassern der Kirchengeschichte, und besonders der Geschichte der Wiedertäufer, besonders folgende gehören: Christian Wurstisen oder Urstisius in seiner Baseler Chronik, S. 632 f. David Gerdes in Miscellan. Groening. Th. 2, S. 688 f. Gerh. Brandt in der Histoire de la Reformation des Païs-Bas, Th. 1, S. 65 f. Joh. Franc. Foppens in der Bibl. Belg. und andere mehr.

Ich liefere hier aus den vornehmsten der jetzt genannten Quellen sein Leben so umständlich, als es meine gegenwärtige Absicht verstattet.

David Joris oder vollständiger Jorisson, Lat. Georgii war ein Niederländer von Geburt und bekam den Zunahmen, nach niederdeutscher Art von seinem Vater Jörge oder George von Amersfort. Bey seinem nachmahligen Aufenthalte zu Basel, nannte er sich Johann von Brügge, und in dem Prozesse des Rathes zu Basel

gegen seinen Leichnam machte man ihm aus dieser Veränderung seines Nahmens ein Verbrechen. Allein in des verkappten Huygelmumzoons Apologie wird versichert, daß er diesen Nahmen bereits in seiner Jugend geführet habe, indem er ihm nach catholischer Art in der Firmelung nach seinem Großvater sey ertheilet, er auch bey seiner Verheurathung zu Delft öffentlich unter demselben sey aufgebothen worden; welches auch in dem von Arnold heraus gegebenen ungedruckten Leben bestätiget wird.

Der Stand seines Vaters wird sehr verschieden angegeben. Seine Gegner machen einen Spielmann oder Schwerttänzer, seine Anhänger aber einen klugen Kaufmann aus ihm. In dem ungedruckten Leben bey Arnold heißt es, er sey ein Krämer zu Delft gewesen. Nach eben demselben Leben war seine Mutter, welche mit dem Vornahmen Maria hieß, in diesen Gegenden fremd, und war von ihren Aeltern und Freunden flüchtig geworden, wovon aber die Ursache nicht angegeben wird.

Diesen seinen Aeltern ward er zu Delft 1501 gebohren. Er hatte in seiner Jugend mit vielen Krankheiten zu kämpfen, und verrieth sehr frühe einen Hang zur Schwermuth, daher er immer niedergeschlagen war, und sich in sich selbst zu ziehen suchte; ein Temperamentsfehler, der erste und vornehmste Grund seiner nachmahligen Schwärmerey war. Er wurde wie andere seines Alters zur Schule ge-

halten, und war, wie es scheinet, zum Studieren bestimmt; allein er hatte nicht die geringste Neigung dazu, sondern mahlte in der Schule Männerchen; auch ein Umstand der einen andern Schlüssel zu seiner nachmahligen Rolle gibt, indem daraus erhellet, daß die Einbildungskraft bey ihm vorzüglich stark gewesen. Eine lebhafte Einbildungskraft und ein dickes schwarzes Blut sind die besten Ingredienzien, einen Schwärmer der ersten Classe zu bilden, und aus allen Umständen erhellet deutlich, daß sich diese in reichem Maaße bey ihm fanden. Dazu kam noch eine starke Dosis Ehrgeitz, denn der vornehmste Grund, der ihn bestimmte, sich den bildenden Künsten zu widmen, war ausser seiner eigenen Neigung die Betrachtung, von der vorzüglichen Achtung, in welcher Künstler bey den Großen der Erde stehen.

Unter den Zweigen der Kunst wählte er sich die Glasmahlerey, und ward daher von seinen Aeltern zu einem Künstler dieser Art in die Lehre gethan. Allein nach ein Paar Jahren veruneinigte entweder er oder sein Vater sich mit seinem Lehrherrn, daher er denselben verließ, und wieder zu seinen Eltern ging, die ihn in ihrem Kramhandel gebrauchten. Bald darauf verlohr er seinen Vater nebst zwey Brüdern und vier Schwestern an der Pest, und da er in seinem väterlichen Hause nunmehr einen Vorschmack von der Handlung be-

kommen hatte, so kam er um 1520 zu einem sehr reichen Kaufmann, der von seiner Treue und seinem stillen, frommen Betragen so eingenommen, daß er ihm auch seine einzige Tochter versprach, wenn er bey ihm bleiben und ihm treulich dienen wollte. Allein David hatte keine Neigung, weder zur Handlung, noch zu der Tochter, und sein ganzes Herz hing an der Kunst, daher er unter dem Vorwande, seiner Mutter in ihrem Krame beyzustehen, seinen Gönner verließ, sich aber sogleich wieder zu einem Glasmahler begab, bey welchem er so viel Eifer und Geschicklichkeit zeigte, daß er bereits nach einem Jahre losgesprochen werden konnte.

Man sagt, daß Joris in seiner Kunst vortreflich gewesen, und bey der Stimmung, welche die Fähigkeiten seines Geistes bekommen hatten, ist solches sehr begreiflich. Indessen ist mir noch nicht ganz deutlich, was für einen Zweig der Kunst er eigentlich bearbeitet habe. Der gemeinen Versicherung nach war er ein Glasmahler, und dieses könnte seyn, indem zu der damahligen Zeit die Glasmahlerey noch im Flor und Ansehen stand. In dem von Arnold aus dem Holländischen übersetzten Leben Joris, worin der frühere Theil seines Lebens am umständlichsten bearbeitet wird, heißt es gleichfalls, daß seine Neigung auf "die Kunst auf Gläser „zu schreiben oder zu mahlen gegangen; besonders

„ders weil vortrefliche reiche Leute, die einen „großen Nahmen hätten, selbige ihre Kinder „lerneten, ja solche Künstler auch bey Kaisern, „Königen und Bischöfen, Päpsten und Cardi„nälen, die diese Kunst gelernet, sehr lieb und „werth wären, und sie an ihrer Seite mit „den Edelsten sitzen, und auf ihren Kleidern „Gold, Seide und Juwelen tragen könnten.“ Bald darauf heißt es eben daselbst von seinem Aufenthalte in England, er hätte nebst seinen Gehülfen bey dem Lord Schatzmeister geschnitten, aus welcher Stelle zu erhellen scheinet, daß er ein Juwelier oder Steinschneider gewesen. Indessen wüßte ich doch nicht, daß weder die Glasmahler = noch Steinschneiderkunst zu dieser Zeit so beliebt gewesen, daß Fürsten und Herren selbige ihre Kinder hätten lehren lassen.

Dem sey nun wie ihm wolle, Joris war in seiner Kunst geschickt, und ging, nachdem er von seinem zweyten Meister war losgesprochen worden, auf die Wanderschaft. Er nahm seinen Weg nach Frankreich, und ging von Antwerpen nach Valenciennes, und Calais, wo er sich mit einem andern von seiner Kunst zu dem Lord Schatzmeister von England in Dienste begab, der sie auf sein Gut nach Basingstock, 55 Meilen von London schickte, wo sie für ihn schneiden mußten. Der Lord Schatzmeister wird zwar nicht genannt; allein

der Zeit nach zu urtheilen, kann es kein anderer gewesen seyn, als der berühmte Thomas Howard, Herzog von Norfolk, welcher nach geleisteten vieljährigen getreuen Diensten beynahe ein Opfer der Eifersucht Heinrichs 8 geworden wäre, wenn nicht der Tod des Tyrannen ihn noch zu rechter Zeit von dem Blocke befreyet hätte.

Joris blieb nebst seinem Kameraden nicht lange bey dem Schatzmeister; denn er gerieth in einen Streit, (man sagt nicht mit wem und warum,) und ging mit seinen Gehülfen nach London, wo er sich eine Zeitlang aufhielt, und viel Geld verdiente, aber weil er die Englische Luft nicht vertragen konnte, 1524 wieder nach Antwerpen, und von da nach Delft ging.

Hier ließ er sich nun noch in eben demselben Jahre nieder, heirathete eine Diertgen (Dorothea) Willems, von welchem Stande sie war, wird nicht gemeldet, und fing an, seine Kunst auf seine eigene Rechnung zu üben. Wie wohl hätte er gethan, wenn er dabey geblieben wäre!

Joris hatte bey seinem natürlichen Hange zur Schwermuth bis dahin eingezogen und tugendhaft gelebt, und alle Kräfte seines Geistes bloß auf seine Kunst gerichtet, daher es nicht scheinet, daß er bis dahin der Religion eine größere Aufmerksamkeit gewidmet hatte, als bey einem jeden andern katholischen Christen gewöhnlich ist, und als zu einem äußerlich

tugendhaften Wandel erfordert wird. Allein nunmehr bekam seine Seele plötzlich eine andere ihr bisher unbekannte Richtung. Die wenig Jahre vorher in Sachsen angefangene Reformation spannete alle Geisteskräfte in und außer Deutschland auf die Religion. Diese war unter der Leitung des Römischen Stuhles seit vielen Jahrhunderten zu einer Menge bloßer kalter Uebungen herab gesunken, woran nicht nur das Herz keinen Theil nahm, sondern welche gerade so gestimmet waren, daß sie alle Thätigkeit des Herzens unterdrückte und tödtete. Der Mensch war eine bloße Maschine geworden, welche nichts weiter empfand, that und glaubte, als was seine ehrgeitzigen und eigennützigen Hirten für gut befanden. Endlich erwachte der menschliche Geist, der so lange geschlummert hatte; er lernte einsehen, daß die Religion zu etwas bessern bestimmt sey, als zu einem ehernen Glauben an das, was andere ihm vorzuschreiben gut fanden, und zu einer kalten Werkheiligkeit, welche das Herz ungebessert ließ. Man lernte einsehen, daß die Religion vornehmlich um der untern Kräfte des Geistes willen da sey, und diese in Bewegung setzen, auf diese wirken müsse.

Die schwere Fage war nur, wie weit diese Einwirkung gehen könne und müsse. In der Römischen Kirche war sie theils ganz gehemmet, theils auf Gegenstände gerichtet, wel-

che für das gesellschaftliche Leben ganz unfruchtbar waren, und nur den Seckel des Heiligthumes bereicherten. Jedermann sahe, daß dieser Mißbrauch abgestellet, und der Religion eine andere Richtung auf das Herz gegeben werden müsse. Aber welche? und in welchem Grade? Diese Frage war allerdings sehr schwer zu beantworten, und noch schwerer, wo nicht gar unmöglich, das gehörige Maß in der Ausübung zu treffen und zu erhalten. Das Buch, welches die Vorschrift der Religion enthalten sollte, und welches nunmehr Freund und Feind um Rath fragte, gab nur einzelne unbestimmte Winke, worin ein jeder seine Befriedigung zu finden glaubte. Was Wunder, daß der menschliche Geist, nachdem er die willkührlichen Fesseln des Aberglaubens einmal zerbrochen hatte, eine Zeitlang in der Irre herum streifte, und wie in allen ähnlichen Fällen den ganzen Kreislauf des Irrthums durchlief, ehe er die goldene Mittelstraße fand, auf welcher er nur allein zu dem Ziele gelangen konnte. Daher waren denn die ersten Jahre der Reformation so stürmisch, in jedem Verstande stürmisch, bis der menschliche Geist die Hefen, die er in der langen trägen Ruhe gesammelt hatte, durch die häftige Gährung ausgestoßen hatte, und nunmehr wieder auf eine Zeitlang zur Ruhe kam.

Alle diejenigen, welche die Nothwendigkeit einer Reformation einsahen, kamen darin

überein, daß die Religion bisher mit einer Menge falscher Lehrsätze sey überlassen und daher von der wahren Thätigkeit auf das Herz abgelenket worden. Allein der Erkenntnißgrund dieser irrigen Lehren brachte die erste große Trennung hervor, indem einige die heilige Schrift nach einer vernünftigen Auslegung, andere aber die eigne innere Empfindung für den Erkenntniß- und Bestimmungsgrund des Glaubens und des Lebens annahmen. Zu jener Parthey bekannten sich die weisesten vernünftigsten und gelehrtesten im Volke, zu dieser aber die minder aufgeklärten, bey welchen die Einbildungskraft und Begierden der schwachen Vernunft den ohnmächtigen Zügel entrissen, und diese machten nun alle die Arten von Schwärmer aus, welche zur Zeit der Reformation so vieles Unheil anstifteten, und sich wieder in sehr viele Unterarten theilten, je nachdem die herrschenden untern Kräfte mehr oder weniger aufgekläret waren. Eine der gröbsten Art waren die Wiedertäufer, welche in dem Herzen von Deutschland entstanden, sich aber in kurzem auch in den benachbarten Ländern ausbreiteten, und da sie den großen rohen Haufen auf ihrer Seite hatten, unter dem Vorwande des innern Lichtes die schwärzesten Grausamkeiten und Bubenstücke verübten.

Als sich Joris in Delft 1524 häuslich niederließ, machte die Reformation bereits in

dieser Stadt und den umliegenden Gegenden viele Bewegungen. Joris ward bey seinem zur Schwermuth geneigten Charakter und bey seiner lebhaften Einbildungskraft sehr bald auf dieselbe aufmerksam, und fing an, selbst zu prüfen und zu untersuchen, daher er keine Predigt versäumte, und sich unaufhörlich in ein langes Nachdenken vertiefte. Ohne Zweifel würde seine Seele eine bessere Stimmung bekommen haben, wenn sie besser wäre geleitet worden; allein da er ungelehrt war, alles las was ihm vorkam, worunter denn vermuthlich auch schwärmerische Schriften gewesen seyn müssen, woran es damahls nicht fehlte, und den Eindrücken folgte, welche andere auf ihn zu machen gut fanden: so mußte er nothwendig auf Abwege gerathen. Sein eigener trübsinniger Charakter wirkte sehr mächtig mit dazu bey, indem er das, was seine lebhafte Einbildungskraft ihm als wahr schilderte, mit dem hartnäckigsten Eyfer verfolgte.

Eine Zeitlang hing Joris seinen Empfindungen für sich allein nach, und begnügte sich, in seinem Hauswesen, welches bey seiner vielen und vorzüglichen Arbeit zahlreich war, nach seinen Einsichten Tugend und Frömmigkeit zu verbreiten. Allein da er dabey seine Einbildungskraft und Empfindungen immer mehr anstrengte, so ward sein Eifer immer nach und nach lebhafter, und endlich fühlte er sich gar gedrungen, die Mißbräuche in der Römischen

Kirche öffentlich zu mißbilligen und zu tadeln. Besonders eiferte er wider die Prozessionen, und da er das sogar auf öffentlicher Straße that, so brachte er ganz natürlich die Geistlichkeit, welche in diesem Stücke nicht mit sich spaßen läßt, auf das heftigste wider sich auf. Er ward gefangen gesetzt, und würde vielleicht den Scheiterhaufen haben besteigen müssen, wenn er nicht, nachdem er eilf Wochen in dem Gefängnisse zugebracht hatte, auf vieles Vorbitten seiner Freunde mit der bloßen Landesverweisung davon gekommen wäre.

Blesdik und andere von seinen Gegnern versichern, er sey bey dieser Gelegenheit zur Staupe geschlagen, und ihm von dem Henker die Zunge durchbohret worden. In dem Holländischen Leben eines Ungenannten bey dem Arnold, welchem ich hier vornehmlich folge, wird dieser Vorgang umständlich erzählet, aber von dieser Strafe nichts gesagt. Es heißt nur, weil Joris wegen seiner Frömmigkeit, Rechtschaffenheit und Wohlthätigkeit in der ganzen Stadt, und besonders bey den Armen sehr beliebt gewesen, so hätte man sich nicht getrauet, die Strafe an ihm öffentlich zu vollziehen, sondern hätte ihn vor der Sonnen Aufgang aus der Stadt verwiesen. Das Jahr, wenn solches geschehen, wird nicht gemeldet; allein es scheinet, daß es sich um oder kurz vor 1530 zugetragen habe. Wo er sich von dieser Zeit an bis 1535 aufgehalten, wird nicht gemeldet;

einmal finde ich ihn in dem Hag, allein gewiß ist, daß er sich diese Zeit über in Holland aufgehalten hat.

Joris war bisher bloß seinen eigenen Einsichten gefolget, ohne sich zu einer von den vielen Secten zu bekennen, mit welchen die Niederlande damahls eben so überschwemmet waren, als andere Gegenden. Da er indessen nach der Wahrheit begierig war, so hatte er mit den besten Gliedern von allen Umgang, erforschte ihren Geist, hing sich aber an keine, sondern folgte seiner Ueberzeugung, und suchte dabey andere sowohl mündlich als schriftlich zur Frömmigkeit, Tugend und zu einem thätigen Christenthum zu ermahnen. Unter allen Secten machten damahls die Wiedertäufer in den Niederlanden die meiste Bewegung, und es konnte nicht fehlen daß er nicht häufigen Umgang mit ihnen haben sollte, zumahl da sie sich, wegen seines Ansehens, guten Rufes, und seiner guten Einsichten viele Mühe gaben, ihn zu ihrer Parthey zu ziehen. Allein, ob ihm gleich manches an ihnen gefiel, so war ihm doch mehreres anstößig. Besonders mißfielen ihm die vielen Ausschweifungen und Gewaltthätigkeiten, welcher sich der große Haufe unter ihnen unter dem Nahmen der Religion schuldig machte. Aber er war auch nicht mit allen ihren Lehrsätzen einig, besonders was die Gottheit Christi betraf, welche Joris auf das eifrigste verfolgte. Er hatte daher mehrere Unterredun-

gen mit ihren vornehmsten Lehrern, welche sich aber immer fruchtlos zerschlugen, obgleich Joris in seinem Gemüthe immer unruhiger ward, besonders nachdem sich viele von seinen Verwandten zu den Wiedertäufern geschlagen hatten. Er hörete daher, wie der ungenannte Verfasser seines Lebens sagt, nicht auf, zu beten und zu flehen, daß Gott ihn nicht verlassen, sondern ihm den Weg zeigen möchte, den er gehen sollte. Alles das kann dem Manne, den die rechtgläubige Kirche immer mit den schwärzesten Farben schildert, die sie nur finden kann, bey jedem Unpartheyischen zur Entschuldigung dienen, beweiset wenigstens, daß er nach dem Maße seiner Einsichten, und nach der Stimmung, welche seine Seelenkräfte nun einmahl bekommen hatten, nach seiner wahren Ueberzeugung gehandelt habe.

Bey einem Menschen von so lebhafter Empfindung und Einbildungskraft, als Joris war, sind die Gründe immer die stärksten, welche am mächtigsten auf diese wirken, und einer von dieser Art machte endlich seiner Unschlüssigkeit ein Ende. Er befand sich einmal in einer Gesellschaft von Wiedertäufern und gerieth gar bald mit ihrem Lehrer in eine der gewöhnlichen Streitigkeiten. Um den übrigen kein Aergerniß zu geben, ging er mit demselben allein, und fragte ihn, was für Gründe ihn bewögen, so zu lehren und zu handeln, als er

thäte. Der Wiedertäufer führte sehr schwache Gründe an, welche dem Joris keine Genüge thaten, schloß aber mit der Versicherung, der Herr habe es ihm befohlen, er wolle es auf dessen Wort wagen, und sey bereit, seine Lehre mit seinem Blute zu bestätigen. Dieser letzte Ausdruck hatte eine solche Wirkung auf die Fantasie des Mannes, daß er die Schwäche der vorigen Gründe vergaß, uud sich gleich darauf förmlich zu den Wiedertäufern bekannte. Nach dem Blesdik ward er von ihrem Vorsteher, Obbe Philipps umgetauft. Das Jahr wird nicht gemeldet; allein es scheinet, daß solches 1533 oder 1534 geschehen.

Die Wiedertäufer waren damahls wegen der Zügellosigkeiten, die der große Haufe von ihnen begangen hatte, überall verhaßt, und daß Joris, nach so langem Zaudern, gerade zu einer Zeit zu ihnen trat, da sie in allen Städten Hollands mit Feuer und Schwerdt verfolget wurden, zeiget wenigstens, daß er seiner Ueberzeugung folgte, und derselben alle übrige Betrachtungen nachsetzte. Sein Zutritt war Triumph für die Wiedertäufer, wenigstens in Ansehung aller derer, welche bisher eben so unschlüssig gewesen waren, als er. Allein, er fing auch gar bald an, die üblen Folgen des von ihm gethanen Schrittes ihrem ganzen Umfange nach zu empfinden. Seine gegenwärtigen Glaubensgenossen wurden jetzt in allen Städten verfolget, und wohin sie nur kamen, da

warteten der Galgen und das Henkerbeil auf sie. Joris wanderte eine Zeitlang von einer Stadt zur andern, aber da er nirgends Sicherheit fand, so beschloß er die Niederlande völlig zu verlassen. Er glaubte, in Strasburg Ruhe zu finden, und reisete daher um Pfingsten 1535 dahin; allein da Leute von seiner Secte hier noch weniger öffentlich geduldet wurden, und ihm, wie er sagte, das wüste lasterhafte Leben aller Arten von Einwohnern anstößig war, so beschloß er über Vließingen in Seeland nach England zu gehen, denn in der Provinz Holland durfte er sich nicht sehen lassen.

Er kam auf dem Rheine in Vließingen an, begab sich auf ein Schiff, welches eben nach London segeln wollte, aber wegen eines heftigen Sturmes wieder umkehren mußte. Joris erfuhr indessen von zwey Fremden, die eben aus England kamen, daß es für Leute seiner Art auch dort nicht sicher sey, und daß man nicht einmal einen Fremden, ohne ihn genau ausgeforscht zu haben, in das Reich lasse. Das bewegte ihn, seinen Entschluß zu ändern, weil er aber wegen seines Unterhaltes in Verlegenheit war, so begab er sich heimlich nach Gorckum, wo er mit Mühe und Noth Arbeit bekam, aber bey aller seiner Geschicklichkeit, für einen so geringen Lohn, daß er als ein Knecht arbeiten mußte. Er hielt sich hier einige Monathe auf, obgleich nicht ohne mehr=

mahlige Gefahr, entdeckt zu werden, daher er sich auch einmal in einem Pesthäuschen verbergen mußte. Allein da seine Frau eben schwanger war, und er ihr in seiner gegenwärtigen Lage nicht die geringste Bequemlichkeit bey ihrer Entbindung verschaffen konnte, so bewegte die eheliche Liebe ihn, wieder nach Delft zu gehen, wo sich seine Mutter aufhielt, so gefährlich es auch für ihn war, weil er bey Leib und Lebensstrafe aus diesem Orte war verwiesen worden. Er kam in der Nacht unerkannt daselbst an, brachte seine Frau zu seiner Mutter, und begab sich zu einem bekannten Künstler, der ihn heimlich in sein Haus nahm, und ihn mit Arbeit versorgte, wobey er sich aber sehr verborgen halten mußte.

Eine der vornehmsten Ursachen, warum Joris so lange Bedenken getragen hatte, zu den Wiedertäufern zu treten, waren die heftigen und gewaltsamen Maßregeln, zu welchen so viele derselben nicht allein geneigt waren, sondern die sie auch so oft verleiteten, alles mit Aufruhr, Blutvergießen und Verheerung anzufüllen. Joris war von der Unrechtmäßigkeit dieses Verfahrens überzeugt, billigte auch, da er wirklich zu ihnen getreten war, dasselbe nie, sondern gab sich vielmehr alle Mühe, ihnen gemäßigtere Gesinnungen einzuflößen; allein er predigte tauben Ohren, und ward vielmehr von allen heftigen und brausenden Köpfen in seiner eigenen Secte gehasset und verfolget. So verbor-

gen er auch vor der Obrigkeit in Delft leben mußte, so bekannt war er doch den Gliedern seiner Secte, und sie machten jetzt mehr wie einen Versuch, seine glimpfliche Denkungsart zu überwinden, und ihn zu bewegen, gemeine Sache mit ihm zu machen. Man nennet besonders den Johann Dieterich Batenberg, Bürgermeister zu Steenwik, der mehrere Unterredungen, oft zu ganzen Nächten mit ihm hatte, aber ihn nicht wankend machte, so sehr er ihm auch mit der Rache seiner ganzen Parthey drohete. Joris blieb bey seiner Ueberzeugung, lebte tugendhaft, arbeitete bey Tage und schrieb in der Nacht eine Menge kleiner fliegender Blätter, worin er seine Glaubensgenossen zur Frömmigkeit und zu gelinden Maßregeln ermahnete, und welche insgesammt ohne seinen Nahmen, und ohne Meldung des Ortes und Jahres des Druckes heraus kamen. Dadurch machte er sich bey allen von seiner Secte, welche von keiner Mittelstraße wissen wollten, eben so verhaßt, als er bereits außer derselben war, und Batenberg nannte ihn einen naseweisen Schriftgelehrten, der immer Recht haben wollte. Doch Joris ließ sich das nicht anfechten; er hielt sich zu keiner von den vielen Partheyen, worein die Wiedertäufer um diese Zeit getheilet waren, folgte seinen Einsichten im Stillen, wollte auch keinen Lehrer unter ihnen vorstellen, ob er gleich mehrmals dazu gewählet, und mit Auflegung der Hände dazu bestellet ward.

Am weitesten trieben die Batenbergischen und Münsterschen Wiedertäufer um diese Zeit ihren Unfug, sowohl in Gewaltthätigkeiten, als auch in abenteuerlichen Meinungen, welche desto ausschweifender seyn mußten, da der allergrößte Theil von ihn unwissende Leute waren, welche alle Bande der bürgerlichen Gesellschaft zerrissen hatten, daher jeder seinem Kopfe und seinem Willen folgte. Joris gab sich viele undankbare Mühe, sie zu vergleichen, und sie zur Ordnung und Mäßigung zurück zu führen, und da er sich dadurch sowohl, als durch seine vielen Schriften, welche er von Zeit zu Zeit unter ihnen bekannt machte, als einen verständigen und gemäßigten Mann bekannt gemacht hatte, so ward er mehrmals verlangt, ihre innern Streitigkeiten zu entscheiden. Besonders ward er 1536 nach Boekholt im Bisthum Münster verlangt, wo viele Abgeordneten von den Wiedertäufern aus Elsaß, England, den Niederlanden und Niederdeutschland zusammen gekommen waren, über verschiedene streitige Lehrpuncte, besonders über die Wiederbringung der Dinge zu rathschlagen. Joris reisete mit vieler Gefahr zu ihnen, fand aber so viele wüste und unbändige Köpfe, daß er sehr bald alle Hofnung aufgab, sie unter einen Hut zu bringen. Endlich gelang es ihm durch seine Mäßigung, daß er sie verglich und ein Formular aufsetzte, welches sie zwar unterschrieben, aber nachmals nicht hielten. Er kam mit vieler

Gefahr und Beschwerlichkeit und durch große Umwege endlich glücklich und unerkannt wieder in Delft an.

Gleich nach dieser Reise ging in seinem Gemüthe eine merkwürdige Veränderung vor, und aus dem gemäßigt = frommen Manne, dessen Frömmigkeit allenfalls einen starken Anstrich von Mystik hatte, ward nunmehr auf einmal ein ausschweifender Schwärmer, der Träume, Gesichte und Offenbarungen bekam. Ich will diese Veränderung zuvörderst mit den Worten seines ungenannten Biographen bey dem Arnold erzählen, doch so, daß ich seine ermüdende Weitschweifigkeit abkürze. „Joris, heißt es daselbst, „bekam nunmehr am ersten ein Einsehen in das „Wort, Gott genannt, wie alle Menschen den „heiligen Nahmen Gottes des Tages über so „liederlich und leichtfertig im Munde führten, „dabey schwuren, sungen, sprachen und fluch„ten, wie sie wollten. Das fiel ihm nun so „schwer, daß er an alle seine Bekannten schrieb, „sie sollten doch den großen heiligen Nahmen „Gottes bedenken u. s. f. Und als der Eifer „in dem Manne nicht gelöschet war, sondern „er mit Bitten und Flehen über sich selbst an„hielt, auch um Christi Art, Geist und Kraft „herzlich bat, ist er auf eine Zeit, als er sich „vor zwey oder drey Lichtern, dabey er allezeit „saß und arbeitete, niedersetzen wollte, entzückt „worden, daß er nicht wußte, ob er lebendig „oder todt war, und lange Zeit unbeweglich da

„stand.“ In dieser Entzückung nun sahe er im Gesichte ein groses Getümmel auf Erden, und ein heftiges Zusammenlaufen und Niederfallen der Fürsten und Mächtigen der Erde. Als dieß Gesicht vorbey war, schien es ihm als wenn die Wände um ihm her voll nackter Männer und Weiber wären, und da merkte er gleich den Verstand dieses Gesichtes, nehmlich, daß seine Augen so rein seyn müßten, daß er sich an keinem geschaffenen Werke Gottes ärgern dürfe. Als er wieder zu sich selbst kam, war er so abgemattet und müde, als wenn er mehrere Meilen zu Fuße gegangen wäre, nahm aber doch eine Feder und schrieb: „Fahret „weg alle fleischliche Gedanken, ihr seyd der „Tod, ihr nehmet mir das Leben, und verun„reiniget, was heilig und gut ist. Werdet „blind ihr Menschen der Sünde, nicht an den „leiblichen Augen, sondern die Begierde muß „ferne von euch seyn, so daß ihr nicht mehr „durch sie sehet, u. s. f.“ Von dieser Zeit an hatte er mehrere solche Gesichte, verlohr alle bisherige Furcht und Niedergeschlagenheit, und bewies in allen Fällen eine ungewöhnliche Freudigkeit.

Wer mit der menschlichen Natur und dem Gange ihrer Fähigkeiten nur ein wenig bekannt ist, wird sich diesen Vorgang sehr leicht erklären können. Joris, ein von Natur schwermüthiger Mensch mit einer lebhaften Einbildungs-

kraft,

kraft, der aber von Hause aus schüchtern und furchtsam war, hatte bisher mit mancherley Sorgen und Widerwärtigkeiten kämpfen müssen. Er mußte sein Brodt für sich und seine Familie, die er geliebt zu haben scheinet, kümmerlich erwerben, und dabey, um nicht erkannt zu werden, unter dem Dache und in den verborgensten Winkeln des Hauses seines Wohlthäters arbeiten. Dazu kam die beständige Anstrengung, worin sowohl seine eigene Andächteley, als auch der Zustand seiner Secte, seine Fantasie und Empfindungen erhielt, die ihm auch um alle nächtliche Ruhe, indem er sie zu den vielen kleinen Schriften anwandte, welche er nachmahls verbreitete. Nun nehme man noch dazu die beschwerliche, mit so vieler Gefahr und Unbequemlichkeit verbundene Reise, so wird man sich nicht wundern, daß zwey oder drey brennende Lichter auf seine zerrüttete Einbildungskraft eben dieselbe Wirkung hatte, als hundert Jahr nach ihm der Glanz einer gescheuerten zinnernen Schüssel auf den eben so schwachen Kopf des Jacob Böhm that. Einerley Ursachen haben unter einerley Umständen auch einerley Wirkungen.

Er hatte nach dieser ersten Erscheinung noch ungefär drey Monathe lang immer den vorigen Glanz vor den Augen, und sein Gemüth war nunmehr wie ein Kind, das nichts arges denket und durch keinen äußern Anblick

zur Wollust gereitzet werden kann. Doch zeugte er in diesem Zustande mit seiner Frau noch einen Sohn, der den Nahmen Gideon bekam; aber er that noch mehr, er schrieb nunmehr fleißiger als vorher, unter andern ein Werk, worin viele unerhörte Dinge vorkamen, und welches gedruckt ist, obgleich bey dem Drucke viele Stellen ausgelassen wurden, weil sie dem Buchdrucker zu unverständlich waren. Vielleicht ist es das Wunderbuch, wo freylich unerhörte Sachen genug vorkommen, denn ob es gleich erst 1542 gedruckt worden, so kann es doch wohl früher geschrieben seyn. Unter andern schrieb er auch häufige Briefe an seine Brüder nach England, Deutschland, Strasburg und Frießland, und alles das schrieb er in der Hitze, wenn er von dem Geiste getrieben, und von dem innern Lichte erleuchtet war.

Vermuthlich gehöret in diese Zeit auch der Brief, welchen er an Luthern schrieb, und welcher sich mit in den Werken des letztern befindet. Er lautet so: „In dem Nahmen „meines Herrn! Höret Martin Luther, ein „Knecht des Herrn, berufen und gestellet zu ei„nem Licht, und Vorgänger des Volks des „Herrn. Sehet, daß ihr euch wohl hüthet, „damit ihr durch eure eigene Weisheit und „Vernunft, auch nicht in krummen Wegen ver„irret. Seyd nicht stolz darin, sondern wider„stehet dem Teufel, dem Eigendünkel, und hü„thet euch, daß ihr nicht dem Volke ein Ver-

„führer, eine Finsterniß und ein Satan werdet, „und nicht der Strafe Gottes aussetzet, welcher „euch und mich noch härter strafn und verdammen „wird, als andere. Wenn wir nicht in dem klei„nen aufrichtig und getreu, und mit zerbrochenem „und gereinigtem Herzen und demüthigen Geiste „erfunden werden, so wird uns auch nicht das „größere gegeben und vertrauet werden. Ge„bet wohl Acht darauf und überwindet das „Böse mit dem Guten, auf daß ihr es besitzen „und leben möget. Hüthet euch vor bösen, „verkehrten und teufelischen Gedanken, ihr alle, „die ihr den Engeln des Herrn gleich zu werden „verlanget. Gott befohlen!“

Da es ganz natürlich ist daß Fähigkeiten der Seele, welche vorzüglich geübet werden, auch eine vorzügliche Stärke erlangen, so nahm auch Joris in der Schwärmerey mit jedem Tage zu. Damit man sehe, von welcher Art sie gewesen, so will ich seinen gegenwärtigen Gemüthszustand mit den Worten des Ungenannten bey dem Arnold hierher setzen. „Joris erfuhr von dieser Zeit an viele Wunder „von innerlichen Träumen, Gesichten und an„dern Erscheinungen; ja den ganzen Tag hin„durch sahe und hörte man nichts anders von „ihm, als des Herrn Wort und Geist, und „wozu es noch kommen müßte, ehe alles nach „Gottes Herz und Sinn wäre. Gott ver„neuete um diese Zeit alle Dinge nach ihm und

„in ihm, daß er von allem Fleische einen vollkommnen Abschied nahm; alle sinnliche Lüste „und Begierden verschwanden, und der Geist „trieb ihn so heftig, daß er oft auf dem Boden vor Mattigkeit niederfiel, und vor Furcht „und Schrecken vor dem strengen Richter wie „todt da lag. Aber dabey hatte er auch oft sehr „angenehme Empfindungen, und ward von dem „Geiste ermahnet, sich von diesem abgeschiedenen Sinne nicht wieder trennen oder zur „Sinnlichkeit verleiten zu lassen. Mit einem „Worte, er ward von allen Schlacken und „fleischlichen Begierden völlig gereiniget und „ward wie ein Kind u. s. f.“

Schon an dieser Sprache erkennet man einen hohen Grad der Mystik oder Theosophie, und da diese zur Bezwingung der Begierden eine strenge Mäßigkeit erfordert, so beobachte Joris auch diese, und aß eine Zeitlang nichts als Sallat. Allein da sein durch die unaufhörliche Anstrengung der Einbildungskraft ohnehin schon entkräfteter Körper, dadurch nur noch mehr abgemattet ward, so müßte er, um nicht ganz zu einem Geripppe zu werden, sich zu einer nahrhaftern Kost entschließen, welches denn dem Schwärmer freylich hart einging.

So sehr nun auch sein Gemüth Tag und Nacht mit überirdischen Gegenständen beschäftiget war, so legte er doch seine Kunst nicht bey Seite, oder vielmehr sein und seiner Familie Bedürfniß zwang ihn, dieselbe nicht zu ver-

nachlässigen. Zwar machte er sich zuweilen deswegen Vorwürfe, und bildete sich ein, die Sorge für das Zeitliche gehörte noch zu den Schlacken der Sinnlichkeit, daher er denn auch zuweilen böschloß, alles fahren zu lassen, und sich allein auf Gott zu verlassen. Aber der Hunger predigte lauter als die Einbildungskraft, und das wahre Bedürfniß überwand sehr bald das eingebildete.

Bey dem allen finde ich doch nicht, daß Joris jetzt an den gewaltsamen Maßregeln einiger Wiedertäufer, und besonders des Batenburgischen Anhanges mehr Theil genommen, als vorher; vielmehr blieb er, ungeachtet seines Wachsthumes in der Schwärmerey, in diesem Stücke bey seinen gemäßigten Grundsätzen, mißbilligte alle Gewaltthätigkeiten, und suchte allen übrigen Wiedertäufern ähnliche Gesinnungen einzuflößen. Vermuthlich machte er dadurch manche, welche noch nicht ganz verderbt waren, von des Batenburg Anhang abspänstig; wenigstens warf dieser jetzt einen solchen Haß auf ihn, daß Joris sich auch verbergen mußte, wenn er nicht auf dessen Anstiften wollte ermordet werden. Bey den Mennonisten, den Münsterschen Wiedertäufern, und den Anhängern des Melchior Hofmann um Strasburg war er nicht besser angeschrieben, weil er wider ihre Ausschweifungen eiferte, und sich sowohl mündlich als schriftlich keine Mühe verdrießen ließ, sie zur Ruhe und Stille zu bewegen.

Es scheinet, daß er sich um diese Zeit noch immer zu Delft aufgehalten, wo seine Frau sich bey seiner Mutter befand, er sich aber bald bey diesem oder jenem Freunde verborgen hielt, und entweder arbeitete, oder schrieb und seiner Schwärmerey nachhing. Er ließ sich um diese Zeit bewegen, mit einigen von seiner Secte, die eben so gemäßigt dachten, als er, in das Oltenburgische zu gehen, die Uneinigkeiten unter den Münsterschen Wiedertäufern beyzulegen, und sie zur Ruhe zu vermögen. Die Reise war mit vieler Beschwerde und Gefahr verbunden, weil man den Wiedertäufern überall nachspürete; aber die Reise war vergeblich, weil diese zügellose Rotte von keiner Mäßigung hören wollte, daher Joris unverrichteter Sache wieder nach Delft ging. Da er indessen wegen seiner Friedfertigkeit, Klugheit und Beredsamkeit von den gemäßigsten Anhängern aller Partheyen der Wiedertäufer geschätzt ward, so ward er 1538 nach Strasburg verlangt, die Streitigkeiten unter Melchior Hofmanns Anhang beyzulegen. Allein die Unterredung lief eben so fruchtlos ab, als die übrigen, jeder blieb bey seiner Meinung, und so schied man, ohne etwas ausgerichtet zu haben, aus einander.

Indessen begingen die schon gedachten Wiedertäuferischen Partheyen in Niedersachsen und Oberdeutschland die gröbsten Ausschweifungen, und Batenburg machte es in der Provinz Hol-

land kein Haar besser. Es war daher kein Wunder, daß die Obrigkeit überall Jagd auf sie machte, und sie, wo sie ihnen überlegen war, einzog und hinrichten ließ. Man machte dabey keinen Unterschied unter aufrührischen und gemäßigten Wiedertäufern, sondern was sich nur zu dieser Secte bekannte, ward auf einerley Art behandelt. Joris gab sich zwar alle Mühe den Zügellosigkeiten des Batenburgischen Haufens Einhalt zu thun, und hinderte in der That vieles Böse. Ja, wenn dem ungenannten Verfasser seines Lebens zu glauben ist, so machte sich Joris sogar einen Anhang wider Batenburg, stritt wider ihn, entzog ihm viele Leute, und rettete dadurch manche Stadt, in Holland, Friesland und Gröningen von der Verwüstung. Dadurch ward er dem Batenburg so verhaßt, daß als derselbe gefangen ward, und hingerichtet werden sollte, er alle Schuld auf den Joris schob, ihn als den Urheber aller Verwüstungen angab, und sich erboth, ihn der Obrigkeit in die Hände zu liefern, wenn man ihm Leben und Freyheit schenken wollte; allein man nahm sein Anerbiethen nicht an, sondern gab ihm den verdienten Lohn.

In Delft war wenigstens die Obrigkeit von des Joris Unschuld an solchem Frevel überzeugt, denn ob es gleich dem Stadtschultheiß mehrmahls angezeiget ward, daß er sich in der Stadt befinde, und ihm auch der Ort gemeldet wurde, wo er sich aufhielt, so trug er doch Be-

denken, ihn in Verhaft nehmen zu lassen. Desto strenger verfuhr er dagegen gegen andere, von welchen man wußte, daß sie zu dem Batenburgischen Anhange gehöret hatten, und darin befand sich des Joris eigene Mutter. Daß sie zu des Batenburg Anhang gehöret habe, ist nicht wahrscheinlich; allein sie muß sich doch vorzüglich vergangen haben, weil man eben so strenge mit ihr umging, als mit andern offenbaren Aufwieglern, ungeachtet sie eine der angesehensten Personen in der Stadt war. Kurz, man nahm sie gefangen, sperrete sie in ein Kloster, und gab ihr die Wahl, ob sie sich nach Oeffnung aller Adern zu Tode bluten wollte, oder ob sie wollte ersäuft, oder endlich mit dem Schwerte hingerichtet werden. Sie wählte das letzte, und ward daher enthauptet, ihr ganzes Vermögen aber, welches ansehnlich gewesen seyn soll, ward eingezogen. Gemeiniglich wird die Hinrichtung seiner Mutter in das Jahr 1537 gesetzt; allein nach der Ordnung zu urtheilen, in welcher der ungenannte Lebensbeschreiber bey dem Arnold, der freylich nicht der ordentlichste ist, die Begebenheiten vorträgt, muß sie 1539 geschehen seyn.

Es scheinet, daß die Obrigkeit zu Delft aus Achtung gegen das ruhige Betragen des Joris sich gestellet, als wenn sie seine Anwesenheit in Delft nicht wüßte. Indessen ward es auf das schärfste verbothen einen Wiedertäufer in der Stadt zu beherbergen, daher er sich

mit seiner Frau und Kindern, deren er jetzt dem Anscheine nach fünfe hatte, zu Schiffe setzte und Delft verließ. Wohin er sich gewandt, sagt sein Lebensbeschreiber bey dem Arnold nicht, dagegen er desto sorgfältiger ist, seine Träume, Gesichte und Offenbarungen aufzubehalten. Diese waren jetzt desto häufiger bey ihm, je mehr sein Körper durch die bisherigen Kränkungen Sorgen und Beschwerden war entkräftet worden. Es ward damit so arg, daß er sogar Gott bitten mußte, ihn damit zu verschonen, weil sonst seine Kreatur ganz darauf gehen müßte.

Er ließ nach seiner Entfernung von Delft seine Frau in Utrecht, er selbst aber begab sich in eine andere Stadt, welche doch nicht genannt wird. Als er auch hier nicht länger sicher war, so begab er sich nach Deventer, wo aber seines Bleibens auch nicht lange war. Indessen ward seine Frau zu Utrecht in Verhaft genommen, man nahm ihre Kinder von ihr, und bedrohete sie mit der Tortur, wenn sie nicht den Aufenthalt ihres Mannes angeben würde. Da nichts aus ihr zu bringen, weil sie denselben damahls selbst nicht wußte, und der Weihbischof, der am meisten wider sie aufgebracht war, plötzlich starb, so ließ man sie los, da sie sich denn mit ihren Kindern wieder nach Delft begab, wo Joris sie auf einige Tage besuchte, sich aber bald wieder entfernen mußte.

Nach der Zerstreuung des Batenburgischen Anhanges wurden die Wiedertäufer in allen Holländischen Städten auf das heftigste verfolgt, und so viel auch Joris mit seiner eigenen Sicherheit zu thun hatte, so nahm er sich doch seiner leidenden Brüder auf alle nur mögliche Art an. So schrieb er an den Rath von Holland, und warnete denselben, sich nicht an den in Haag gefangenen Wiedertäufern zu vergreifen; allein man ließ dem Bothen den Kopf abschlagen, und richtete deren 35 daselbst hin.

Joris konnte sich leicht vorstellen, daß es ihm nicht besser gehen würde, weil alle Wiedertäufer ohne Ausnahme für Aufrührer und Störer der öffentlichen Ruhe gehalten wurden, und man wußte, daß er einer der angesehensten unter ihnen war. Da er sich nun zum Märtyrer-Tode vermuthlich noch nicht reif fühlte, so mußte er sich kümmerlich verborgen halten, und streifte von einer Stadt zur andern. Er suchte noch im Jahre 1539 in Hessen für sich und seine Brüder Schutz und wandte sich in einem Schreiben an den Landgrafen selbst. Dieser versprach, ihn und seine Secte aufzunehmen, wenn sie sich zur Augsburgischen Confession bekennen würden; allein da sie sich dazu nicht verstehen wollten, so ward aus der Sache nichts. Er wandte sich hierauf mit seiner Familie nach Antwerpen, und höret sein Leben bey dem Arnold auf, daher ich bis zu

seiner Ankunft in Basel meinen vorigen Leitfaden verliehre, so verworren er auch an manchen Orten ist.

Allein es scheinet, daß man ihn auch hier nicht lange geduldet, denn in dem Jahre 1540 finde ich ihn bereits in Ost-Friesland. Hier hatte er den damahligen Superintendenten, den bekannten Johannem a Lasco gewonnen, von welchem noch verschiedene Briefe an ihn vorhanden sind, und nachdem er sein Glaubensbekenntniß daselbst 1540 eingegeben hatte, welches Arnold in seiner Kirchen- und Ketzergeschichte zweymahl hat abdrucken lassen, nehmlich Th. 2, S. 293 und Th. 4, S. 255, und dasselbe nichts anstößiges enthielt, so wurde er mit mehreren seiner Secte aufgenommen und geschützet. Hier lebte er einige Jahre in Ruhe, aber nicht lange, denn die Stände von Brabant brachten es durch ihre Vorstellungen bey der damahls regierenden Gräfinn Anna dahin, daß ihnen 1544 oder vielleicht noch das Jahr vorher anbefohlen ward, das Land zu räumen.

Ohne Zweifel befand sich Joris jetzt nicht in einer kleinen Verlegenheit. Er hatte eine zahlreiche Familie, welche er, wie aus allen Umständen erhellet, zärtlich liebte, und mit welcher er nicht lange unbekannt bleiben konnte; aber in ganz Niederdeutschland, und in einem großen Theile von Oberdeutschland, verfolgte der Haß, welchen die ausschweifenden Rot-

ten auf den Nahmen eines Wiedertäufers geladen hatte, ihn so, daß er sich an keinem Orte durfte blicken lassen, wenn er nicht wollte verbrannt oder wenigstens gehenket werden. Er reisete daher 1544 in der Stille nach Strasburg, von da nach Basel, und von da nach Venedig, erkundigte sich nach der Gesinnung der Obrigkeit und den übrigen Umständen, und fand endlich, daß Basel der sicherste und bequemste Ort für ihn seyn würde.

Er hielt daher bey dem Magistrat um Schutz und um Erlaubniß an, sich mit den Seinigen daselbst niederlassen zu dürfen, wobey er sich für einen Niederländer ausgab, der um der protestantischen Religion wegen in seinem Vaterlande verfolgt würde, welches er denn auch ohne Unwahrheit thun konnte, indem man damahls in den Niederlanden die Protestanten eben so sehr verfolgte als die Wiedertäufer. Damit auch der Nahme David Joris, unter welchem er überall verhaßt war, keinen Anstoß machen möchte, so nahm er den in der Firmelung empfangenen Nahmen Johann von Brügge wieder an, unter welchem man in Basel nichts weniger als einen so berüchtigten Wiedertäufer suchte. Der Magistrat sahe einen wohlgebildeten sehr anständig gekleideten Mann vor sich, dessen Mine und ganzes Betragen nichts als Ernst, Würde und Frömmigkeit verkündigte, und weil der äußere Wohlstand, welchen man an seiner Familie erblickte, ein nicht geringes Ver-

mögen versprach, so trug derselbe kein Bedenken, in sein Verlangen zu willigen. Joris kam also mit seiner ganzen Familie und noch einigen vertrauten Personen nach Basel und ward den 25ten Aug. 1544 mit den Seinigen zu Bürgern angenommen. Er kaufte sich darauf in und um Basel an, lebte auf einem guten und anständigen Fuße, doch ohne Pracht und Schweigerey, that allen Pflichten eines guten Bürgers eine völlige Genüge, hielt sich und die Seinigen im äußern zu der reformirten Kirche, und that sich durch Wohlthätigkeit gegen die Armen vor allen andern hervor. Kurz, er erwarb sich in den zwölf Jahren, welche er in Basel zubrachte, eine allgemeine Achtung und Liebe; ein Zeugniß, welches ihm selbst die Universität in ihrem nachmahligen Berichte von der Verbrennung seiner Gebeine nicht versagen kann.

So wie man an einem Manne, den man einmal hassenswürdig finden will, alles zu Bolzen drehet, so hat man ihm auch nach seinem Tode aus seinem Reichthume ein Verbrechen gemacht, und nicht undeutlich zu verstehen gegeben, daß er denselben wohl nicht auf eine rechtmäßige Art haben könne. Vielleicht hatte er ihn gar den Plünderungen zu danken, welche manche Wiedertäuferische Rotten in Ober- und Niederdeutschland verübten. Allein sein Reichthum ist noch nicht erwiesen; denn daß er mit dem Seinigen auf einem anständigen Fuße

gelebt, beweiset noch keinen Reichthum, wohl aber, daß er sein gutes Auskommen gehabt, und dieses läßt sich denn wohl noch erklären, ohne zu solchen lieblosen Vermuthungen ohne allen Grund seine Zuflucht nehmen zu dürfen. Seine Mutter besaß zu Delft ein ansehnliches Vermögen, und ob selbiges gleich bey ihrer Hinrichtung eingezogen ward, so konnte doch Joris noch manche ansehnliche Trümmer aus dem Schiffbruche gerettet haben. Es scheinet auch, daß seine Frau nicht ohne Mittel gewesen. Ueberdieß gingen verschiedene wohlhabende Personen mit ihm aus Holland, welche in Basel mit ihm nur eine Familie ausmachten, zumahl nachdem er manche seiner Kinder mit ihnen verheirathete, so daß ihr sämtliches Vermögen nur ein einziges ausmachte, und wenn dieses gleich nur mäßig war, so konnte es bey einer mäßigen und ordentlich eingerichteten Haushaltung, die man durchgängig von ihm rühmet, immer hinlänglich seyn, im äußern auf einem anständigen Fuße zu leben. Ob er dabey Handlung getrieben, oder seine Kunst geübt, finde ich nicht gemeldet; letzteres ist nicht wohl wahrscheinlich, weil es ihn leicht hätte entdecken können.

So still und eingezogen sich nun auch Joris zu Basel hielt, so daß er auch keinen von seiner Secte weiter nach Basel kommen ließ, so unterließ er doch nicht, selbige durch eine Menge von Schriften und auf andere nur mögli

che Art zu unterrichten und unterstützen. Die Schriften, welche er während seines Aufenthaltes zu Basel drucken ließ, sind sehr zahlreich; allein sie bestehen immer nur aus wenig Bogen, sind in Holländischer Sprache abgefasset, und sämmtlich in Holland ohne seinen Nahmen gedruckt, daher sie in Basel nicht bekannt werden konnten. Sie sind insgesammt ascetischen und moralischen Inhaltes und predigen die Tugend und Verläugnung seiner selbst, in einer dunkelen mystischen Sprache.

Joris unterstützte nicht nur die von seinem Anhange, wo er nur konnte, sondern er nahm sich auch anderer an, welche damahls von den herrschenden Kirchen verfolgt wurden, wenn sie gleich nicht von seiner Parthey waren. Besonders suchte er das Schicksal des unglücklichen Servet zu mildern, denn als dieser sich im Jahre 1553 zu Genf im Verhafte befand, und man aus Calvins Heftigkeit leicht muthmaßen konnte, was für ein Schauspiel mit ihm würde aufgeführet werden, so schrieb er den 1ten Jul. an die evangelischen Städte in der Schweitz, beweiset, daß man keinen Menschen um des Gewissens Willen verfolgen dürfe, und bittet daher, den Geistlichen in ihrem Blutdurste Einhalt zu thun. Gesetzt, sagt er, daß Servet als ein Ketzer und eigensinniger Mensch gestrafet zu werden verdiene, so solle man ihn allenfalls aus der Stadt weisen, allein sein Blut zu vergießen, habe man kein Recht. Man

wird sich leicht vorstellen, daß eine solche Fürsprache, Servets Sache nicht verbessern können. Er ward auch wirklich im October lebendig gebraten, und sein Beyspiel war dem Joris eine Ursache mehr, sorgfältig auf seiner Hut zu seyn, damit er nicht entdeckt würde.

Vielleicht wäre solches dennoch nicht zu verhüthen gewesen, wenn ihn nicht der Tod zu rechter Zeit von aller geistlichen Rache befreyet hätte. Denn es brachen kurz vor demselben allerlerley Uneinigkeiten in seiner kleinen Familie aus, welche besonders sein Schwiegersohn der oben genannte Nicol. Blesdik anstiftete, der entweder aus Ueberzeugung oder aus andern Nebenursachen sich von seinem Schwiegervater trennen wollte, und nach verschiedenen fruchtlosen Unterredungen von ihm in den Bann gethan wurde. Es kam auch um diese Zeit ein Fremder aus den Niederlanden nach Basel, welcher den Joris persönlich kannte, und es unter der Hand mehrern sagte, daß der so geliebte Johan van Brügge kein anderer als dieser Schwärmer sey. In der Schrift der Baselschen Universität wird versichert, daß, ob zwar die Sache nicht ruchtbar geworden, dieser Umstand ihn und seine Frau so geschrecket habe, daß beyde bald darauf gestorben wären.

Dem sey nun wie ihm wolle, so starb Joris den 26ten Aug. 1556 nachdem seine Frau drey Tage vorher gleichfalls verschieden war.

war. Arnold hat uns in den Zusätzen zu seinem vierten Theile S. 6. seine letzten Reden aufbehalten, welche viele gute erbauliche Ermahnungen an die Seinigen und unter andern auch an den abtrünnigen Blesdik enthalten, und woraus erhellet, daß Joris in der festen Ueberzeugung eines aufrichtigen Mystikers aus dieser Welt gegangen ist.

Da er in ganz Basel in einem vorzüglich guten Rufe gestanden war, und jedermann ihn für ein würdiges Glied der reformirten Kirche hielt, so ward er sehr anständig und mit einem großen Gefolge begraben und in die Kirche S. Leonhard beygesetzet. Nach seinem Tode war es eine zeitlang stille, indem die Gerüchte, welche hier und da im Stillen gingen, nicht bekannt wurden, bis endlich die Uneinigkeit die Familie selbst trennete und Gelegenheit zu der ganzen Entdeckung gab. Des Joris gewesener Bedienter, Heinrich, von Geburth aus Geldern, war der erste, welcher Lärm machte, indem er jemanden entdeckte, daß der verstorbene Johann van Brügge kein anderer als der berufene Erzketzer David Joris sey, wie sich aus dessen Schriften, welche er in Verwahrung habe, beweisen lasse. Die Geistlichkeit, und besonders Doct. Amerbach, fing sogleich Feuer, und dieser ruhete nicht eher, als bis man den Heinrich auf das Rathhaus forderte, da er denn alles eidlich aussagen mußte, was er von dem Verstorbenen und seinen Irrthü-

inern wisse. Der Rath schien keine Lust zu haben, die Sache weiter zu treiben, und war entschlossen, den schon halb verweseten Mann den Würmern zu überlassen. Allein die Geistlichkeit, welche sich einen solchen Braten nicht entgehen lassen wollte, trieb die Sache desto heftiger, und nahm die von der Jorissischen Familie nach einander vor, welche sich aber stelleten, als wenn sie von nichts wüßten, und dabey blieben, sie glaubten alles, was die Baselsche Kirche glaube. Indessen fing dem Blesdik, der sich bisher ruhig verhalten hatte, an, bange zu werden, und um daher nicht mit in das Schicksal der übrigen verwickelt zu werden, so übergab er einem der Geistlichen ein Verzeichniß von den vornehmsten Irrthümern seines Schwiegervaters, bath sich aber dabey aus, daß man alles geheim halten, und besonders ihn nicht verrathen möchte. Aber der Schöps wußte nicht, daß die Beförderung der Ehre Gottes von allen übrigen Verbindlichkeiten frey spricht, daher ward er in der Folge nicht besser behandelt, als alle übrige.

Der Magistrat, der dem Zudringen der Geistlichkeit nicht länger widerstehen konnte, ließ endlich die ganze Jorissische Familie mit ihren Bedienten und Bekannten den 13ten März 1559 auf das Rathhaus fordern, und befahl ihnen, alles zu bekennen, was sie von den Verstorbenen wüßten. Sie blieben alle dabey, daß sie um der evangelischen Religion aus den Nieder-

landen vertrieben worden, wie sie auch nicht anders wüßten, hätte der Verstorbene nie anders als Johann van Brügge geheissen, und ihnen sey nicht bekannt, daß er etwas anders gelehret und behauptet habe, als was dem Reformirten Glaubensbekenntnisse gemäß sey. Der Rath ließ sie abtreten und vernahm hernach einen jeden von ihnen einzeln, und da sie auch hier bey ihrer vorigen Aeußerung blieben, so wurden sie insgesammt, eilf an der Zahl, in das Gefängniß geführet. Man schickte hierauf eine gerichtliche Commission in ihre Häuser, welche alles durchsuchen, und alles verdächtige wegnehmen mußten, worunter sich denn allerley Schriften, ingleichen das Bild des Verstorbenen befand. Die erstern wurden der Geistlichkeit übergeben, sie zu untersuchen, und da sich darunter niemand befand, welcher Holländisch konnte, so trug diese das Geschäft wieder dem Johann Acronius, einem Friesländer auf, der eigentlich Professor der Medicin und Mathematik war, aber sich doch auf Ketzereyen nebenbey auch ganz gut verstehen mußte.

Indessen wurden die Gefangenen dem Criminal-Gerichte übergeben, welches denn ein neues Verhör mit ihnen anstellte. Blesdik hatte gleich bey der ersten Verhaftnehmung gestanden, daß sein Schwiegervater der berüchtigte David Joris sey, und einige andere folgten ihm darin nach; allein die meisten blieben bey ih-

rer ersten Aussage. Aber auch die, welche gestanden, wollten doch von den ihnen vorgelegten Ketzereyen nichts wissen, welches denn kein Wunder war, weil sie in den von dem Acronius aus allem Zusammenhange herausgerissenen Sätzen, die Lehren ihres Meisters wohl schwerlich wieder erkennen konnten. Sie erstaunten, als man ihnen selbige vorlegte, und betheuerten, daß sie dergleichen Behauptungen jederzeit für höchst verdammlich gehalten hätten, und noch hielten. Man schickte nunmehr die Geistlichen über sie, welche aber auch weiter nichts heraus bringen konnten, als daß sie von allen diesen Ketzereyen nichts wüßten, sie nie gehöret hätten, und sie ohne Anstand von ganzem Herzen verdammeten.

Die vornehmsten Irrlehren, welche Acronius auf des Joris Schriften gezogen hatte, waren folgende: Alle bisher von Gott durch die Propheten, Apostel und durch Christum selbst gegebene Lehre sey unvollkommen und unnütz, nur des Joris Lehre sey vollkommen und im Stande, die Menschen selig zu machen. Er, Joris sey der wahre Christus und Messias, der liebe Sohn des Vaters, in dem er Wohlgefallen habe; er sey nicht aus dem Fleische, sondern aus dem heiligen Geiste gebohren, der seiner Seele ganz eingegossen sey. Er habe Gewalt seelig zu machen und zu verdammen, die Sünde zu vergeben und zu behalten. Christus sey bloß gesandt worden, die Men-

schen als unmündige Kinder vorzubereiten; er Joris aber sey gesandt, sie vollkommen zu machen, und was dergleichen Unsinn mehr war.

Während dieser Untersuchung ging in der Stadt ein Gerücht, daß David Joris nicht wirklich begraben worden, sondern daß man an dessen Statt ein Kalb oder einen Ziegenbock in den Sarg geleget, ihn selbst aber einbalsamiret habe, und ihn so aufbehalte und als einen Gott verehre. Der Magistrat, der sich einmal zu einem Werkzeuge in der Hand der Geistlichkeit hatte machen lassen, ließ sich durch dieses Volksmährchen zu dem unwürdigen Schritte verleiten, daß er den Verstorbenen wieder ausgraben ließ, da er denn zu seiner Beschämung kein Kalb, wohl aber den wahrhaften David Joris fand.

Man kann sich kaum vorstellen, was für abentheuerliche Possen um diese Zeit von dem Manne ausgestreuet wurden, und zwar nicht bloß von dem Pöbel, denn dem kann man es allenfalls verzeihen, sondern selbst von solchen, welche es sehr übel nehmen würden, wenn man sie zu dem Pöbel rechnen wollte. Der mehrmals gedachte Acronius erzählt in seinem Briefe sehr ernsthaft, Joris sey ein Hexenmeister gewesen, habe sich unsichtbar machen können, sey von den Seinigen als ein König angebetet worden, wobey er eine viereckige Krone getragen, auf welcher sich vorn ein Stern befunden habe, u. s. f. Ein solcher Mann war

freylich sehr geschickt, die Ketzereyen aus des Joris Schriften auszuziehen.

Nachdem man damit fertig war, versammelte sich den 26ten Aprill die ganze Universität nebst der ganzen Geistlichkeit, da denn die obigen ketzerischen Artikel verlesen, und als gotteslästerlich einhällig verdammet wurden. Hierauf beschloß der Magistrat, erst den Gefangenen, und dann dem Verführer sein Recht anzuthun. Da sich keiner von den erstern zu irgend einem der ihnen Schuld gegebenen Ketzereyen bekennen wollte sondern sie selbige insgesammt verabscheueten, so wurde beschlossen, sie unter den Bedingungen wieder in Freyheit zu setzen, daß sie sich in Basel nicht weiter ankaufen, mit keinen Niederländern Gemeinschaft haben, alle noch bey ihnen befindliche Davidische Bücher und Schriften ausliefern, sich der reformirten Kirche in allem gemäß betragen, und endlich alle Davidische Irrthümer in der Kirche öffentlich verdammen, der christliche Kirche Abbitte thun, und sich eidlich zu dem reformirten Glaubensbekenntnisse verstehen sollten. Nachdem sie alles dieses eidlich versprochen hatten, wurden sie insgesammt wieder auf freyen Fuß gestellet.

Ehe man aber noch das letzte Schauspiel mit ihnen aufführte, wurde ein weit ärgerlicher Auftritt mit dem Verstorbenen vorgenommen. Es wurde nehmlich den 13ten May ein Blutgericht über ihn niedergesetzt, und er

von dem Fiscal der Stadt verklagt, daß er unter dem Scheine, als wenn er der reformirten Religion zugethan, und unter einem falschen Nahmen sich im Basel eingeschlichen, daselbst zwar äußerlich fromm und tugendhaft gelebt, aber insgeheim seine Irrthümer durch Schriften ausgestreuet habe. Das Hoch nothpeinliche Halsgericht erkannte darauf zu Recht, daß diese Irrthümer noch mehr als gottlos und erzketzerisch wären, daher alle seine Schriften nebst seinem Bildnisse von dem Nachrichter verbrannt werden sollten. Auch sein Körper, der in der Lorenz-Kirche liege, sey nicht werth bey rechtgläubigen Körpern zu verfaulen und rechtgläubige Würmer zu füttern, daher derselbe wieder ausgegraben, und von dem Nachrichter unter dem Galgen verbrannt werden sollte, eben so wie geschehen müsse, wenn er sich noch wirklich am Leben befände. Dieses Urtheil ward denn bald darauf pünktlich vollzogen, sein Körper, nachdem er beynahe drey Jahre gefaulet hatte, wieder ausgescharret, an einen Pfahl gebunden, und mit seinem Bildnisse und Büchern verbrannt, zu einem lieblichen Geruche der Geistlichen in Basel und der ganzen Schweitz.

Nun war noch der letzte Act des Schauspieles übrig, der denn auch den 6ten Junii aufgeführet wurde, und wobey die Geistlichkeit eine der vornehmsten Rollen spielte. Man wählte dazu den Dienstag, da ohnehin in der

vornehmsten Pfarrkirche öffentlicher Gottesdienst war, welcher häufig besucht zu werden pflegte, und gerade um diese Zeit hatte die Geistlichkeit des Cantons einen förmlichen Synodum, daher denn dieser herrliche und göttliche Auftritt, wie es in der Baseler Schrift heißt, desto mehr Zeugen bekam. Den Sonntag vorher wurde die bevorstehende Feyerlichkeit von allen Kanzeln bekannt gemacht. Man kann sich leicht vorstellen, daß ein solches Gepränge die müssige Neugier in Menge wirde herbey gelocket haben.

Nachdem sich außer derselben und der sämmtlichen Geistlichkeit, alle zu dem Jorissischen Hause gehörige Personen, an die dreyßig in der Kirche versammelt hatten, hielt der Oberpfarrer eine Predigt von dem guten Hirten. Nachdem sie zu Ende war, ward der 130te Psalm gesungen. Unter demselben trat der Geistliche nebst einem Deputirten des Rathes vor dem Altartisch und rief hierauf die Verbrecher nahmentlich auf. Als sie sich alle in einen Kreis gestellet hatten, hielt er eine Ermahnung an sie, verlas und erklärte die ihnen Schuld gegebenen Irrthümer, zu welchen sich doch keiner von ihnen bekannt hatte, ließ sie dieselben auf das christlichste verfluchen, und ein weitläuftiges Glaubensbekenntniß ablegen, worauf sie niederknien, Gott und die Kirche um Verzeihung bitten mußten, worauf sie endlich losgesprochen, und der ganze Act mir einer Ermahnung an das Volk beschlossen wurde.

Das war der Beschluß einer Geschichte, welche nebst den Geschichten eines Servet und so vieler anderer ein merkwürdiger Beweiß des theologischen Feuereifers selbst in den protestantischen Kirchen bleiben wird, und der hier desto weniger zu entschuldigen ist, da die dem Joris Schuld gegebenen Irrthümer ein auffallender Beweis von der tiefen Unwissenheit seinem Richter sind. Er war ein Schwärmer, noch mehr ein Schwärmer der ersten Art, und in so fern mag ich ihn nicht vertheidigen; aber er war kein fanatischer, sondern ein unschädlicher Schwärmer, ein Mystiker, oder wenn man lieber will, ein Theosoph, der also nicht mit Feuer und Schwert verfolgt zu werden verdiente. Mystiker hat es zu allen Zeiten in allen Kirchen gegeben, und wo wollte man Holz genug bekommen, wenn man sie alle verbrennen wollte. Ich habe bereits in dem vorigen Theile bey dem Leben Jacob Böhms bemerkt, worauf es bey dieser Schwärmerey ankomme. Sie gründet sich darauf, daß die menschliche Seele so wie die ganze Geisterwelt ein Ausfluß aus dem göttlichen Wesen ist, und mit demselben und der ganzen Geisterwelt nur ein und eben dasselbe Ganzes ausmacht; ein uralter Satz, der in der ganzen alten Theologie und Philosophie zum Grunde liegt, und von welchem selbst die christliche Religion so viele einzelne Lehren angenommen hat. In diesem mystischen Verstande sagte Joris, er sey Chri-

stus, d. i. die göttliche Seele in ihm sey, wo nicht eben dieselbe, doch ein Theil von eben derselben, welche ehedem Christum belebt hatte; und das war denn der Satz, welchen man ihm vorzüglich zum Verbrechen machte, aber bloß, weil man ihn ganz die Quere verstand. Hatte doch schon Luther gelehret, daß ein jeder Gläubiger mit Recht sagen könne: ich bin Christus, und niemand hatte ein solches Geschrey darüber erhoben, und noch weniger ihn um deswillen des Scheiterhaufens würdig gehalten. Freylich brauchte Luther das Wort in einem andern Sinne, als der Theosoph, aber bey diesem fragte man gar nicht nach seinem Sinne, oder nach dem Zusammenhange des Ganzen, sondern nahm den Ausdruck, als wenn er sich zum Sohne Gottes im protestantischen Verstande gemacht hätte. Von eben der Art sind die übrigen ihm Schuld gegebenen Irrthümer, welche zwar immer Schwärmereyen bleiben, aber doch erträglicher erscheinen, wenn man sie in Verbindung mit dem Ganzen betrachtet. Aber das hat, so viel ich weiß, keiner von allen den vielen Gegnern des Joris gethan, sondern sie begnügen sich insgesammt damit, ihre Wuth durch die niedrigsten Schmähungen über ihn auszuschütten. So sagt z. B. noch Sagittarius, immer noch einer der glimpflichsten in seiner Introd. in Hist. eccles. Th. 1. S. 929. der Schmidschen Ausgabe: David — Georgiani sunt ii, qui pestilentissimas

haereses Davidis Georgii non dubitant approbare, et hominem maleficum, non pro Sancto, sed ipso Messia, pro quo se venditavit habere, etc. Unsere ganze Kirchengeschichte ist voll von ähnlichem Wuste und Unsinn, denn ihre Verfasser sind immer geneigter zu schmähen und zu verketzern, als zu prüfen und zu untersuchen. Die mystische und theosophische Schwärmerey hat allerdings viel Unfug in der Kirche und ganzen bürgerlichen Gesellschaft verursacht und verursacht dessen noch täglich; allein schon aus dem Umstande, daß so viele sonst vernünftige und gelehrte Männer sich zu demselben bekennen, konnte man schon schließen, daß kein solcher Unsinn darinn zum Grunde liegen könne, als man dem David Joris in den Mund legt. Das einzige wirksame Mittel aller Schwärmerey zu steuern ist eine gründliche aber auch jedermann faßliche Widerlegung des uralten Systemes der Emanation, welches der einzige Grund der Mystik, Theosophie, des Centralismus, Pantheismus und aller ähnlicher Schwärmereyen ist; aber das ist, so viel ich weiß, noch nicht geschehen, dagegen begnüget man sich mit Schmähen, Verketzern, Verfluchen, Sieden und Braten, und das ist denn freylich weit leichter als Widerlegen.

Außer der Unwissenheit der Wächter Zions und ihrer Unbekanntschaft mit der mystischen Kunstsprache, hatte wohl das vorzügli-

den Joris verhaßt gemacht, daß er gewisser Maßen zu den Wiedertäufern gehöret hatte, welche von eben derselben Schwärmerey ausgegangen waren, aber gar bald in eine fanatische Wuth übergingen. Allein ich habe oben hinlänglich gezeiget, daß er ihre Ausschweifungen jederzeit gemißbilliget und als lasterhafte und fleischliche Ausschweifungen verworfen hatte, ja daß er selbst vielen Unfug gehindert hatte, und in so fern hätte er allerdings eine öffentliche Belohnung verdient. Als ein wahrer Mystiker, und das war Joris gewiß, konnte er auch keinen Theil daran nehmen, denn dieser ist vermöge seiner Grundsätze allemal der tugendhafteste Mann, so tugendhaft, als immer ein Rechtgläubiger seyn kann, und das Zeugniß hat auch der Magistrat zu Basel dem Joris und seiner ganzen Familie öffentlich gegeben, aber damit ein so verhaßter Ketzer ja nichts gutes haben dürfte, so war es lauter verdammliche und abscheuliche Heucheley, ungeachtet niemand seiner Natur nach weniger Heuchler seyn kann, als ein wahrer Mystiker.

Ich komme endlich auf die Schriften dieses Schwärmers. Diese sind überaus zahlreich, und insgesammt in Holländischer Sprache, und ohne des Verfassers Nahmen in Holland gedruckt. Einige ausgenommen, bestehen sie insgesammt aus wenigen Bogen, und da dergleichen

chen Schriften leicht unsichtbar werden, so sind sie auch überaus selten. Eine andere Ursache ihrer Seltenheit liegt in ihrem Inhalte, und in dem allgemeinen Hasse, womit das Andenken des Verfassers verfolget ward. Sie sind alle in einer sehr mystischen größten Theils planen und deutlichen Sprache geschrieben; nur das Wunderbuch und einige wenige andere, sind in einem allegorischen Style, der freylich sehr abentheuerlich ist, und worin er dann die Schriften Jacob Böhms, seines Glaubensbruders noch übertrifft; allein Joris hatte auch nicht, so wie Böhm, Gelehrte an der Hand, welche seine Einbildungskraft leiteten, und die gröbsten Auswüchse derselben wegschnitten, sondern er blieb ganz seinem eigenen ungelehrten Verstande überlassen. Um so viel nothwendiger ist es aber auch, sein System, welches mit der im zweyten Bande, in Böhms Leben geschilderten Theosophie völlig einerley ist, nicht aus den Augen zu verlieren, wenn man nicht, wie bisher immer geschehen ist, ihm Ungereimtheiten aufbürden will, deren nur ein Verrückter fähig ist, und welche ihm nie in den Sinn gekommen sind. Sein System ist das System aller alten und neuern Platoniker und Emanations-Philosophen, und da sich darunter sehr scharfsinnige Männer befinden, so sollte man wenigstens um deswillen einige Achtung für dasselbe haben; und nach diesem Systeme schloß und urtheilte Joris sehr richtig.

Ich will hier diejenigen seiner Schriften anführen, welche mir bekannt geworden sind, glaube aber nicht, daß ich sie alle werde angeben können. Da sie insgesammt ohne Meldung des Druckortes, viele auch ohne Bezeichnung des Jahres herausgekommen sind: so will ich erst die nennen, welche mit dem Jahre der Ausgabe versehen sind, und dann die, welche gar keine Zeitbestimmung haben.

I. Schriften mit dem Jahre der Ausgabe.

1. Hoort de Stimme des Heeren, die voor dat Aengesicht des Heeren uutgaet, 1539; wieder aufgelegt, 1620, 8. Eine seiner frühesten Schriften; indessen hat er doch schon vorher dergleichen heraus gegeben, welche zum Theil mit unter den folgenden, die ohne Jahrzahl erschienen, begriffen sind. Aus der gegenwärtigen hat Arnold Th. 4, S. 240 einen Auszug gegeben. Es ist eine Ermahnung zur Frömmigkeit und Buße im mystischen Geschmacke. Er sagt darin ausdrücklich „Ich „bitte alle durch die Barmherzigkeit Gottes und „unsers Herren Jesu Christi, daß ihr von keinen „hohen Worten, die von mir in dieß Buch „geschrieben wären, schließen wollt, als schienen „etliche von mir und auf mich zu laufen, und „geneigt zu seyn. Sehet sie sind mir aus der „Feder durch den heiligen Geist geflossen, der

„mirs eingegeben, ihr glaubts denn oder nicht, „so ist der Herr mein Zeuge u. s. f.“

2. Apologie seiner Lehre an die Gräfinn Anna von Ost Friesland. 1540. Er vertheidigt sich darin wider die von ihm ausgestreuten Verläumdungen, besonders in Ansehung der ihm Schuld gegebenen Vielweiberey und Gemeinschaft der Weiber, und legt zuletzt sein Glaubensbekenntniß ab, welches denn ganz orthodox ist. Aber man weiß schon, daß sich die Mystik mit allen Religionsbekenntnissen verträgt, und sie nicht aufhebt, sondern nur näher bestimmt. Das haben diejenigen nicht bedacht, welche ihm Schuld gegeben, daß er der abgefeimste Heuchler gewesen, der den Mantel immer nach dem Winde zu drehen gewußt. Arnold hat diese Apologie, Th. 2, S. 293, und richtiger, Th. 4, S. 255 f. geliefert.

3. Wonder Boeck wie een die ick, seyt die Here, senden sal ontfangt in minen naem, dy ontfangt my: wie my ontfangt, ontfangt den die my gesonden heft. Klein Fol. ohne alle Zeitbestimmung, aber zu Deventer, 1542; und vermehrt mit etwas verändertem Titel T' Wonderboeck, waer in dat van der Werldt aen versloten gheopenbaert is. Ohne Ort 1551, Fol. Die erste Ausgabe erschien zu Deventer, und da George Ketel die Ausgabe besorgt hatte, so ward derselbe 1544 hingerichtet, so wie auch der Buchdrucker Noth das Leben da-

von brachte. Es ist indessen weiter nichts als eine Mystik in einem höchst dunkelen, verworrenen und bildlichen Style, und nächst der Verklaaringh der Scheppenissen des Joris größte und wichtigste Schrift. Die zweyte Ausgabe wird in Baumgartens Hall. Bibl. B. 5. S. 262 kurz beschrieben; vollständiger werden beyde Ausgaben, nebst ihren Abweichungen von einander in Clement's Bibl. cur. Th. 9, S. 125 f. angegeben. Es enthält Klagen über das Verderben der Menschen in allen Ständen, Ankündigung einer großen Veränderung im Reiche Christi, Anpreisung seines neuen Apostelamtes und einer bessern Verfassung des Reiches Christi.

4. Ein klarer Bericht wie der Mensch von Gott gefallen, und auf was Art er wieder zu Gott gebracht werde, und was das Haupt und der rechte Leib Christi, sammt beyder jegliches Werk sey. In Holländischer Sprache, 1543, 4; in das Hochdeutsche übersetzt, im Arnold, Th. 4, S. 311.

5. Ernstelijcke Klage, Leere unde Onderwysinge, aen alle Regenten unde Overicheden, over den nydighen bloetdorstighen aardt Belials unde Antichristi, hare Dienaren unde Medeijenooten, die daer enichsins raden unde laeren, ijemanden om t' Geloof of die Weth haerder Conscientien te mogen vervolgen oder de dooden etc. 1544, 8

Bog. in 4. Er eifert darin wider die Verfolgung und Intoleranz, und sucht zu beweisen, daß jeder, der von dem Geiste und innern Worte getrieben werde, befugt sey, andere zu lehren, daher er alle Gelehrsamkeit bey gottesdienstlichen Lehrern verwirft, weil die wahre Weisheit nur den kleinen und Unmündigen offenbaret sey; eine Lieblingsneigung aller Mystiker und Schwärmer.

6. Cort Bericht unde schriftlyck Antwoort D. I. op den Brief des Eerwaerdigen Heeren I. A. L. 1544, 10 Bogen in 4. Dieser Eerwaerdige I. A. L. ist der Ostfriesische Superintendent Johannes a Lasco, der sich mit dem Joris in einem gemeinschaftlichen Briefwechsel eingelassen, und eine bestimmte Erklärung von demselben verlangt hatte. Er vertheidiget darinn seinen Beruf zu einem Lehrer, und räth dem a Lasco, sein Gemüth erst in die gehörige Fassung zu setzen, d. i. gleichfalls ein Schwärmer zu werden, wenn er von seinen Lehren urtheilen wolle. Er schließt mit den Worten: „Was ich durch die Offen„barung im Geist und in der Wahrheit kräf„tiglich über alle Sinnen des Herzens gesehen, „gerochen, geschmeckt, betastet und gefühlt habe, „davon ists unnöthig, meine Lehre und Worte „mit Pauli zu bestätigen. Denn darum mir

„zu glauben, ist der rechte Sinn oder Grund „des göttlichen Willens nun nicht; dieweil der „Mann angekommen ist, sollen wir die kindi„schen Sachen wegwerfen.“ Auch die gewöhnliche Sprache der Mystik, welche das innere Licht (die Einbildungskraft) dem geschriebenen Worte vorziehet, und dieses nur nach jenem beurtheilet und bestimmet wissen will.

7. Von den gottlosen oder ungerechten, und von den frommen oder rechten Predigern. In Holländischer Sprache, 1544, 4; Hochdeutsch bey dem Arnold, Th. 4, S. 343.

8. Von dem rechten wahren Zion und Jerusalem, ein wahrhafter klarer Bericht, von welchem vorher gesagt, daß das Gesetz und Wort des Herrn davon ausgehen solle. 1544; wieder aufgelegt, 1614; in Hochdeutscher Sprache, bey dem Arnold, Th. 4, S. 375.

9. Van die vreemde Tonghen of Talen der Menschen, aen V myne Kinderen verschreven. 1545, 3. Bog. in 4. Er verwirft in dieser an seine fünf Kinder gerichtete Schrift, mit allen Mystikern und Theosophen, die ganze Sprach- und Schulgelehrsamkeit.

10. Von Gottes und des Menschen Erkenntniß, sammt ihrer beyder Früchten.

In Holländischer Sprache, 1545; Deutsch bey dem Arnold, Th. 4, S. 350.

11. Von der Schnödigkeit des alten und von der Tugend des neuen Menschen, Holländisch, 1545; deutsch bey dem Arnold, Th. 4, S. 356.

12. Wie ein Christ sich selbst durchbrechen, und in Christum einfließen müsse. Holländisch, 1545; deutsch bey dem Arnold, Th. 4, S. 362.

13. Disputatie, waerin die Grondt des godlijcken Religions tusschen twee concordeerende Persoonen (als Pasquillus unde Religioos) am eersten — verhandelt, unde ten laetsten deur en Iesuit teghen een Groot-Meester claerder beschkeyden unde ontdeckt werdt. 1547, 4 Bog. in 4. Wo der Jesuit als ein Mensch vorgestellet wird, der mit seinem ungelehrten aber inspirirten Geiste alle Gelehrten zu Schanden macht; ein Beweis daß Joris den kaum erst entstandenen Jesuiter-Orden ganz verkannte.

14. Traurige Klage über des Menschen Verderben. Holländisch, 1547; deutsch im Arnold, Th. 4, S. 326.

15. Warnung vor dem schädlichen Betrug des menschlichen Gutdünkels, Ehrgeitz und

Eigenweisheit. Holländisch, 1549; deutsch im Arnold, Th. 4, 323.

16. Seer schoone Aenwysingen unde grondige Ontdeckingen van die verborghen Wijsheydt Godes, sampt den heymelijcken Grondt des Nieuwen unde Olden Mensches, etc. 1550, 9 Bog. in 4. Von welcher Baumgarten Hall. Bibl. B. 5, S. 312 sagt, daß sie die Verwirrung der Begriffe, und die Erhebung seiner Einsichten ausgenommen, eine ziemlich gute paränetische Abhandlung sey.

17. Een troostlijck Blywoordt unde levendmaeckende Verstandt der warer Godlijcker Kentenissen; dat men sich in den Gheloove bevestighen, tot Eenicheyt of Ongelijckheyt der Inghelijfden Christi etc. 1550, 7½ B. in 4.

18. Waerschouwinghe voor den Dach des Heeren. 1551, 2 Bog. in 4. Auch eine Anpreisung der innern Offenbarung und eine Verwerfung aller menschlichen Gelehrsamkeit.

19. Een stichtelijck Gespreck tusschen twe Gebroederen, etc. 1551, 3½ Bog. in 4. Er sucht darin zu beweisen, daß die Seligkeit nicht in buchstäblicher Erkenntniß, sondern in der Kraft des Glaubens bestehe.

20. Een hertlijcke Wunſchinge, dat die Weerheyt — — mocht aangenomen werden. 1551, 5 Bog. in 4.

21. Dialogus, of Tſamen - Gheſpreek van twee Diſcipulen mit haren Meeſter: waerin aen overſchoone hemelſche Philoſophie verhandelt wert. 1551. $7\frac{1}{2}$ Bogen in 4.

22. Van de wereltlijcken Rechten alle waare Gelovighe. 1551. 4.

23. Een hertelycke Clagh-Reden tot Godt over't Menſchen Blintheyt. 1551. 4.

24. Een corte grondighe Verclairinghe op die invallende Reden. 1551. 4.

25. Een weynich van dem Afval wie hoe unde door wien ſy gekomen. 1551. 4.

26. Een Nadencken myns onghehoorden Ghelachs voor Godt. 1551. 4.

27. Oorſaeck waerom Godt wel eenen ſtraft der goedt taedt. 1551. 4.

28. Een ſonderlinghe onderſcheydelycke Verclaringhe van die Goet - geſchapene reyne unde quade verderflijcke Natuyre. 1552. $1\frac{1}{2}$ Bogen, in 4.

29. Een byſondere eernſthaftighe yverige Reden den Boetvaerdighen tot Trooſt, Raet unde Leere; den moetwilligen, Booſen overſt tot Dreyginge, Straf unde Waerſchouwinghe an den Dach ghegheven. 1552. $3\frac{1}{2}$ Bogen, in 4.

30. Een ernsthaftige vaderlycke Vermaninghe an den waren Kinderen Godes. 1552. 4.

31. Een jamerlyck Geclagh over den loop unde het ordeel deser Wereldt. 1552. 4.

32. Eernstlycke Waerschouwinghe tot Ondersoeckinghe &c. 1552. 4.

33. Claer Verhael waerin mede en door wye Godt vinden. 1552. 4.

34. Een droevich suchten over des Menschen Verderfnisse. 1552. 4.

35. Een hertelyck Geclagh overs Menschen Onachtsaemheyt. 1552. 4.

36. Sorch dragende voorgeven hoe wy ons Christo gantsch ghelaten. 1552. 4.

37. Berichtinge van den Spreuk Christi. Ioh. 16. 1552. 4.

38. Trouwhertighe Waerschouwinghe aen een yder die Gebieden over andere hebben. 1552. 4.

39. Een seer schoon unde heerlyck tractaet off onderwys, van Godes Gheest, Liefde unde Stemme, mit die verlooren Mensche. 1553. 1 Alphab. 6 Bogen. fol. In Form eines Gespräches zwischen dem Geiste Gottes und dem verlohrnen Menschen.

40. Volkomen Bericht, hoe men sich in Gehoorsaemheyt des Geloofs voor der olden Slangen Listicheyt — wachten moet. 1553. 4.

41. Van de rechte waare Vrede unde waerin sy te finden. 1553. 4.

42. Een naeckte Onsluytinghe unde Verclaringhe &c. 1553. 4.

43. Een vvtvloyende Reden wat het alderheyligste Geloof sy. 1553. 4.

44. Een treflycke Bewys-Reden hoe die Kinderen deser Werldt sich bevlytighen &c. 1553. 4.

45. Verklaringhe der Scheppenissen, an vyf mijn beminde Kinderen unde Ghebroeders Liefhebberen Christi alleen verschreven. 1553. fol. Ist nächst seinem Wunderbuch sein wichtigstes und weitläufigstes Werk, und da es sehr selten ist, so will ich etwas von dem Inhalte bemerken. Auf dem Titelblatte stehet in einer großen Vignette eine Abbildung der sechs Schöpfungstage in einem Zirkel, dessen Mittelpunct Gott in Gestalt eines mit einem dreyfachen Strahlenscheine umgebenen Auges ist. Es enthält in 84 Kapiteln eine mystische Erklärung der Schöpfung nach den sechs Tagewerken, eine Geschichte des Falles der ersten Menschen und der Wiederbringung durch Christum, Unterricht von dem rechten Hirten; kurz, beynahe ein vollständiges System der ganzen Mystik. Worauf Bl. 123. an ein eigener Tractat doch ohne Ueberschrift folgt, wie es in der Gemeine Christi in den letzten Zeiten zugehen soll.

46. Was Gottes Werk an uns befördere, und wir im gegenwärtigen, dieweil es Tag ist, zu arbeiten, auch was für ein Leben

wir hier in der Zeit zu verlieren haben. Holländisch, 1553. deutsch im Arnold, Th. 4. S. 366.

47. Christelycke Waerschouwinghe aen allen Regenten unde Overicheden, hoch unde nederen Standts. 1554. $6\frac{1}{4}$ Bogen, in 4. Er warnt die Obrigkeiten, niemanden seines Glaubens wegen zu verfolgen und noch weniger zu tödten, klagt aber zugleich über das allgemeine Verderben, welches er von der Verkehrtheit der öffentlichen Lehrer ableitet; welche Klage zu seiner Zeit leider nur zu sehr gegründet war.

48. Wat die Weth (das Gesetz) sy, waerom unde toe sy nootwendigh ghegheven, unde wat onderscheyt dat tusschen die wercken des Weths Mosis unde tusschen die Wercken des Weths Christi sy. 1554. 15 Bogen in 4.

49. Bysondere kraftighe Reden, godt-salighe herlijcke Leeringen unde Vermaningen tot Aenneminghe der Godtlijcker Waerheydt. 1554. 4 Bog. 4.

50. Van den toekomstigen Dach des Heeren. 1554. 4.

51. Beclagh over des Menschen corten Tyt die hy so lichtvaerdigh deurbrenght. 1554. 4to.

52. Een schoen Onderwys hoe en yeder te recht bidden, suchten en clagen sal. 1554. 4.

53. Een ernsthaftigh Vermaen aen alle Vnachtsamen. 1554. 4.

54. Van die rechte ware kentenisse Christi. 1554. 4.

55. Summarische Verklaringhe op den Spreuk Pauli Rom. 14, 22. 1555. 4.

56. Onderscheyt van den Aart der Godtlycken unde Vngodtlycken. 1555. 4.

57. Claer Bericht hoe Godt uut Liefde den Mensche selfthuys komt. 1555. 4.

58. Alle vaten sichtmen wtgheven wat sy inhebben; alsoe moeten alle Natueren der Kruyden, Creatueren unde Vruchten der Aerden van ghelijck, haer vermoeghen unde aert na, voortbrenghen, weer sy willen oder niet: even is my dit ten ghoede geschiet. Im Ianuario 1556. 18 Bogen in fol.

59. Van die Aart, Blindheyt, Dwalinghe unde Duysternisse deser arge boose Werelt, wie unde welcke hat Lichaem Christi syn, mit Aenwysinghe des rechten Wechs. Im Ianuario, 1556. 6½ Bogen, in 4.

60. Een onderscheydelych Bericht hoe unde in wat manceren de Geloovighen etc. 1556, 4.

61. Trouwhertighe Vermaanighe tot den Dienst Godes. 1556. 4.

62. Antwort unde Onderricht D. I. op die Vraghe unde Voorgheven des welgheleerten Heeren *Scipionis* N. namelijk: Of der Wysen Wysheyt oder menschelijcke Gheleertheyd niet

nutlijck oder nootwendig sy voor den Gheloovighen, die heylighe Godtlijcke Schrift te bet te verstaen, als sommighe meenen? Im Martio 1556. 5 Bogen, in 4. Vermuthlich seine letzte Schrift, indem er bald darauf starb. Sie enthält die allen Mystikern gewöhnliche und von ihm schon mehrmals geäusserte Herabwürdigung der Vernunft und Gelehrsamkeit, und Erhebung des innern Lichtes.

2. Schriften ohne Jahrzahl.

63. Een waerachtige fyne Reden unde gesprech tusschen twee Ghebroederen A. unde N. wt den goden schat eens milden Herten gheobersten oder gheuloeyt. 3 Bog. in 4. Enthält wieder Klagen über die Gelehrsamkeit.

64. Een suyverlijcke Bewijsreden van Godes Wort, wie sich 't selve te hooren, te kennen unde recht nae den Gheest te hebben beroemen mach. 8¼ Bogen in 4. Wo er nach Art aller Mystiker das innere Wort, welches Geist und Leben sey, von dem geschriebenen todten Worte unterscheidet.

65. Waerachtige Aenwysinghe unde claer Verhael van die wederbrenghinge des Menschen etc. 8 Bogen in 4. Wo er alles von einer unmittelbaren Einwirkung Gottes in den Menschen herleitet, wodurch dieser von sich selbst ausgehet, und in Gott eingehet.

66. Een nootwendich Vermaanen unde bedachte Reden, allen Ghoetwilligen in een

opſcen ter Beteringe voorgeſchreven. $3\frac{1}{4}$ Bog. in 4. Eine Sammlung moraliſcher Betrachtungen von der wahren Beſchaffenheit der Gläubigen.

67. Een Godtlycke Antwort unde cort Onderwijs op die Vragen: of men oock meer der Leeringe of beter Bericht, als in die voorbeſchrevene, heglighe Schrift gemeldt of aengeteyckent, van nooden heft. 2 Bogen in 4. Wo er das innere Licht, doch mit vieler Behutſamkeit empfiehlet.

68. Een Dialogus of Tweeſpraeck tuſſchen Peter unde Jan, twe Godtlijcke Gheleerde welſpreekende verſtandige Mannen. 5 Bogen in 4. Wieder eine Declamation gegen alle menſchliche Gelehrſamkeit.

69. Spreuken der Wijsheyt na die Kentniſſe des hemelſchen eewigen Waerheyts. 39 Bog. in 4.

70. Van den rechten waren Aart unde Craft des Gheloofs; oocn hoe die Gheloovigen in Krijchsnooden ſich holden unde dragen ſullen. $2\frac{1}{4}$ Bog. in 4.

71. Een leerlijck unde chriſtlijck Gheſpreek tuſſchen een Godtgheleert, Bibelſch gheleert, unde Sophiſt gheleert, waerin verhandelt wert het rechte Verſtant der Waerheydt Chriſti etc. 20 Bogen in Fol.

72. Een vaſte ongrondtlijcke Grondt unde ſeekere Toeverſicht des waren Gheloofs unde Vertrouwens aen Godt unde ſynen Chriſtum. 2 Bogen in 4.

73. Heftige unde ſtercke Reden ſijnder Sendinghe, mit Ontſchuldinge eeniger Schelt-woorden unde meer andere invallende Godt-ſalige Vermaaninghen. $4\frac{1}{4}$ Bog. in 4.

74. Chriſtelycke Sendbrieven. Vier Theile in 4., von welchen Reimmann in Catal. Bibl. theol. S. 708. handelt.

75. Den Ongheloovigen, Twyfelachtigen unde Wantrouwenden gheſchreven. In 4.

76. Van menigerley Aart der Menſchen Vianden - - - wieder aufgelegt 1616, 1620, 8.

77. Een der Paradyſcher Rivieren wt-vloet. - - - wieder aufgelegt, 1620, 8.

78. Van dat recht Voet waſſchen. - - - wieder aufgelegt, 1610, 8.

79. Die Eerſte ſullen die Laetſte, die Laetſte die Eerſte ſyn - - - wieder aufgelegt, 1610, 8.

80. Van 't Gheloof een heylich wacker Vermanen - - - wieder aufgelegt, 1616, 8.; teutſch im Arnold Th. 4, S. 385.

81. Een cort ende leerlyk tractaet wat dat Wort Duyvel ſy ende hoe men 't ſelvighe in die h. Schrift verſtaen ſal. - - - wieder auf-gelegt 1616, 8.

82. Die acht Saligheden - - - wieder auf-gelegt, 1616, 8.

83. Schrift von der Tödtung des Fleisches. In Holländischer Sprache. Deutsch im Arnold, Th. 4. S. 306.

84. Von der wahren Gemeine Christi, und welches die rechten Ketzer sind. Holländisch. Deutsch im Arnold, Th. 4, S. 308.

85. Klare Anzeigung, dabey man wissen, merken, erkennen und sehen kann, wo oder bey wem der rechte Glaube ist, oder wer sich dessen berühmen, und darunter zu stehen dünken möge. Holländisch. Deutsch im Arnold, Th. 4, S. 329.

86. Erklärung des 7ten Kapitels an die Römer. Holländisch - - - wieder aufgelegt, 1614. Deutsch im Arnold, Th. 4, S. 336.

87. Von der Allmacht, Gerechtigkeit und Barmherzigkeit. Holländisch. Deutsch im Arnold, Th. 4. S. 372.

88. Vermahnung und Lehre mit bequemen Gleichnissen ausgesprochen, zur Gottseligkeit dienlich. Holländisch. Deutsch im Arnold, Th. 4, S. 397.

Bayerische Staatsbibliothek München

216.

Bd 5 vermißt

1-4 und 6.7 = XXXXXX

XII.83

IV.85

XXXX

XII.88

II.90

IBR Nr. 4197
Jahr: 1992

BSB Bayerische StaatsBibliothek

MDZ Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Adelung, Johann Christoph, 1734-1806

Geschichte der menschlichen Narrheit, oder Lebensbeschreibungen berühmter Schwarzkünstler, Goldmacher, Teufelsbanner, Zeichen- und Liniendeuter, Schwärmer, Wahrsager, und anderer philosophischer Unholden
Bd.: 3

Leipzig (1787)

Biogr.c. 7 ed-3
urn:nbn:de:bvb:12-bsb10069548-2
VD18 90096339